Art. 127 k/(2

Art. 127 K (2, 1

Ueber

Kunſt und Alterthum.

Von

Goethe.

2

Zweyten Bandes erſtes Heft.

Stuttgard,
in der Cottaiſchen Buchhandlung.
1818.

(1 Bd. in Schtd

Bemerkungen über die aufgefundene Original-Zeichnung des Domes zu Köln, von Georg Moller. Nebſt 9 Kupfertafeln in groß Folio. Darmſtadt 1818. Bey Heyer und Leske.

Kaiſer Friedrich I. Barbaroſſa Palaſt in der Burg Gelnhauſen. Von Bernhard Hundeshagen. Mit 13 Kupfer-Abdrücken. Auf Koſten des Verfaſſers.

Beyde Werke empfehlen ſich ſelbſt jedem Freunde der Kunſtgeſchichte.

Art. 127^k (2,1

Kunſt und Alterthum.

Schwerdgeburth del. et sculps.

Ueber

Kunſt und Alterthum.

Von

Goethe.

Zweyter Band.

Stuttgard,
in der Cottaiſchen Buchhandlung.
1818.

Wb 167/1722

Ueber

Kunſt und Alterthum.

Von

Goethe.

Zweyten Bandes erſtes Heft.
Mit einem Kupfer.

Stuttgard,
in der Cottaiſchen Buchhandlung.
1818.

Wb/67/1722

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bildende Kunſt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Myrons Kuh.

Myron, ein griechiſcher Bildner, verfertigte ohngefähr vierhundert Jahre vor unſerer Zeitrechnung eine Kuh von Erz, welche Cicero zu Athen, Procopius im ſiebenten Jahrhundert zu Rom, ſah, alſo daß über tauſend Jahre dieſes Kunſtwerk die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf ſich gezogen. Es ſind uns von demſelben mancherley Nachrichten übrig geblieben; allein wir können uns doch daraus keine deutliche Vorſtellung des eigentlichen Gebildes machen; ja was noch ſonderbarer ſcheinen muß, Epigramme, ſechsunddreyſig an der Zahl, ha-

ben uns bisher eben ſo wenig genutzt, ſie ſind nur merkwürdig geworden als Verirrungen poetiſirender Kunſtbeſchauer. Man findet ſie eintönig, ſie ſtellen nicht dar, ſie belehren uns nicht. Sie verwirren vielmehr den Begriff, den man ſich von der verlorenen Geſtalt machen möchte, als daß ſie ihn beſtimmten.

Genannte und ungenannte Dichter ſcheinen in dieſen rhythmiſchen Scherzen mehr unter einander zu wetteifern, als mit dem Kunſtwerke; ſie wiſſen nichts davon zu ſagen, als daß ſie ſämmtlich die große Natürlichkeit deſſelben anzupreißen befliſſen ſind. Ein ſolches Dilettantenlob iſt aber höchſt verdächtig.

Denn, bis zur Verwechſelung mit der Natur, Natürlichkeit darzuſtellen, war gewiß nicht Myrons Beſtreben, der, als unmittelbarer Nachfolger von Phidias und Polyclet, in einem höheren Sinne verfuhr, beſchäftigt war Athleten, ja ſogar den Hercules zu bil-

den und gewiß ſeinen Werken Styl zu geben, ſie von der Natur abzuſondern wußte.

Man kann als ausgemacht annehmen, daß im Alterthum kein Werk berühmt worden, das nicht von vorzüglicher Erfindung geweſen wäre: denn dieſe iſt's doch die am Ende den Kenner, wie die Menge entzückt. Wie mag denn aber Myron eine Kuh wichtig, bedeutend und für die Aufmerkſamkeit der Menge durch Jahrhunderte durch anziehend gemacht haben?

Die ſämmtlichen Epigramme preißen durchaus an ihr Wahrheit und Natürlichkeit und wiſſen die mögliche Verwechſelung mit dem Wirklichen nicht genug hervorzuheben. Ein Löwe will die Kuh zerreißen, ein Stier ſie beſpringen, ein Kalb an ihr ſaugen, die übrige Herde ſchließt ſich an ſie an, der Hirte wirft einen Stein nach ihr, um ſie von der Stelle zu bewegen, er ſchlägt nach ihr, er peitſcht

ſie, er butet ſie an; der Ackersmann bringt Kummet und Pflug ſie einzuſpannen, ein Dieb will ſie ſtehlen, eine Bremſe ſetzt ſich auf ihr Fell, ja Myron ſelbſt verwechſelt ſie mit den übrigen Kühen ſeiner Herde.

Offenbar ſtrebt hier ein Dichter, den andern mit leeren redneriſchen Floskeln zu überbieten und die eigentliche Geſtalt, die Handlung der Kuh bleibt immer im Dunkeln. Nun ſoll ſie zuletzt gar noch brüllen; dieſes fehlte freylich noch zum Natürlichen. Aber eine brüllende Kuh, in ſo fern ſie plaſtiſch vorzuſtellen wäre, iſt ein ſo gemeines und noch dazu unbeſtimmtes Motiv, daß es der hochſinnige Grieche unmöglich brauchen konnte.

Wie gemein es ſey fällt Jedermann in die Augen, aber unbeſtimmt und unbedeutend iſt es dazu. Sie kann brüllen nach der Weide, nach der Herde, dem Stier, dem Kalbe, nach dem Stalle, der Melkerin und wer weiß

nach was allem. Auch ſagen die Epigramme keineswegs, daß ſie gebrüllt habe, nur daß ſie brüllen würde, wenn ſie Eingeweide hätte, ſo wie ſie ſich fortbewegen würde, wenn ſie nicht an das Piedeſtal angegoſſen wäre.

Sollten wir aber nicht troß aller dieſer Hinderniſſe doch zum Zwecke gelangen und uns das Kunſtwerk vergegenwärtigen, wenn wir alle die falſchen Umſtände, welche in den Epigrammen enthalten ſind ablöſen und den wahren Umſtand übrig zu behalten ſuchen.

Niemand wird in der Nähe dieſer Kuh, oder als Gegen- und Mitbild einen Löwen, den Stier, den Hirten, die übrige Herde, den Ackersmann, den Dieb oder die Bremſe denken. Aber ein Lebendiges konnte der Künſtler ihr zugeſellen und zwar das einzige Mögliche und Schickliche, das Kalb. Es war eine ſäugende Kuh: denn nur in ſo fern ſie ſäugt iſt es erſt eine Kuh, die uns, als Herdenbe-

ſitzern, bloß durch Fortpflanzung und Nahrung, durch Milch und Kalb bedeutend wird.

Wirft man nun alle jene fremden Blumen hinweg, womit die Dichter, und vielleicht manche derſelben ohne eigne Anſchauung, das Kunſtwerk zu ſchmücken glaubten, ſo ſagen mehrere Epigramme ausdrücklich, daß es eine Kuh mit dem Kalbe, daß es eine ſäugende Kuh geweſen.

Myron formte, Wandrer! die Kuh; das Kalb ſie erblickend
Nahet lechzend ſich ihr, glaubet die Mutter zu ſehn.

Armes Kalb! was nahſt du dich mir mit bittendem Blöcken
Milch in's Eiter hat mir nicht geſchaffen die Kunſt.

Wollte man jedoch gegen die Entſchiedenheit dieſer beyden Gedichte einigen Zweifel

erregen und behaupten, es ſey hier das Kalb wie die übrigen hinzugedichteten Weſen auch nur eine poetiſche Figur, ſo erhalten ſie doch durch Nachſtehendes eine unwiderſprechliche Bekräftigung:

Vorbey Hirt bey der Kuh und deine Flöte
ſchweige!
Daß ungeſtört ihr Kalb ſie ſäuge.

Flöte heißt hier offenbar das Horn, worein der Hirte ſtößt, um die Herde in Bewegung zu ſetzen. Er ſoll in ihrer Nähe nicht duten, damit ſie ſich nicht rühre, das Kalb iſt hier nicht ſupponirt, ſondern wirklich bey ihr und wird für ſo lebendig angeſprochen, als ſie ſelbſt.

Bleibt nun hierüber kein Zweifel übrig, finden wir uns nunmehr auf der rechten Spur, haben wir das wahre Attribut von den eingebildeten, das plaſtiſche Beywerk von den poetiſchen abzuſondern gewußt, ſo haben wir uns noch mehr zu freuen daß zu Voll-

endung unſerer Abſicht, zum Lohne unſeres Bemühens uns eine Abbildung aus dem Alterthume überliefert worden, ſie iſt auf den Münzen von Dyrrhachium oft genug wiederholt, in der Hauptſache ſich immer gleich. Wir fügen einen Umriß davon hier bey und ſähen gern, durch geſchickte Künſtler, die flach erhabene Arbeit wieder zur Statüe verwandelt.

Da nun dieß herrliche Werk, wenn auch nur in entfernter Nachbildung, abermals vor den Augen der Kenner ſteht, ſo darf ich die Vortrefflichkeit der Compoſition wohl nicht umſtändlich herausheben. Die Mutter, ſtramm auf ihren Füßen wie auf Säulen, bereitet durch ihren prächtigen Körper dem jungen Säugling ein Obdach; wie in einer Niſche, einer Zelle, einem Heiligthum, iſt das kleine nahrungsbedürftige Geſchöpf eingefaßt und füllt den organiſch umgebenen Raum mit der größten Zierlichkeit aus. Die halbknieende Stellung, gleich einem Bittenden, das aufge-

richtete Haupt, gleich einem Flehenden und Empfangenden, die gelinde Anſtrengung, die zarte Heftigkeit, alles iſt in den beſten dieſer Copien angedeutet, was dort im Original über allen Begriff muß vollendet geweſen ſeyn. Und nun wendet die Mutter das Haupt nach Innen und die Gruppe ſchließt ſich auf die vollkommenſte Weiſe ſelbſt ab. Sie concentrirt den Blick, die Betrachtung, die Theilnahme des Beſchauenden und er mag, er kann ſich nichts draußen, nichts daneben, nichts anders denken, wie eigentlich ein vortreffliches Kunſtwerk alles Uebrige ausſchließen und für den Augenblick vernichten ſoll.

Die techniſche Weisheit dieſer Gruppe, das Gleichgewicht im Ungleichen, der Gegenſatz des Aehnlichen, die Harmonie des Unähnlichen und alles was mit Worten kaum ausgeſprochen werden kann, verehre der bildende Künſtler. Wir aber äußern hier ohne Bedenken die Behauptung, daß die Naivetät

der Conception und nicht die Natürlichkeit der Ausführung das ganze Alterthum entzückt hat.

Das Säugen iſt eine thieriſche Function und bey vierfüßigen Thieren von großer Anmuth. Das ſtarre bewußtloſe Staunen des ſäugenden Geſchöpfes, die bewegliche bewußte Thätigkeit des Geſäugten ſtehen in dem herrlichſten Contraſt. Das Fohlen, ſchon zu ziemlicher Größe erwachſen, kniet nieder, um ſich dem Eyter zu bequemen, aus dem es ſtoßweiſe die erwünſchte Nahrung zieht. Die Mutter, halb verletzt, halb erleichtert, ſchaut ſich um und durch dieſen Act entſpringt das vertraulichſte Bild. Wir andern Städtebewohner erblicken ſeltner die Kuh mit dem Kalbe, die Stute mit dem Fohlen; aber bey jedem Frühlingsſpaziergang können wir dieſen Act an Schaafen und Lämmern mit Ergetzen gewahr werden, und ich fordere jeden Freund der Natur und Kunſt auf ſolchen

über Wies und Feld zerſtreuten Gruppen mehr Aufmerkſamkeit als bisher zu ſchenken.

Wenden wir uns nun wieder zu dem Kunſtwerk, ſo werden wir zu der allgemeinen Bemerkung veranlaßt, daß thieriſche Geſtalten, einzeln oder geſellt, ſich hauptſächlich zu Darſtellungen qualificiren die nur von einer Seite geſehen werden, weil alles Intereſſe auf der Seite liegt, wohin der Kopf gewendet iſt; deshalb eignen ſie ſich zu Niſchen- und Wandbildern ſo wie zum Basrelief, und gerade dadurch konnte uns Myrons Kuh, auch flach erhoben, ſo vollkommen überliefert werden.

Von den wie billig ſo ſehr geprießenen Thierbildungen wenden wir uns zu der noch preißwürdigeren Götterbildung. Unmöglich wäre es einem griechiſchen plaſtiſchen Künſtler geweſen eine Göttin ſäugend vorzuſtellen. Juno, die dem Hercules die Bruſt reicht,

wird dem Poeten verziehen, wegen der ungeheueren Wirkung die er hervorbringt, indem er die Milchſtraße durch den verſprützten göttlichen Nahrungsſaft entſtehn läßt. Der bildende Künſtler verwirft dergleichen ganz und gar. Einer Juno, einer Pallas in Marmor, Erz oder Elfenbein, einen Sohn zuzugeſellen, wäre für dieſe Majeſtäten höchſt erniedrigend geweſen. Venus, durch ihren Gürtel eine ewige Jungfrau, hat im höheren Alterthum keinen Sohn; Eros, Amor, Cupido ſelbſt, erſcheinen als Ausgeburten der Urzeit, Aphroditen wohl zugeſellt, aber nicht ſo nahe verwandt.

Untergeordnete Weſen, Heroinen, Nymphen, Faunen, welchen die Dienſte der Ammen, der Erzieher zugetheilt ſind, mögen allenfalls für einen Knaben Sorge tragend erſcheinen, da Jupiter ſelbſt von einer Nymphe wo nicht gar von einer Ziege genährt worden, andere Götter und Heroen gleichfalls eine wilde

Erziehung im Verborgenen genoſſen. Wer gedenkt hier nicht der Amalthea, des Chirons und ſo mancher andern.

Bildende Künſtler jedoch haben ihren großen Sinn und Geſchmack am höchſten dadurch bethätigt, daß ſie ſich der thieriſchen Handlung des Säugens an Halbmenſchen erfreut. Davon zeigt uns ein leuchtendes Beyſpiel jene Centaurenfamilie des Zeuxis. Die Centaurin, auf das Gras hingeſtreckt, giebt der jüngſten Ausgeburt ihres Doppelweſens die Milch der Mutterbruſt, indeſſen ein anderes Thierkind ſich an den Zitzen der Stute erlabt, und der Vater einen erbeuteten jungen Löwen hinten herein zeigt. So iſt uns auch ein ſchönes Familienbild von Waſſergöttern auf einem geſchnittenen Stein übriggeblieben, wahrſcheinlich Nachbildung einer der berühmten Gruppen des Scopas.

Ein Tritonen-Ehepaar zieht geruhig durch die Fluthen, ein kleiner Fiſchknabe ſchwimmt

munter voraus, ein anderer, dem das ſalzige Element auf die Milch der Mutter noch nicht ſchmecken mag, ſtrebt an ihr hinauf, ſie hilft ihm nach, indeſſen ſie ein jüngſtes an die Bruſt geſchloſſen trägt. Anmuthiger iſt nicht leicht etwas gedacht und ausgeführt.

Wie manches Aehnliche übergehen wir, wodurch uns die großen Alten belehrt wie höchſt ſchätzbar die Natur auf allen ihren Stufen ſey, da wo ſie mit dem Haupte den göttlichen Himmel und da wo ſie mit den Füßen die thieriſche Erde berührt.

Noch einer Darſtellung jedoch können wir nicht geſchweigen, es iſt die römiſche Wölfinn. Man ſehe ſie wo man will, auch in der geringſten Nachbildung, ſo erregt ſie immer ein hohes Vergnügen. Wenn an dem zizenreichen Leibe dieſer wilden Beſtie ſich zwey Heldenkinder einer würdigen Nahrung erfreuen und ſich das fürchterliche Scheuſal des Waldes auch

mütterlich nach dieſen fremden Gaſtſäuglingen umſieht, der Menſch mit dem wilden Thiere auf das Zärtlichſte in Contract kommt, das zerreißende Monſtrum ſich als Mutter, als Pflegerin darſtellt; ſo kann man wohl einem ſolchen Wunder auch eine wundervolle Wirkung für die Welt erwarten. Sollte die Sage nicht durch den bildenden Künſtler zuerſt entſprungen ſeyn? der einen ſolchen Gedanken plaſtiſch am beſten zu ſchätzen wußte.

Wie ſchwach erſcheint aber, mit ſo großen Conceptionen verglichen, eine Augusta Puerpera, — — — — — — —.

Der Sinn und das Beſtreben der Griechen iſt, den Menſchen zu vergöttern, nicht die Gottheit zu vermenſchen. Hier iſt ein Theomorphism, kein Anthropomorphism! Ferner ſoll nicht das Thieriſche am Menſchen geadelt werden, ſondern das Menſchliche des Thiers werde hervorgehoben, damit wir uns

in höherm Kunſtſinne daran ergetzen, wie wir es ja ſchon, nach einem unwiderſtehlichen Naturtrieb, an lebenden Thiergeſchöpfen thun, die wir uns ſo gern zu Geſellen und Dienern erwählen.

Schauen wir nun nochmals auf Myrons Kuh zurück, ſo bringen wir noch einige Vermuthungen nach, die nämlich, daß er eine junge Kuh vorgeſtellt, welche zum erſten Male gekalbt; ferner, daß ſie vielleicht unter Lebensgröße geweſen.

Wir wiederholen ſodann das oben zuerſt Geſagte, daß ein Künſtler wie Myron nicht das ſogenannte Natürliche zu gemeiner Täuſchung geſucht haben könne, ſondern daß er den Sinn der Natur aufzufaſſen und auszudrücken gewußt. Der Menge, dem Dilettanten, dem Redner, dem Dichter iſt zu verzeihen, wenn er das was im Bilde die höchſte abſichtliche Kunſt iſt, nämlich den harmoni-

ſchen Effect, welcher Seele und Geiſt des Beſchauers auf Einen Punct concentrirt, als rein natürlich empfindet, weil es ſich als höchſte Natur mittheilt; aber unverzeihlich wäre es nur einen Augenblick zu behaupten, daß dem hohen Myron, dem Nachfolger des Phidias, dem Vorfahren des Praxiteles, bey der Vollendung ſeines Werks, das Seelenvolle, die Anmuth des Ausdrucks gemangelt habe.

Zum Schluſſe ſey uns erlaubt, ein paar moderne Epigramme beyzubringen, und zwar das erſte von Menage, welcher Juno auf dieſe Kuh eiferſüchtig ſeyn läßt, weil ſie ihr eine zweyte Io vorzubilden ſcheint. Dieſem braven Neueren iſt alſo zuerſt beygegangen, daß es im Alterthum ſo viele ideelle Thiergeſtalten giebt, ja daß ſie, bey ſo vielen Liebeshändeln und Metamorphoſen, ſehr geeignet ſind das Zuſammentreffen von Göttern und Menſchen zu vermitteln. Ein hoher Kunſt=

begriff, auf den man bey Beurtheilung alter Arbeiten wohl zu merken hat.

Als ſie das Kühlein erſah, dein ehernes, eiferte Juno,
Myron! ſie glaubte fürwahr Inachus Tochter zu ſehn.

Zuletzt aber mögen einige rhythmiſche Zeilen ſtehen, die unſere Anſicht gedrängt darzuſtellen geeignet ſind.

Daß du die Herrlichſte biſt, Admetos Herden ein Schmuck wärſt,
Selber des Sonnengotts Rindern Entſprungene ſcheinſt;
Alles reißet zum Staunen mich hin! zum Preiße des Künſtlers —
Doch daß du mütterlich auch fühleſt, es ziehet mich an.

Jena,
den 20ſten November 1812.

G.

Philoſtrats Gemälde.

Was uns von Poeſie und Proſa aus den beſten griechiſchen Tagen übrig geblieben giebt uns die Ueberzeugung daß alles was jene hochbegabte Nation in Worte verfaßt, um es mündlich oder ſchriftlich zu überliefern, aus unmittelbarem Anſchauen der äußern und innern Welt hervorgegangen ſey. Ihre älteſte Mythologie perſonificirt die wichtigſten Ereigniſſe des Himmels und der Erde, individualiſirt das allgemeinſte Menſchenſchickſal, die unvermeidlichen Thaten und unausweichlichen Duldungen eines immer ſich erneuenden ſeltſamen Geſchlechts. Poeſie und bildende Kunſt finden hier das freiſte Feld, wo eine der an-

dern immer neue Vortheile zuweiſt, indem beyde in ewigem Wettſtreit ſich zu befehden ſcheinen.

Die bildende Kunſt ergreift die alten Fabeln und bedient ſich ihrer zu den nächſten Zwecken, ſie reizt das Auge um es zu befriedigen, ſie fordert den Geiſt auf um ihn zu kräftigen, und bald kann der Poet dem Ohr nichts mehr überliefern was der Bildkünſtler nicht ſchon dem Auge gebracht hätte. Und ſo ſteigern ſich wechſelsweiſe Einbildungskraft und Wirklichkeit, bis ſie endlich das höchſte Ziel erreichen, ſie kommen der Religion zu Hülfe und ſtellen den Gott, deſſen Wink die Himmel erſchüttert, der anbetenden Menſchheit vor Augen.

In dieſem Sinn haben alle neuere Kunſtfreunde, die auf dem Wege den uns Winkelmann vorzeichnete treulich verharrten, die alten Beſchreibungen verlorener Kunſtwerke,

mit übriggebliebenen Nachbildungen und Nachahmungen derſelben, immer gern verglichen und ſich dem geiſtreichen Geſchäft ergeben völlig Verlorenes im Sinne der Alten wieder herzuſtellen; welches ſchwieriger oder leichter ſeyn mag als der neue Zeitſinn von jenem abweicht oder ihm ſich nähert.

So haben denn auch die Weimariſchen Kunſtfreunde, früherer Bemühungen um Polygnots Gemälde nicht zu gedenken, ſich an der Philoſtrate Schilderungen vielfach geübt und würden eine Folge derſelben mit Kupfern herausgegeben haben, wenn die Schickſale der Welt und der Kunſt das Unternehmen nur einigermaßen begünſtigt hätten; doch jene waren zu rauh und dieſe zu weich, und ſo mußte das frohe Große und das heitere Gute leider zurückſtehen.

Damit nun aber nicht alles verloren gehe werden die Vorarbeiten mitgetheilt, wie wir

ſie ſchon ſeit mehreren Jahren zu eigener Belehrung eingeleitet. Zuerſt alſo wird vorausgeſetzt daß die Gemälde=Gallerie wirklich exiſtirt habe, und daß man den Redner loben müſſe wegen des zeitgemäßen Gedankens ſie in Gegenwart von wohlgebildeten Jünglingen und hoffnungsvollen Knaben auszulegen und zugleich einen angenehmen und nützlichen Unterricht zu ertheilen. An hiſtoriſch=politiſchen Gegenſtänden ſeine Kunſt zu üben war ſchon längſt dem Sophiſten unterſagt; moraliſche Probleme waren bis zum Ueberdruß durchgearbeitet und erſchöpft; nun blieb das Gebiet der Kunſt noch übrig, wohin man ſich mit ſeinen Schülern flüchtete, um an gegebenen harmloſen Darſtellungen ſeine Fertigkeiten zu zeigen und zu entwickeln.

Hieraus entſteht aber für uns die große Schwierigkeit zu ſondern was jene heitere Geſellſchaft wirklich angeſchaut und was wohl redneriſche Zuthat ſeyn möchte. Hiezu ſind

uns in der neuern Zeit ſehr viele Mittel gegeben. Herkulaniſche, Pompejiſche und andere neuentdeckte Gemälde, beſonders auch Moſaiken machen es möglich Geiſt und Einbildungskraft in jene Kunſtepoche zu erheben.

Erfreulich, ja verdienſtlich iſt dieſe Bemühung, da neuere Künſtler in dieſem Sinne wenig arbeiteten. Aus den Werken der Byzantiner und der erſten Florentiniſchen Künſtler ließen ſich Beyſpiele anführen daß ſie auf eigenem Wege nach ähnlichen Zwecken geſtrebt, die man jedoch nach und nach aus den Augen verloren. Nun aber zeigt Julius Roman allein in ſeinen Werken deutlich daß er die Philoſtrate geleſen, weshalb auch von ſeinen Bildern manches angeführt und eingeſchaltet wird. Jüngere talentvolle Künſtler der neueren Zeit, die ſich mit dieſem Sinne vertraut machten, trügen zu Wiederherſtellung der Kunſt in's kraftvolle, anmuthige Leben,

worin ſie ganz allein gedeihen kann, gewiß ſehr vieles bey.

Aber nicht allein die Schwierigkeit aus redneriſchen Ueberlieferungen ſich das eigentlich Dargeſtellte rein zu entwickeln, hat eine glückliche Wirkung der Philoſtratiſchen Gemälde gehindert, eben ſo ſchlimm, ja noch ſchlimmer iſt die Verworrenheit, in welcher dieſe Bilder hinter einander aufgeführt werden. Braucht man dort ſchon angeſtrengte Aufmerkſamkeit, ſo wird man hier ganz verwirrt. Deswegen war unſere erſte Sorgfalt die Bilder zu ſondern, alsdann unter Rubriken zu theilen, wenn gleich nicht mit der größten Strenge. Und ſo bringen wir nach und nach zum Vortrag:

I. Hochheroiſchen-tragiſchen Inhalts, zielen meiſt auf Tod und Verderben heldenmüthiger Männer und Frauen. Hieran ſchließt ſich, damit die Welt nicht entvöl-

kert werde II. Liebesannäherung und Bewerbung, deren Gelingen und Mißlingen. Daraus erfolgt III. Geburt und Erziehung. Sodann tritt uns IV. Herkules kräftig entgegen, welcher ein beſonderes Capitel füllt. Die Alten behaupten ohnedieß daß Poeſie von dieſem Helden ausgegangen ſey. „Denn die Dichtkunſt beſchäftigte ſich vorher nur mit Götterſprüchen, und entſtund erſt mit Herkules, Alkmenens Sohn.“ Auch iſt er der herrlichſte, die mannigfaltigſten Abwechſelungen darbietende und herbeyführende Charakter. Unmittelbar verbindet ſich V. Kämpfen und Ringen aufs mächtigſte. IV. Jäger und Jagden drängen ſich kühn und lebensmuthig heran. Zu gefälliger Ableitung tritt VII. Poeſie, Geſang und Tanz an den Reihen mit unendlicher Anmuth. Die Darſtellung von Gegenden folgt ſodann, wir finden VIII. viele See- und Waſſerſtücke, wenig Landſchaften. IX. Einige Stilleben fehlen auch nicht.

In dem nachfolgenden Verzeichniß werden die Gegenſtände zur Ueberſicht nur kurz angegeben; die Ausführung einzelner läßt ſich nach und nach mittheilen. Die hinter jedem Bilde angezeichneten römiſchen Zahlen deuten auf das Erſte und Zweite Buch Philoſtrats. Jun. weiſt auf die Ueberlieferung des Jüngeren. Eben ſo deuten die arabiſchen Zahlen auf die Folge wie die Bilder im griechiſchen Text geordnet ſind. Was den Herkulaniſchen Alterthümern und neueren Künſtlern angehört iſt gleichfalls angezeichnet.

Antike Gemälde-Gallerie.

I. Hoch-heroiſchen, tragiſchen Inhalts.

1. Antilochus; vor Troja getödteter Held, von Achill beweint, mit großer Umgebung von trauernden Freunden und Kampfgeſellen. II. 7.

2. Memnon; von Achill getödtet, von Aurora der Mutter liebevoll beſtattet. I. 7.

3. Skamander; das Gewäſſer durch Vulkan ausgetrocknet, das Ufer verſengt um Achill zu retten. I. 1.

4. Menöceus; ſterbender Held, als patriotiſches Opfer. I. 4.

5. * Hippolyt und Phädra; werbende, verſchmähte Stiefmutter. Herkulan. Alterth. T. III. Tab. 15.

5. Hippolyt; Jüngling, unſchuldig, durch übereilten Vaterfluch ungerecht verderbt. II. 4.

6. Antigone; Schweſter, zu Beſtattung des Bruders ihr Leben wagend. II. 29.

7. Evadne; Heldenweib, dem erſchlagenen Gemahl im Flammentode folgend. II. 30.

8. Panthia; Gemahlin, neben dem erlegten Gatten ſterbend. II. 9.

9. Ajax, der Lokrier; unbezwungener Held, dem grauſeſten Untergange trotzend. II. 13.

10. Philoktet; einſam, grenzenlos leidender Held. III. 17.

11. Phaeton; verwegener Jüngling, ſich durch Uebermuth den Tod zuziehend. I. 11.

11. a) Ikarus; geſtrandet, bedauert vom geretteten Vater, beſchaut vom nachdenklichen Hirten. Herkul. Alterth. T. IV. Tab. 63.

11. b) Phryxus und Helle; Bruder, der die Schweſter, auf dem magiſchen Flug über's Meer, aus den Wellen nicht retten kann. Herkul. Alterth. T. III. Tab. 4.

12. Hyacinth; ſchönſter Jüngling, von Apoll und Zephyr geliebt. III. 14.

13. Hyacinth; getödtet durch Liebe und Mißgunſt. I. 24.

13. a) Cephalus und Prokris; Gattin durch Eiferſucht und Schickſal getödtet. Julius Roman.

14. Amphiaraus; Prophet, auf der Orakelſtätte prangend. I. 26.

15. Kaſſandra; Familienmord. II. 19.

16. Rodogüne; Siegerin in voller Pracht. II. 5.

16. a) Sieger und Siegesgöttin, an einer Trophee. Herkul. Alterth. T. III. Tab. 39.

17. Themiſtokles; hiſtoriſch edele Darſtellung. II. 32.

II. Liebes-Annäherung, Bewerbung, gelingen, mißlingen.

18.*) Venus; dem Meer entſteigend, auf der Muſchel ruhend, mit der Muſchel ſchiffend. Herkul. Alterth. T. IV. Tab. 3. Oft und überall wiederholt.

18. Vorſpiele der Liebesgötter. I. 6.

19. Neptun und Amymone; der Gott wirbt um die Tochter des Danaus, die, um ſich Waſſer aus dem Fluſſe zu holen, an den Inachus herankam. I. 7.

19. a) Theseus und die geretteten Kinder. Herkul. Alterth. T. I. Tab. 5.

19. b) Ariadne; verlaſſen, einſam, dem fortſegelnden Schiffe beſtürzt nachblickend. Herk. Alth. T. II. Tab. 14.

19. c) Ariadne; verlaſſen, dem abſegelnden Schiffe bewußt- und jammervoll nachblickend unter dem Beyſtand von Genien. Herk. Alt. T. II. Tab. 15.

20. Ariadne; ſchlafende Schönheit, vom Liebenden und ſeinem Gefolge bewundert. I. 15.

20. a) Vollkommen derſelbe Gegenſtand, buchſtäblich nachgebildet. Herk. Alt. T. II. Tab. 16.

20. d) Leda, mit dem Schwan, unzähligemal wiederholt. Herkul. Alterth. T. III. Tab. 8.

20. e) Leda, am Eurotas; die Doppelzwillinge ſind den Eyerſchaalen entſchlüpft. Jul. Roman.

21. Pelops, als Freyersmann. I. 30.

22. Derſelbe Gegenſtand, ernſter genommen. Jun. 9.

23. Pelops führt die Braut heim. I. 17.

24. Vorſpiel zu der Argonautenfahrt. Jun. 8.

25. Glaukus weiſſagt den Argonauten. II. 15.

26. Jaſon und Medea; mächtig furchtbares Paar. Jun. 7.

27. Argo; Rückkehr der Argonauten. Jun. 11.

28. Perſeus verdient die Andromeda. I. 29.

29. Cyclop vermißt die Galathe. II. 18.

29. b) Cyclop, in Liebeshoffnung. Herk. Alt. T. I. p. 10.

30. Paſiphae; Künſtler, dem Liebeswahnſinn dienend. I. 16.

31. Meles und Critheis; Homer entſpringt. II. 8.

III. Geburt und Erziehung.

32. Minerva's Geburt, ſie entwindet ſich aus dem Haupte Zeus und wird von Göttern und Menſchen herrlich empfangen. II. 27.

33. Semele; des Bacchus Geburt. Die Mutter kömmt um, der Sohn tritt durchs Feuer in's lebendigſte Leben. I. 14.

33. a) Bacchus Erziehung, durch Faunen und Nymphen in Gegenwart des Merkur. Herkul. Alterth. T. II. Tab. 12.

34. Hermes Geburt; er tritt ſogleich als Schelm und Schalk unter Götter und Menſchen. I. 26.

35. Achills Kindheit, von Chiron erzogen. II. 2.

35. a) Daſſelbe. Herkul. Alterth. T. I. Tab. 8.

36. Achill, auf Scyros. Der junge Held unter Mädchen kaum erkennbar. Jun. 1.

37. Centauriſche Familienſcene. Höchſter Kunſtſinn. II. 4.

IV. Herkules.

38. Der Halbgott Sieger als Kind. Jun. 5.

38. b) Daſſelbe. Herkul. Alterth. T. I. Tab. 7.

39. Achelous; Kampf wegen Dejanira. Jun. 4.

40. Neſſus; Errettung der Dejanira. Jun. 16.

41. Antheus; Sieg durch Ringen. II. 21.

42. Heſione; befreyt durch Herkules. Jun. 12.

42. a) Derſelbe Gegenſtand. Herk. Alt. T. IV. Tab. 61.

43. Atlas; der Held nimmt das Himmelsgewölbe auf ſeine Schultern. II. 20.

43. a) Hylas; untergetaucht von Nymphen. Herkul. Alterth. T. IV. Tab. 6.

43. b) Hylas; überwältigt von Nymphen. Julius Roman.

44. Abderus; deſſen Tod gerochen. Groß gedacht und reizend rührend ausgeführt. II. 25.

44. a) Herkules, als Vater; unendlich zart und zierlich. Herk. Alt. T. I. Tab. 6.

45. Herkules, raſend; ſchlecht belohnte Großthaten. II. 23.

45. a) Herkules, bey Admet; Schwelgender Gaſt im Trauerhauſe. W. K. F.

46. Thiodamas; der ſpeiſegierige Held beſchmaußt einen widerwilligen Ackersmann. II. 24.

47. Herkules und die Pygmäen; köſtlicher Gegenſatz. II. 22.

47. a) Derſelbe Gegenſtand; glücklich aufgefaßt von Julius Roman.

V. Kämpfen und Ringen.

48. Paläſtra; überſchwenglich großes Bild; wer den Begriff deſſelben faſſen kann, iſt in der Kunſt ſein ganzes Leben geborgen. II. 33.

49. Arrhichio; der Athlete, im dritten Siege verſcheidend. II. 6.

50. Phorbas; grauſam Beraubender unterliegt dem Phöbus. II. 19.

VI. Jäger und Jagden.

51. Meleager und Atalanta; heroiſche Jagd. Jun. 15.

51. b) Das Gleiche, von Julius Roman.

52. Abermals Schweinsjagd, von unendlicher Schönheit. I. 28.

53. Gaſtmal nach der Jagd; höchſt lie⸗benswürdig. Jun. 3.

54. Narciſſus; der Jäger in ſich ſelbſt verirrt. I. 23.

VII. Poeſie, Geſang, Tanz.

55. Pan; von den Nymphen im Mit⸗tagsſchlaf überfallen, gebunden, verhöhnt und mißhandelt. II. 11.

56. Midas; der weichliche Lydiſche Kö⸗nig, von ſchönen Mädchen umgeben, freut ſich einen Faun gefangen zu haben. Andere Faune freuen ſich deshalb auch, der eine aber liegt betrunken, ſeiner ohnmächtig. I. 22.

57. *Olympus; als Knabe vom Pan unterrichtet. Herkul. Alterth. T. I. Tab. 9.

57. Olympus; der ſchönſte Jüngling, einſam ſitzend, bläſt auf der Flöte; die Ober⸗hälfte ſeines Körpers ſpiegelt ſich in der Quelle. I. 21.

57. a) Olympus flötet, ein ſilenartiger Pan hört ihm aufmerkſam zu. Annibal Carrache.

58. Olympus; er hat die Flöte weggelegt und ſingt. Er ſitzt auf blumigem Raſen, Satyren umgeben und verehren ihn. I. 20.

59. Marſyas beſiegt; der Scythe und Apoll, Satyren und Umgebung. Jun. 2.

60. Amphion; auf zierlichſter Leyer ſpielend, die Steine wetteifern ſich zur Mauer zu bilden. I. 10.

61. Aeſop; die Muſe der Fabel kömmt zu ihm, krönt, bekränzt ihn, Thiere ſtehen menſchenartig umher. I. 3.

62. Orpheus; Thiere, ja Wälder und Felſen heranziehend. Jun. 6.

62. a) Orpheus; entſetzt ſich, (jenem Zauberlehrling ähnlich,) vor der Menge von Thieren die er herangezogen. Ein unſchätzba-

rer Gedanke für den engen Raum des geſchnittenen Steines geeignet. Antike Gemme.

63. Pindar; der Neugeborene liegt auf Lorbeer- und Myrthenzweigen unter dem Schutz der Rhea, die Nymphen ſind gegenwärtig, Pan tanzt, ein Bienenſchwarm umſchwebt den Knaben. II. 12.

64. Sophokles; nachdenkend, Melpomene Geſchenke anbietend. Aesculap ſteht daneben, Bienen ſchwärmen umher. Jun. 13.

65. Venus; ihr elfenbeinernes Bild von Opfern umgeben; leicht gekleidete, eifrig ſingende Jungfrauen. II. 1.

VIII. See- Waſſer- und Landſtücke.

66. Bacchus und die Tyrrhener; offene See, zwey Schiffe, in dem einen Bacchus und die Bacchantinnen in Zuverſicht und Behagen, die Seeräuber gewaltſam, ſogleich aber in Delphine verwandelt. I. 19.

67. Andros; Inſel von Bacchus begünſtigt. Der Quellgott, auf einem Lager von Traubenblättern, ertheilt Wein ſtatt Waſſers; ſein Fluß durchſtrömt das Land, Schmauſende verſammeln ſich um ihn her. Am Ausfluß in's Meer ziehen ſich Tritonen heran zur Theilnahme. Bacchus mit großem Gefolg beſucht die Inſel. I. 25.

68. Palämon; am Ufer des Corinthiſchen Iſthmus, im heiligen Haine, opfert das Volk. Der Knabe Palämon wird von einem Delphin ſchlafend in eine für ihn göttlich bereitete Uferhöhle geführt. II. 16.

69. Bosphorus; Land und See auf's mannigfaltigſte und herrlichſte belebt. I. 12.

70. Der Nil; umgeben von Kindern und allen Attributen. I. 5.

70. a) Der Nil im Sinken; Moſaik von Paläſtrina.

71. Die Inſeln; Waſſer und Land mit ihren Charakteren, Erzeugniſſen und Begebenheiten. II. 17.

72. Theſſalien; Neptun nöthigt den Peneus zu ſchnellerem Lauf. Das Waſſer fällt, die Erde grünt. II. 14.

73. Die Sümpfe; im Sinne der vorhergehenden. Waſſer und Land in wechſelſeitigem Bezug freundlich dargeſtellt. I. 9.

74. Die Fiſcher; bezüglich auf 69. Fang der Tunfiſche. I. 13.

74. a) Delphins-Fang; Julius Roman.

74. b) Aehnliches um jene Vorſtellung zu beleben. Herkul. Alterth. T. II. Tab. 50.

75. Dodona; Götterhain mit allen heiligen Geräthſchaften, Bewohnern und Angeſtellten. II. 34.

76. Nächtlicher Schmaus; Unſchätzbares Bild, ſchwer einzuordnen, ſtehe hier als Zugabe. I. 2.

IX. Stillleben.

77. Xenien. I. 31.

78. Xenien. II. 26.

78. a) Beyſpiele zu vollkommner Befriedigung. Herkul. Alterth. T. II. Tab. 56. ſqq.

79. Gewebe; Beyſpiel der zarteſten, ſicherſten Pinſelführung. II. 29.

Weitere Ausführung.

Ueberſehen wir nunmehr die Philoſtratiſche Gallerie als ein geordnetes Ganze, wird, uns klar daß, durch endeckte wahrhaft antike Bilder, wir uns von der Grundwahrhaftigkeit jener rhetoriſchen Beſchreibungen überzeugen dürfen, ſehen wir ein daß es nur von uns abhängt einzuſchalten und anzufügen, damit der Begriff einer lebendigen Kunſt ſich mehr und mehr bethätige, finden

wir daß auch große Neuere dieſer Sinnesart gefolgt und uns dergleichen muſterhafte Bilder hinterlaſſen; ſo wird Wunſch und Verpflichtung immer ſtärker nunmehr ins Einzelne zu gehen, und eine Ausführung wo nicht zu leiſten doch vorzubereiten. Da alſo ohnehin ſchon zu lange gezaudert worden ohngeſäumt ans Werk!

I.

Antilochus.

Das Hauptererforderniß einer großen Compoſition war ſchon von den Alten anerkannt, daß nämlich viele bedeutende Charaktere ſich um Einen Mittelpunkt vereinigen müſſen, der, wirkſam genug, ſie anrege, bey einem gemeinſamen Intereſſe, ihre Eigenheiten auszuſprechen. Im gegenwärtigen Fall iſt dieſer Lebenspunkt ein getödteter, allgemein bedauerter Jüngling.

Antilochus, indem er ſeinen Vater Neſtor in der Schlacht zu ſchützen herandringt, wird von dem Afrikaner Memnon erſchlagen. Hier liegt er nun in jugendlicher Schöne, das Gefühl ſeinen Vater gerettet zu haben umſchwebt noch heiter die Geſichtszüge. Sein Bart iſt mehr als der keimende Bart eines Jünglings, das Haar gelb wie die Sonne. Die leichten Füße liegen hingeſtreckt, der Körper, zur Geſchwindigkeit gebaut, wie Elfenbein anzuſehn, aus der Bruſtwunde nun von purpurnem Blut durchrieſelt.

Achill, grimmig-ſchmerzhaft, warf ſich über ihn, Rache ſchwörend gegen den Mörder, der ihm den Tröſter ſeines Jammers, als Patrokulus erlag, ſeinen letzten beſten Freund und Geſellen geraubt.

Die Feldherrn ſtehen umher theilnehmend, jeder ſeinen Charakter behauptend. Menelaus wird erkannt am Sanften, Aga-

memnon am Göttlichen, Diomed am Frei-
kühnen, Ajax ſteht finſter und trotzig, der
Lokrier als tüchtiger Mann. Ulyſſ fällt auf
als nachdenklich und bemerkend. Neſtor
ſcheint zu fehlen. Das Kriegsvolk, auf
ſeine Speere gelehnt, mit übereinander ge-
ſchlagenen Füßen, umringt die Verſammlung
einen Trauergeſang anzuſtimmen.

Skamander.

In ſchneller Bewegung ſtürmt aus der
Höhe Vulkan auf den Flußgott. Die weite
Ebene, wo man auch Troja erblickt, iſt mit
Feuer überſchwemmt, das, waſſergleich, nach
dem Flußbette zuſtrömt.

Das Feuer jedoch wie es den Gott um-
giebt ſtürzt unmittelbar in das Waſſer. Schon
ſind alle Bäume des Ufers verbrannt; der

Fluß ohne Haare fleht um Gnade vom Gott, um welchen her das Feuer nicht gelb wie gewöhnlich erſcheint, ſondern gold- und ſonnenfarben.

M e n e c e u s.

Ein tüchtiger Jüngling iſt vorgeſtellt, aufrecht noch auf ſeinen Füßen; aber ach! er hat mit blankem Schwerdt die Seite durchbohrt, das Blut fließt, die Seele will entfliehn, er fängt ſchon an zu wanken und erwartet den Tod mit heitern, liebreichen Augen. Wie ſchade um den herrlichen jungen Mann! Sein kräftiger Körperbau, im Kampfſpiel tüchtig ausgearbeitet, braunlich geſunde Farbe. Seine hochgewölbte Bruſt möchte man betaſten, die Schultern ſind ſtark, der Nacken feſt, nicht ſteif, ſein Haarwuchs gemäßigt, der Jüngling wollte nicht in Locken weibiſch erſcheinen. Vom ſchönſten

Gleichmaas Rippen und Lenden. Was uns, durch Bewegung und Beugung des Körpers, von der Rückſeite ſichtbar wird, iſt ebenfalls ſchön und bewundernswürdig.

Fragſt du nun aber wer er ſey? ſo erkenne in ihm Kreons, des unglücklichen Tyrannen von Theben, geliebteſten Sohn. Tireſias weiſſagete: daß, nur wenn er beym Eingang der Drachenhöhle ſterben würde, die Stadt befreit ſeyn könne. Heimlich begiebt er ſich heraus und opfert ſich ſelbſt. Nun begreifſt du auch was die Höhle, was der verſteckte Drache bedeutet. In der Ferne ſieht man Theben und die Sieben die es beſtürmen. Das Bild iſt mit hohem Augpunkt gemahlt, und eine Art Perſpective dabey angebracht.

Antigone.

Heldenſchweſter! Mit Einem Knie an der Erde umfaßt ſie den todten Bruder, der, weil er ſeine Vaterſtadt bedrohend umgekommen, unbegraben ſollte verweſen. Die Nacht verbirgt ihre Großthat, der Mond erleuchtet das Vorhaben. Mit ſtummem Schmerz ergreift ſie den Bruder, ihre Geſtalt giebt Zutrauen daß ſie fähig ſey einen rieſenhaften Helden zu beſtatten. In der Ferne ſieht man die erſchlagenen Belagerer, Roß und Mann hingeſtreckt.

Ahndungsvoll wächſt auf Eteokles Grabhügel ein Granatbaum; ferner ſiehſt du zwey, als Todtenopfer, gegen einander über brennende Flammen, ſie ſtoßen ſich wechſelſeitig ab; jene Frucht, durch blutigen Saft, das Mordbeginnen, dieſe Feuer, durch ſeltſames Erſcheinen, den unauslöſchlichen Haß der Brüder auch im Tode bezeichnend.

E v a d n e.

Ein wohlgeſchmückter, mit geopferten Thieren umlegter Holzſtoß ſoll den rieſenhaften Körper des Kapaneus verzehren. Aber allein ſoll er nicht abſcheiden! Evadne, ſeine Gattinn, Heldenweib, des Helden werth, ſchmückte ſich als höchſtes Opfer mit Kränzen. Ihr Blick iſt hochherrlich: denn indem ſie ſich ins Feuer ſtürzt ſcheint ſie ihrem Gemahl zuzurufen. Sie ſchwebt mit geöffneten Lippen.

Wer aber auch hat dieſes Feuer angeſchürt? Liebesgötter mit kleinen Fackeln ſind um den dürren Schragen verſammelt, ſchon entzündet er ſich, ſchon dampft und flammt er, ſie aber ſehen betrübt auf ihr Geſchäft. Und ſo wird ein erhabenes Bild gemildert zur Anmuth.

Ajax der Lokrier.

Sonderung der Charaktere war ein Hauptgrundſatz griechiſcher bildender Kunſt, Vertheilung der Eigenſchaften in einem hohen geſelligen Kreis, er ſei göttlich oder menſchlich. Wenn nun den Helden mehr als andere Frömmigkeit geziemt und die beſſeren vor Theben wie vor Troja als gottergebne ſich darſtellen; ſo bedurfte doch dort wie hier der Lebenskreis eines Gottloſen.

Dieſe Rolle war dem untergeordneten Ajax zugetheilt, der ſich weder Gott noch Menſchen fügt, zuletzt aber ſeiner Strafe nicht entgeht.

Hier ſehen wir ſchäumende Meeres-Wogen den unterwaſchenen Felſen umgäſchen, oben ſteht Ajax furchtbar anzuſehen, er blickt umher wie ein vom Rauſche ſich ſammlender. Ihm entgegnet Neptun fürchterlich mit wil-

den Haaren, in denen der anſtrebende Sturm ſauſt.

Das verlaſſene, im Innerſten brennende Schiff treibt fort, in die Flammen, als wie in Segel, ſtößt der Wind. Keinen Gegenſtand faßt Ajax ins Auge, nicht das Schiff, nicht die Felſen, dem Meer ſcheint er zu zürnen; keineswegs fürchtet er den eindringenden Poſeidon, immer noch wie zum Angriff bereit ſteht er, die Arme ſtreben kräftig, der Nacken ſchwillt wie gegen Hector und die Trojer.

Aber Poſeidon ſchwingt den Dreizack und ſogleich wird die Klippe mit dem trotzigen Helden in den Schlund ſtürzen.

Ein hoch-tragiſch prägnanter Moment: ein eben Geretteter vom feindſeligen Gotte verfolgt und verderbt. Alles iſt ſo augenblicklich bewegt und vorübergehend, daß die-

ſer Gegenſtand unter die höchſten zu rechnen iſt, welche die bildende Kunſt ſich aneignen darf.

Philoktet.

Einſam ſitzend auf Lemnos leidet ſchmerzhaft Philoktet an der unheilbaren dämoniſchen Wunde. Das Antlitz bezeichnet ſein Uebel. Düſtere Augenbrauen drücken ſich über tiefliegende, geſchwächte, niederſchauende Augen herüber, unbeſorgtes Haar, wilder ſtarrer Bart bezeichnen genugſam den traurigen Zuſtand; das veraltete Gewand, der verbundene Knöchel ſagen das Uebrige.

Er zeigte den Griechen ein verpöntes Heiligthum, und ward ſo geſtraft.

R h o d o g u n e.

Kriegeriſche Königinn! Sie hat mit ihren Perſern die bundbrüchigen Armenier überwunden, und erſcheint als Gegenbild zu Semiramis. Kriegeriſch bewaffnet und königlich geſchmückt ſteht ſie auf dem Schlachtfeld, die Feinde ſind erlegt, Pferde verſcheucht, Land und Fluß von Blute geröthet. Die Eile womit ſie die Schlacht begann, den Sieg erlangte, wird dadurch angedeutet daß die eine Seite ihres Haars aufgeſchmückt iſt, die andere hingegen in Locken frei herunter fällt. Ihr Pferd Niſäa ſteht neben ihr, ſchwarz auf weißen Beinen, auch iſt deſſen erhaben gerundete Stirne weiß und weiße Naſenlöcher ſchnauben. Edelſteine, koſtbares Geſchmeide und vielen andern Putz hat die Fürſtinn dem Pferd überlaſſen, damit es ſtolz darauf ſey, ſie muthig einhertrage.

Und wie das Schlachtfeld durch Ströme Bluts ein majeſtätiſches Anſehn gewinnt, ſo erhöht auch der Fürſtinn Purpurgewand alles, nur nicht ſie ſelbſt. Ihr Gürtel, der dem Kleide verwehrt über die Knie herabzufallen, iſt ſchön, auch ſchön das Unterkleid, auf welchem du geſtickte Figuren ſiehſt. Das Oberkleid, das von der Schulter zum Ellenbogen herabhängt, iſt unter der Halsgrube zuſammengeheftet, daher die Schulter eingehüllt, der Arm aber zum Theil entblößt, und dieſer Anzug nicht ganz nach Art der Amazonen. Der Umfang des Schildes würde die Bruſt bedecken, aber die linke Hand, durch den Schildriemen geſteckt, hält eine Lanze und von dem Buſen den Schild ab. Dieſer iſt nun, durch die Kunſt des Mahlers, mit der Schärfe gerade gegen uns gerichtet, ſo daß wir ſeine äußere, obere erhöhte Fläche und zugleich die innere vertiefte ſehen. Scheint nicht jene von Gold gewölbt und ſind nicht Thiere hineingegraben? Das Innere des

Schildes wo die Hand durchgeht iſt Purpur, deſſen Reiz vom Arm überboten wird.

Wir ſind durchdrungen von der Siegerinn Schönheit und mögen gerne weiter davon ſprechen. Höret alſo! Wegen des Siegs über die Armenier bringt ſie ein Opfer und möchte ihrem Dank auch wohl noch eine Bitte hinzufügen, nämlich die Männer allezeit ſo beſiegen zu können wie jetzt: denn das Glück der Liebe und Gegenliebe ſcheint ſie nicht zu kennen. Uns aber ſoll ſie nicht erſchrecken noch abweiſen, wir werden ſie nur um deſto genauer betrachten. Derjenige Theil ihrer Haare der noch aufgeſteckt iſt mildert, durch weibliche Zierlichkeit, ihr ſprödes Anſehn, dagegen der herabhängende das Männlich-Wilde vermehrt. Dieſer iſt goldner als Gold, jener, nach richtiger Beobachtung geflochtener Haare, von etwas mehr dunkler Farbe. Die Augenbrauen entſpringen höchſt reizend gleich über der Naſe wie aus

Einer Wurzel und lagern ſich mit unglaubli=chem Reiz um den Halbzirkel der Augen. Von dieſen erhält die Wange erſt ihre rechte Bedeutung und entzückt durch heiteres An=ſehn: denn der Sitz der Heiterkeit iſt die Wange. Die Augen fallen vom Grauen ins Schwarze, ſie nehmen ihre Heiterkeit von dem erfochtenen Sieg, Schönheit von der Natur, Majeſtät von der Fürſtinn. Der Mund iſt weich, zum Genuß der Liebe rei=zend, die Lippen roſeblühend und beide ein=ander gleich, die Oeffnung mäßig und lieblich, ſie ſpricht das Opfergebet zum Siege.

Vermagſt du nun den Blick von ihr ab=zuwenden, ſo ſiehſt du Gefangene hie und da, Siegeszeichen, und alle Folgen einer ge=wonnenen Schlacht, und ſo überzeugſt du dich daß der Künſtler nichts vergaß ſeinem Bild alle Vollſtändigkeit und Vollendung zu geben.

II.

Vorſpiele der Liebesgötter.

Bei Betrachtung dieſes belebten, heitern Bildes laßt euch zuerſt nicht irre machen, weder durch die Schönheit des Fruchthaines, noch durch die lebhafte Bewegung der geflügelten Knaben, ſondern beſchauet vor allen Dingen die Statue der Venus unter einem ausgehöhlten Felſen, dem die munterſte Quelle unausgeſetzt entſpringt. Dort haben die Nymphen ſie aufgerichtet, aus Dankbarkeit daß die Göttinn ſie zu ſo glücklichen Müttern, zu Müttern der Liebesgötter beſtimmt hat.

Als Weihgeſchenke ſtifteten ſie daneben, wie dieſe Inſchrift ſagt, einen ſilbernen Spiegel, den vergoldeten Pantoffel, goldene Haften, alles zum Putz der Venus gehörig.

Auch Liebesgötter bringen ihr Erſtlings-Aepfel zum Geſchenk, ſie ſtehen herum und bitten: der Hain möge ſofort immerdar blühen und Früchte tragen!

Abgetheilt iſt der vorliegende Garten in zierliche Beete, durchſchnitten von zugänglichen Wegen, im Graſe läßt ſich ein Wettlauf anſtellen, auch zum Schlummern finden ſich ruhige Plätze. Auf den hohen Aeſten hangen goldne Aepfel, von der Sonne geröthet, ganze Schwärme der Liebesgötter an ſich ziehend. Sie fliegen empor zu den Früchten auf ſchimmernden Flügeln, meerblau, purpurroth und Gold. Goldene Köcher und Pfeile haben ſie an die Aeſte gehängt, den Reichthum des Anblicks zu vermehren.

Bunte, tauſendfarbige Kleider liegen im Graſe, der Kränze bedürfen ſie nicht: denn mit lockigen Haaren ſind ſie genugſam bekränzt. Nicht weniger auffallend ſind die

Körbe zum Einſammeln des Obſtes; ſie glänzen von Sardonyx, Smaragd, von ächten Perlen. Alles Meiſterſtücke Vulkans.

Laſſen wir nun die Menge tanzen, laufen, ſchlafen oder ſich der Aepfel erfreuen, zwey Paare der ſchönſten Liebesgötter fordern zunächſt unſere ganze Aufmerkſamkeit.

Hier ſcheint der Künſtler ein Sinnbild der Freundſchaft und gegenſeitiger Liebe geſtiftet zu haben. Zwey dieſer ſchönen Knaben werfen ſich Aepfel zu; dieſe fangen erſt an ſich einander zu lieben. Der eine küßt den Apfel und wirft ihn dem andern entgegen, dieſer faßt ihn auf und man ſieht daß er ihn wieder küſſen und zurückwerfen wird. Ein ſo anmuthiger Scherz bedeutet daß ſie ſich erſt zur Liebe reizen.

Das andere Paar ſchießt Pfeile gegen einander ab, nicht mit feindlichen Blicken,

vielmehr ſcheint einer dem andern die Bruſt zu bieten, damit er deſto gewiſſer treffen könne. Dieſe ſind bedacht in das tiefſte Herz die Leidenſchaft zu ſenken. Beide Paare beſchäftigen ſich zur Seite frey und allein.

Aber ein feindſeliges Paar wird von einer Menge Zuſchauer umgeben, die Kämpfenden erhitzt ringen mit einander. Der eine hat ſeinen Widerſacher ſchon niedergebracht und fliegt ihm auf den Rücken, ihn zu binden und zu droſſeln, der andere jedoch faßt noch einigen Muth, er ſtrebt ſich aufzurichten, hält des Gegners Hand von ſeinem Hals ab, indem er ihm einen Finger auswärts dreht, ſo daß die andern folgen müſſen und ſich nicht mehr ſchließen können. Der verdrehte Finger ſchmerzt aber den Kämpfer ſo ſehr daß er den kleinen Widerſacher ins Ohr zu beißen ſucht. Weil er nun dadurch die Kampfordnung verletzt, zürnen die Zuſchauer und werfen ihn mit Aepfeln.

Zu der allerlebhafteſten Bewegung aber giebt ein Haaſe die Veranlaſſung. Er ſaß unter den Apfelbäumen und ſpeiſte die abgefallenen Früchte, einige, ſchon angenagt, mußte er liegen laſſen: denn die Muthwilligen ſchreckten ihn auf mit Händeklatschen und Geſchrei, mit flatterndem Gewand verſcheuchen ſie ihn. Einige fliegen über ihm her, dieſer rennt nach und, als er den Flüchtling zu haſchen denkt, dreht ſich das gewandte Thier zur andern Seite. Der dort ergriff ihn am Bein, ließ ihn aber wieder entwiſchen und alle Geſpielen lachen darüber. Indem nun die Jagd ſo vorwärts geht, ſind von den Verfolgenden einige auf die Seite, andere vor ſich hin, andere mit ausgebreiteten Händen gefallen. Sie liegen alle noch in der Stellung wie ſie das Thier verfehlten, um die Schnelligkeit der Handlung anzudeuten. Aber warum ſchießen ſie nicht nach ihm, da ihnen die Waffen zur Hand ſind? Nein! ſie wollen ihn lebendig fangen,

um ihn der Venus zu widmen als ein angenehmes Weihegeſchenk: denn dieſes brünſtige, fruchtbare Geſchlecht iſt Liebling der Göttinn.

Neptun und Amymone.

Danaus, der ſeine funfzig Töchter ſtreng zu Hausgeſchäften anhielt, damit ſie, in eng abgeſchloſſenem Kreiſe, ihn bedienten und ſich erhielten, hatte, nach alter Sitte, die mannigfaltigen Beſchäftigungen unter ſie vertheilt. Amymone, vielleicht die jüngſte, war befehligt das tägliche Waſſer zu holen; aber nicht etwa bequem aus einem nah gelegnen Brunnen, ſondern dorthin mußte ſie wandern, fern von der Wohnung, wo ſich Inachus, der Strom, mit dem Meere vereinigt.

Auch heute kam ſie wieder. Der Künſtler verleiht ihr eine derbe, tüchtige Geſtalt, wie

ſie der Rieſen-Tochter ziemt. Braun iſt die Haut des kräftigen Körpers, angehaucht von den eindringenden Strahlen der Sonne, denen ſie ſich auf mühſamen Wegen immerfort auszuſetzen genöthigt iſt. Aber heute findet ſie nicht die Waſſer des Fluſſes ſanft in das Meer übergehen; Wellen des Oceans ſtürmen heran: denn die Pferde Neptuns haben mit Schwimm-Füßen den Gott herbeygebracht.

Die Jungfrau erſchrickt, der Eimer iſt ihrer Hand entfallen, ſie ſteht ſcheu wie eine die zu fliehen denkt. Aber entferne dich nicht, erhabenes Mädchen, ſiehe! der Gott blickt nicht wild, wie er wohl ſonſt den Stürmen gebietet, freundlich iſt ſein Antlitz, Anmuth ſpielt darüber, wie auf beruhigtem Ocean die Abendſonne. Vertraue ihm, ſcheue nicht den umſichtigen Blick des Phöbus, nicht das ſchattenloſe, geſchwätzige Ufer, bald wird die Woge ſich aufbäumen, unter

ſmaragdenem Gewölbe der Gott ſich deiner Neigung im purpurnen Schatten erfreuen. Unbelohnt ſollſt du nicht bleiben!

Von der Trefflichkeit des Bildes dürfen wir nicht viel Worte machen; da wir aber auf die Zukunft hindeuten, ſo erlauben wir uns eine Bemerkung außerhalb deſſelben. Die Härte, womit Danaus ſeine Töchter erzieht, macht jene That wahrſcheinlich, wie ſie, mehr ſclavenſinnig als grauſam, ihre Gatten in der Brautnacht ſämmtlich ermorden. Amymone, mit dem Liebesglück nicht unbekannt, ſchont des ihrigen und wird, wegen dieſer Milde ſowohl als durch die Gunſt des Gottes, von jener Strafe befreit, die ihren Schweſtern für ewig auferlegt iſt. Dieſe verrichten nun das mägdehafte Geſchäft des Waſſerſchöpfens, aber um allen Erfolg betrogen. Statt des goldenen Gefäßes der Schweſter ſind ihnen zerbrochene und zerbrechende Scherben in die kraftloſen Hände gegeben.

Theſeus und die Geretteten.

Glücklicherweiſe, wenn ſchon durch ein großes Unheil, ward uns dieſes Bild nicht bloß in redneriſcher Darſtellung erhalten, noch jetzt iſt es mit Augen zu ſchauen unter den Schätzen von Portici und im Kupferſtich allgemein bekannt. Von brauner Körperfarbe ſteht der junge Held, kräftig und ſchlank, mächtig und behend vor unſern Augen. Er dünkt uns rieſenhaft, weil die Unglücks-Gefährten, die nunmehr Geretteten, als Kinder gebildet ſind, der Hauptfigur ſymboliſch untergeordnet durch die Weisheit des Künſtlers. Keins derſelben wäre fähig die Keule zu ſchwingen und ſich mit dem Ungeheuer zu meſſen, das unter den Füßen des Ueberwinders liegt.

Eben dieſem hülfsbedürftigen Alter ziemt auch die Dankbarkeit, ihm ziemt es die rettende

Hand zu ergreifen, zu küſſen die Kniee des Kräftigen zu umfaſſen, ihm vertraulich zu ſchmeicheln. Auch eine, zwar nur halbkenntliche Gottheit iſt in dem obern Raume ſichtbar, anzuzeigen daß nichts Heroiſches ohne Mitwirkung hoher Dämonen geſchehe.

Hier enthalten wir uns nicht einer weit eingreifenden Bemerkung. Die eigentliche Kraft und Wirkſamkeit der Poeſie, ſo wie der bildenden Kunſt, liegt darin, daß ſie Hauptfiguren ſchafft und alles was dieſe umgiebt, ſelbſt das Würdigſte, untergeordnet darſtellt. Hierdurch lockt ſie den Blick auf eine Mitte, woher ſich die Strahlen über das Ganze verbreiten, und ſo bewährt ſich Glück und Weisheit der Erfindung ſo wie der Compoſition einer wahren alleinigen Dichtung.

Die Geſchichte dagegen handelt ganz anders. Von ihr erwartet man Gerechtigkeit,

ſie darf, ja ſie ſoll den Glanz des Vorfechters eher dämpfen als erhöhen. Deßhalb vertheilt ſie Licht und Schatten über alle, ſelbſt den Geringſten unter den Mitwirkenden zieht ſie hervor, damit auch ihm ſeine gebührende Portion des Ruhms zugemeſſen werde.

Fordert man aber, aus mißverſtandener Wahrheitsliebe, von der Poeſie daß ſie gerecht ſeyn ſolle; ſo zerſtört man ſie alſobald, wovon uns Philoſtrat, dem wir ſo viel verdanken, in ſeinem Heldenbuche das deutlichſte Beyſpiel überliefert. Sein dämoniſcher Proteſilaus tadelt den Homer deßhalb, daß er die Verdienſte des Palamedes verſchwiegen und ſich als Mitſchuldigen des verbrecheriſchen Ulyſſes erwieſen, der den genannten trefflichen Kriegs- und Friedens-Helden heimtückiſch bey Seite geſchafft.

Hier ſieht man den Uebergang der Poeſie zur Proſe, welcher dadurch bewirkt wird,

daß man die Einbildungskraft entzügelt und ihr vergönnt geſetzlos umherzuſchweifen, bald der Wirklichkeit, bald dem Verſtand, wie es ſich ſchicken mag, zu dienen. Eben unſerer Philoſtrate ſämmtliche Werke geben Zeugniß von der Wahrheit des Behaupteten. Es iſt keine Poeſie mehr, und ſie können der Dichtung nicht entbehren.

Ariadne.

Schöner, vielleicht einziger Fall, wo eine Begebenheitsfolge dargeſtellt wird, ohne daß die Einheit des Bildes dadurch aufgehoben werde. Theſeus entfernt ſich, Ariadne ſchläft ruhig und ſchon tritt Bacchus heran, zu liebevollem Erſatz des Verluſtes den ſie noch nicht kennt. Welche charakteriſtiſche Mannigfaltigkeit aus Einer Fabel entwickelt!

Theſeus mit ſeinen heftig ruderdnen Athenern gewinnt ſchon, heimathſüchtig, das hohe Meer, ihr Streben, ihre Richtung, ihre Blicke ſind von uns abgewendet, nur die Rücken ſehen wir, es wäre vergebens ſie aufzuhalten.

Im ruhigſten Gegenſatz liegt Ariadne auf bemoostem Felſen, ſie ſchläft, ja ſie ſelbſt iſt der Schlaf. Die volle Bruſt, der nackte Oberkörper ziehen das Auge hin; und wie gefällig vermittelt Hals und Kehle das zurückgeſenkte Haupt! Die rechte Schulter, Arm und Seite bieten ſich gleichfalls dem Beſchauenden, dagegen die linke Hand auf dem Kleide ruht, damit es der Wind nicht verwirre. Der Hauch dieſes jugendlichen Mundes wie ſüß mag er ſeyn! Ob er dufte wie Trauben oder Aepfel? wirſt du herannahender Gott bald erfahren.

Dieſer auch verdient es: denn nur mit Liebe geſchmückt läßt ihn der Künſtler auf-

treten; ihn ziert ein purpurnes Gewand und ein roſener Kranz des Hauptes. Liebetrunken iſt ſein ganzes Behagen, ruhig in Fülle, vor der Schönheit erſtaunt, in ſie verſunken. Alles andere Beywesen, wodurch Dionysos leicht kenntlich gemacht wird, beſeitigte der kluge, fähige Künſtler. Verworfen ſind als unzeitig das blumige Kleid, die zarten Rehfelle, die Thyrſen; hier iſt nur der zärtlich Liebende. Auch die Umgebung verhält ſich gleichermaßen: nicht klappern die Bacchantinnen dießmal mit ihren Blechen, die Faune enthalten ſich der Flöten, Pan ſelbſt mäßigt ſeine Sprünge, daß er die Schläferinn nicht frühzeitig erwecke. Schlägt ſie aber die Augen auf, ſo freut ſie ſich ſchon über den Erſatz des Verluſtes, ſie genießt der göttlichen Gegenwart, ehe ſie noch die Entfernung des Ungetreuen erfährt. Wie glücklich wirſt du dich halten, wohlverſorgtes Mädchen, wenn über dieſem dürr ſcheinenden Felſenufer dich der Freund auf bebaute, bepflanzte Weinhü-

gel führt, wo du, in Rebengängen, von der munterſten Dienerſchaft umringt, erſt des Lebens genießeſt, welches du nicht enden, ſondern, von den Sternen herab in ewiger Freundlichkeit auf uns fortblickend, am allgegenwärtigen Himmel genießen wirſt.

Prolog der Argonautenfahrt.

Im Vorſaal Jupiters ſpielen Amor und Ganymed, dieſer an der phrygiſchen Mütze, jener an Bogen und Flügeln leicht zu erkennen; ihr Charakter unterſcheidet ſie aber noch mehr. Deutlich bezeichnet er ſich beym Würfelſpiel das ſie am Boden treiben. Amor ſprang ſchon auf, den andern übermüthig verſpottend. Ganymed hingegen, von zwey überbliebenen Knöchelchen das eine ſo eben verlierend, wirft furchtſam und beſorgt das letzte hin. Seine Geſichtszüge paſſen treff-

lich zu dieſer Stimmung, die Wange trau- rig geſenkt, das Auge lieblich aber getaucht in Kummer. Was der Künſtler hiedurch an- deuten wollte bleibt Wiſſenden keineswegs verborgen.

Nebenbey ſodann ſtehen drey Göttinnen, die man nicht verkennen wird. Minerva, in ihrer angebohrenen Rüſtung, ſchaut unter dem Helm mit blauen Augen hervor, ihre männliche Wange jungfräulich geröthet. Auch die zweyte kennt man ſogleich. Sie verdankt dem unverwüſtlichen Gürtel ein ewig ſüßes, entzückendes Lächeln, auch im Gemälde be- zaubernd. Juno dagegen wird offenbar am Ernſt und majeſtätiſchen Weſen.

Willſt du aber wiſſen was die wunderſa- me Geſellſchaft veranlaſſe? ſo blicke vom Olymp, wo dieſes vorgeht, hinab auf das Ufer, das unten dargeſtellt iſt. Dort ſiehſt du einen Flußgott liegend im hohen Rohr,

mit wildem Antlitz. Sein Haupthaar dicht und ſtraubig, ſein Bart niederwallend. Der Strom aber entquillt keiner Urne, ſondern ringsum hervorbrechend deutet er auf die vielen Mündungen womit er ſich ins Meer ſtürzt.

Hier, am Phaſis, ſind nun die funfzig Argonauten gelandet, nachdem ſie den Bosphorus und die beweglichen Felſen durchſchifft, ſie berathen ſich unter einander. Vieles iſt geſchehen, mehr noch zu thun übrig.

Da aber Schiff und Unternehmung allen vereinigten Göttern lieb und werth iſt; ſo kommen, in aller Namen, drey Göttinnen den Amor zu bitten daß er, der Beförderer und Zerſtörer großer Thaten, ſich dießmal günſtig erweiſe und Medea, die Tochter des Aeetes, zu Gunſten Jaſons wende. Amorn zu bereden und ihn vom Knabenſpiel abzuziehen beut ihm nun die Mutter, den eignen Sohn

mit ihren Reizen bezwingend, einen köſtlichen Spielball und verſichert ihn Jupiter ſelbſt habe ſich als Kind damit ergetzt. Auch iſt der Ball keines Gottes unwerth, und mit beſonderer Ueberlegung hat ihn der denkende Künſtler dargeſtellt als wäre er aus Streifen zuſammengeſetzt. Die Naht aber ſiehſt du nicht, du mußt ſie rathen. Mit goldenen Kreiſen wechſeln blaue, ſo daß er, in die Höhe geworfen und ſich umſchwingend, wie ein Stern blinkt. Auch iſt die Abſicht der Göttinnen ſchon erfüllt: Amor wirft die Spielknöchelchen weg und hängt am Kleide der Mutter, die Gabe wünſcht er gleich, und betheuert dagegen ihre Wünſche augenblicklich zu vollführen.

Glaucus der Meergott.

Schon liegt der Bosphorus und die Symplegaden hinter dem Schiffe. Argo durchſchneidet des Pontus mittelſte Bahn.

Orpheus beſänftigt durch ſeinen Geſang das lauſchende Meer. Die Ladung aber des Fahrzeugs iſt koſtbar denn: es führt die Dioskuren, Herkules, die Aeaciden, Boreaden und was von Halbgöttern blühte zu der Zeit. Der Kiel aber des Schiffes iſt zuverläſſig, ſicher und ſolcher Laſt geeignet: denn ſie zimmerten ihn aus dodonäiſcher, weiſſagender Eiche. Nicht ganz verloren ging ihm Sprache und Propheten-Geiſt. Nun im Schiffe ſehet ihr einen Helden, als Anführer ſich auszeichnend, zwar nicht den Bedeutenſten und Stärkſten, aber jung, munter und kühn, blondlockig und gunſterwerbend. Es iſt Jaſon, der das goldwollige Fell des Widders zu erobern ſchifft, des Wunder-Geſchöpfs, das die Geſchwiſter Phryxus und Helle durch die Lüfte über's Meer trug. Schwer iſt die Aufgabe die dem jungen Helden aufliegt, ihm geſchieht Unrecht, man verdrängt ihn vom väterlichen Thron und nur unter Bedingung daß er dem umſichtigſten Wächter-Drachen je-

nen Schatz entreiße, kehrt er in ſein ange-erbtes Reich zurück. Deßhalb iſt die ganze Heldenſchaft aufgeregt, ihm ergeben und un-tergeben. Typhis hält das Steuer, der Er-finder dieſer Kunſt, Linzeus, auf dem Vor-dertheil, dringt, mit kräftigeren Strahlen als die Sonne ſelbſt, in die weiteſte Ferne, entdeckt die hinterſten Ufer und beobachtet unter dem Waſſer jede gefahrdrohende Klippe. Und eben dieſe durchdringenden Augen des umſichtigen Mannes ſcheinen uns ein Entſetzen zu verrathen, er blickt auf eine fürchterliche Erſcheinung die unmittelbar, unerwartet aus den Wellen bricht. Die Helden, ſämmtlich erſtaunt, feiern von der Arbeit. Herkules allein fährt fort das Meer zu ſchlagen; was den übrigen als Wunder erſcheint ſind ihm bekannte Dinge. Raſtlos gewohnt zu arbeiten, ſtrebt er kräftig vor wie nach, unbekümmert um alles nebenbey.

Alle nun ſchauen auf Glaucus, der ſich dem Meer enthebt. Dieſer ſonſt ein Fi-

ſcher, genoß vorwitzig Tang und Meerpflanze, die Wellen ſchlugen über ihm zuſammen und führten ihn hinab als Fiſch zu den Fiſchen. Aber der übriggebliebene menſchliche Theil ward begünſtigt, zukünftige Dinge kennt er und nun ſteigt er herauf den Argonauten ihre Schickſale zu verkünden. Wir betrachten ſeine Geſtalt: aus ſeinen Locken, aus ſeinem Bart trieft, gießt das Meerwaſſer über Bruſt und Schultern herab, anzudeuten die Schnelligkeit womit er ſich hervorhob.

Seine Augenbrauen ſind ſtark, in eins zuſammengewachſen; ſein mächtiger Arm iſt kräftig geübt, mit dem er immer die Wellen ergreift und unter ſich zwingt. Dicht mit Haaren iſt ſeine Bruſt bewachſen, Moos und Meergras ſchlangen ſich ein. Am Unterleibe ſieht man die Andeutungen der ſchuppigen Fiſchgeſtalt und wie das Uebrige geformt ſey läßt der Schwanz errathen, der hinten aus dem Meere herausſchlägt, ſich um ſeine Lenden

ſchlingt und am gekrümmten, halbmondförmig auslaufenden Theil die Farbe des Meers abglänzt. Um ihn her ſchwärmen Alzyonen. Auch ſie beſingen die Schickſale der Menſchen: denn auch ſie wurden verwandelt auf und über den Wellen zu niſten und zu ſchweben. Das Meer ſcheint Theil an ihrer Klage zu nehmen und Orpheus auf ihren Ton zu lauſchen.

Jaſon und Medea.

Das Liebespaar das hier gegeneinander ſteht giebt zu eigenen Betrachtungen Anlaß; wir fragen beſorgt; ſollten dieſe beiden wohl auch glücklich gegattet ſeyn? Wer iſt ſie die ſo bedenklich über den Augen die Stirne erhebt, tiefes Nachdenken auf den Brauen andeutet? das Haar prieſterlich geſchmückt, in dem Blick, ich weiß nicht ob einen verliebten oder begeiſterten Ausdruck. An ihr glaube ich eine der Heliaden zu erkennen!

Es iſt Medea, Tochter des Aeetes, ſie ſtehet neben Jaſon, welchem Eros ihr Herz gewann. Nun aber ſcheint ſie wunderbar nachdenklich. Worauf ſie leidenſchaftlich ſinnt wüßt ich nicht zu ſagen; ſo viel aber läßt ſich behaupten: ſie iſt im Geiſte unruhig, in der Seele bedrängt. Sie ſteht ganz nach Innen gekehrt, in tiefer Bruſt beſchäftigt; zur Einſamkeit aber nicht geneigt: denn ihre Kleidung iſt nicht jene deren ſie ſich bey zauberiſchen Weihegebräuchen bedient, des fürchterlichen Umgangs mit höhern Gewalten ſich zu erfreuen, dießmal erſcheint ſie wie es einer Fürſtinn ziemt die ſich der Menge darſtellen will.

Jaſon aber hat ein angenehmes Geſicht, nicht ohne Manneskraft, ſein Auge blickt ernſt unter den Augenbrauen hervor, es deutet auf hohe Geſinnungen, auf ein Verſchmähen aller Hinderniſſe. Das goldgelbe Haar bewegt ſich um das Geſicht und die feine

Wolle ſproßt um die Wange, gegürtet iſt ſein weites Kleid, von ſeinen Schultern fällt eine Löwenhaut, er ſteht gelehnt am Spieß. Der Ausdruck ſeines Geſichtes iſt nicht übermüthig, vielmehr beſcheiden, doch voll Zutrauen auf ſeine Kräfte. Amor zwiſchen beiden maßt ſich an dieſes Kunſtſtück ausgeführt zu haben. Mit übereinander geſchlagenen Füßen ſtützt er ſich auf ſeinen Bogen, die Fackel hat er umgekehrt zur Erde geſenkt, anzudeuten daß Untheil dieſe Verbindnng bedrohe.

Die Rückkehr der Argonauten.

Dieſes Bild, mein Sohn, bedarf wohl keiner Auslegung, du machſt dir ſie, ohne dich anzuſtrengen, ſelbſt: denn das iſt der Vortheil bey cykliſchen Darſtellungen, daß eine auf die andere hinweiſt, daß man ſich, in bekannter Gegend, mit denſelben Perſonen, nur unter andern Umſtänden wieder finde.

Du erkennſt hier Phaſis, den Flußgott, wieder, ſein Strom ſtürzt ſich, wie vormals, ins Meer. Dießmal aber führt er Argo, das Schiff, abwärts, der Mündung zu. Die Perſonen die es trägt kennſt du ſämmtlich. Auch hier iſt Orpheus, der mit Saitenſpiel und Sang die Geſellen antreibt zu kräftigem Ruderſchlag. Doch kaum bedarf es einer ſolchen Anreizung, aller Arme ſtreben ja ſchon kräftigſt den hinabeilenden Fluß zu übereilen, aller Gefahren wohl bewußt die ſie im Rücken bedrohen.

Auf dem Hintertheile des Schiffes ſteht Jaſon mit ſeiner ſchönen Beute, er hält, wie immer, ſeinen Spieß zur Vertheidigung ſeiner Geliebten bewaffnet; ſie aber ſteht nicht, wie wir ſie ſonſt gekannt, herrlich und hehr, voll Muth und Trotz, ihre Augen, niederblickend, ſtehen voll Thränen, Furcht wegen der begangenen That und Nachdenken über die Zukunft ſcheinen ſie zu beſchäftigen. Auf ihren Zügen iſt Ueberlegung ausgedrückt, als

wenn ſie jeden der ſtreitenden Gedanken in ihrer Seele beſonders betrachtete, den Blick auf jeden Einzelnen heftete.

Am Lande ſiehſt du die Auflöſung deſſen was dir räthſelhaft bleiben könnte. Um eine hohe Fichte iſt ein Drache vielfach gewunden und geſchlungen, das ſchwere Haupt jedoch auf den Boden geſenkt, dieſe, hat Medea eingeſchläfert und das goldene Vließ war erobert.

Aber ſchon hat Aeetes den Verrath entdeckt, du erblickſt den zornigen Vater auf einem vierſpännigen Kriegswagen. Der Mann iſt groß, über die Anderen hervorragend, mit einer rieſenhaften Rüſtung angethan. Wüthend glüht ſein Geſicht, Feuer ſtrömt aus den Augen. Entzündet iſt die Fackel in ſeiner Rechten und deutet auf den Willen Schiff und Schiffende zu verbrennen. Auf den Hinterwagen ward ſein Spieß geſteckt, auch dieſe verderbliche Waffe gleich zur Hand.

Den wilden Anblick dieſes Heranſtürmers vermehrt das gewaltige Vorgreifen der Pferde; die Naſenlöcher ſtehen weit offen, den Nacken werfen ſie in die Höhe, die Blicke ſind voll Muths, wie allezeit, jetzt beſonders da ſie aufgeregt ſind, ſie keuchen aus tiefer Bruſt, weil Abſyrtus, der ſeinen Vater Aeetes führt, ihnen ſchon Blutſtriemen geſchlagen hat. Der Staub den ſie erregen verdunkelt über ihnen die Luft

---

Perſeus und Andromeda.

Und ſind dieſe, das Ufer beſpülenden Wellen nicht blutroth? die Küſte wäre dieß Indien oder Aethiopien? und hier im fremdeſten Lande, was hat wohl der griechiſche Jüngling zu thun? Ein ſeltſamer Kampf iſt hier vorgefallen, das ſehen wir. Aus dem äthiopiſchen Meere ſtieg oft ein dämoniſcher Seedrache ans Land, um Heerden und Men-

ſchen zu tödten. Opfer wurden ihm geweiht, und nun auch Andromeda, die Königs-Tochter, die deßhalb nackt an den Felſen angeſchloſſen erſcheint; aber ſie hat nichts mehr zu fürchten, der Sieg iſt gewonnen, das Ungeheuer liegt ans Ufer herausgewälzt und Ströme ſeines Blutes ſind es die das Meer färben.

Perſeus eilte, von Göttern aufgefordert, unter göttlicher Begünſtigung, wunderſam bewaffnet herbey, aber doch vertraute er ſich nicht allein; den Amor rief er heran, daß der ihn beym Luftkampf umſchwebte und ihm beyſtünde, wenn er bald auf das Unthier herabſchießen, bald ſich wieder von ihm vorſichtig entfernen ſollte. Beyden zuſammen, dem Gott und dem Helden, gebührt der Siegespreis. Auch tritt Amor hinzu in herrlicher Jünglings-Größe, die Feſſeln der Andromeda zu löſen, nicht wie ſonſt göttlich beruhigt und heiter, ſondern

wie aufgeregt und tief athmend, vom über⸗wundenem großen Beſtreben.

Andromeda iſt ſchön, merkwürdig wegen der weißen Haut als Aethioperinn; aber noch mehr Bewunderung erfordert ihre Geſtalt. Nicht ſind die lydiſchen Mädchen weicher und zärter, die von Athen nicht ſtolzeres Anſehns, noch die von Sparta kräftiger.

Beſonders aber wird ihre Schönheit er⸗höht durch die Lage, in welcher ſie ſich be⸗findet. Sie kann es nicht glauben daß ſie ſo glücklich befreyt iſt, doch blickt ſie ſchon dem Perſeus zu lächeln.

Der Held aber liegt ohnfern in ſchön duftendem Graſe, worein die Schweißtropfen fallen. Den Meduſenkopf beſeitigt er, damit Niemand, ihn erblickend, verſteine. Einge⸗borne Hirten reichen ihm Milch und Wein. Es iſt für uns ein fremder luſtiger Anblick

dieſe Aethiopier ſchwarz gefärbt zu ſehen, wie ſie zähneblåckend lachen und von Herzen ſich freuen, an Geſichtszügen meiſt einander ähnlich. Perſeus läßt es geſchehen, ſtützt ſich auf den linken Arm, erhebt ſich athmend und betrachtet nur Andromeda. Sein Mantel flattert im Winde, dieſer iſt von hoher Purpurfarbe, beſprengt mit dunkleren Blutstropfen, die unter dem Kampfe mit dem Drachen hinaufſpritzten.

Seine Schulter ſo trefflich zu mahlen hat der Künſtler die elfenbeinerne des Pelops zum Muſter genommen, aber nur der Form nach: denn dieſe hier, vorher ſchon lebendig fleiſchfarben, ward im Kampf nur noch erhöhter. Die Adern ſind nun doppelt belebt: denn nach dem erhitzteſten Streite, fühlt eine neue liebliche Regung der Held im Anblick Andromedas.

Cyclope und Galathee.

Du erblickſt hier, mein Sohn, das Felſenufer einer zwar ſteilen und gebirgigen, aber doch glücklichen Inſel, denn du ſiehſt, in Thälern und auf abhängigen Räumen, Weinleſe halten und Weitzen aberndten. Dieſe Männer aber haben nicht gepflanzt noch geſäet, ſondern ihnen wächſt, nach dem Willen der Götter, ſo wie durch dichteriſche Gunſt, alles von ſelbſt entgegen. Auch ſiehſt du an höheren ſchroffen Stellen Ziegen und Schaafe behaglich weiden: denn auch Milch, ſowohl friſche als geronnene, lieben die Bewohner zu Trank und Speiſe.

Fragſt du nun welches Volk wir ſehen? ſo antworte ich dir: es ſind die rauhen Cyclopen, die keine Häuſer auferbauen, ſondern ſich in Höhlen des Gebirges einzeln unterthun, deßwegen betreiben ſie auch kein ge-

meinſames Geſchäft, noch verſammeln ſie ſich zu irgendeiner Berathung.

Laſſen wir aber alles dieſes bey Seite! wenden wir unſern Blick auf den Wildeſten unter ihnen, auf den hier ſitzenden Polyphem, den Sohn Neptuns. Ueber ſeinem einzigen Auge dehnt ſich ein Brauen-Bogen von Ohr zu Ohr, über dem aufgeworfenen Mund ſteht eine breite Naſe, die Eckzähne ragen aus dem Lippen-Winkel herab, ſein dichtes Haar ſtarrt umher wie Fichtenreiß, an Bruſt, Bauch und Schenkeln iſt er ganz rauch. Innerlich hungert er, löwengleich, nach Menſchenfleiſch; jetzt aber enthält er ſich deſſen, er iſt verliebt, möchte gar zu gern geſittet erſcheinen und bemüht ſich wenigſtens freundlich auszuſehen. Sein Blick aber bleibt immer ſchrecklich, das Drohende deſſelben läßt ſich nicht mildern, ſo wie reißende Thiere, wenn ſie auch gehorchen, doch immer grimmig umherblicken.

Den deutlichſten Beweis aber wie ſehr er wünſcht ſich angenehm zu machen, giebt ſein gegenwärtiges Benehmen. Im Schatten einer Steineiche hält er die Flöte unter dem Arm und läßt ſie ruhen, beſingt aber Galateen, die Schöne des Meers, die dort unten auf der Welle ſpielt; dorthin blickt er ſehnſuchtsvoll, ſingt ihre weiße Haut, ihr munteres friſches Betragen. An Süßigkeit überträfe ſie ihm alle Trauben. Auch mit Geſchenken möchte er ſie beſtechen, er hat zwey Rehe und zwey allerliebſte Bären für ſie aufgezogen. Solch ein Drang, ſolch eine Sehnſucht verſchlingt alle gewohnte Sorgfalt, dieſe zerſtreuten Schaafe ſind die ſeinigen, er achtet ſie nicht, zählt ſie nicht, ſchaut nicht mehr landwärts, ſein Blick iſt aufs Meer gerichtet.

Ruhig ſchwankt die breite Waſſerfläche unter dem Wagen der Schönen, vier Delphine nebeneinander geſpannt ſcheinen, zuſammen fortſtrebend, von Einem Geiſte be-

Bayerische Staatsbibliothek München

ſeelt, jungfräuliche Tritonen legen ihnen Zaum und Gebiß an ihre muthwilligen Sprünge zu dämpfen. Sie aber ſteht auf dem Muſchelwagen, das purpurne Gewand, ein Spiel der Winde, ſchwillt ſegelartig über ihrem Haupte und beſchattet ſie zugleich; deßhalb ein röthlicher Durchſchein auf ihrer Stirne glänzt, aber doch die Röthe der Wangen nicht überbietet. Mit ihren Haaren verſucht Zephyr nicht zu ſpielen, ſie ſcheinen feucht zu ſeyn. Der rechte Arm, gebogen, ſtützt ſich, mit zierlichen Fingern, leicht auf die weiche Hüfte, der Ellbogen blendet uns durch ſein röthlich Weiß, ſanft ſchwellen die Muskeln des Arms wie kleine Meereswellen, die Bruſt dringt hervor, wer möchte der Schenkel Vollkommenheit verkennen! Bein und Fuß ſind ſchwebend über das Meer gewendet, die Sohle berührt ganz leiſe das Waſſer, eine ſteurende Bewegung anzudeuten. Aufwärts aber die Augen! ziehen uns immer wieder und wieder an. Sie ſind bewundernswürdig, ſie

verrathen den ſchärfſten, unbegränzteſten Blick der über das Ende des Meeres hinausreicht.

Bedeutend iſt es für unſere Zwecke, wenn wir mit dieſer Beſchreibung zuſammenhalten was Raphael, die Carrache und andere an demſelben Gegenſtand gethan. Eine ſolche Vergleichung wird uns den alten und neuen Sinn, beyde nach ihrer ganzen Würdigkeit, aufſchließen.

Meles und Critheis.

Die Quellnymphe Critheis liebt den Flußgott Meles, aus beyden, joniſchen Urſprungs, wird Homer geboren.

Meles, im frühen Jünglingsalter vorgeſtellt. Von ſeiner Quelle, deren Auslauf ins Meer man zugleich ſieht, trinkt die Nymphe ohne Durſt, ſie ſchöpft das Waſſer und

ſcheint mit der rieſelnden Welle zu ſchwätzen, indem ihr liebevolle Thränen herabrinnen. Der Fluß aber liebt ſie wieder und freut ſich dieſes zärtlichen Opfers.

Die Hauptſchöne des Bildes iſt in der Figur des Meles. Er ruht auf Krokos, Lothos und Hyacinthen, blumenliebend, frü-heren Jahren gemäß; er ſelbſt iſt als Jüng-ling dargeſtellt, zartgebildet und geſittet, man möchte ſagen ſeine Augen ſännen auf etwas Poetiſches.

Am anmuthigſten erweiſt er ſich, daß er nicht heftiges Waſſer ausſtrömt, wie ein ro-hes ungezogenes Quellgeſchlecht wohl thun mag, ſondern, indem er mit ſeiner Hand über die Oberfläche der Erde hinfährt, läßt er das ſanftquellende Waſſer durch die Fin-ger rauſchen, als ein Waſſer geſchickt Liebes-träume zu wecken.

Aber kein Traum iſts, Critheis! denn deine ſtillen Wünſche ſind nicht vergebens: bald werden ſich die Wellen bäumen und, unter ihrem grünpurpurnen Gewölbe, dich und den Gott liebebegünſtigend verbergen.

Wie ſchön das Mädchen iſt, wie zart ihre Geſtalt, joniſch in allem! Schamhaftigkeit ziert ihre Bildung und gerade dieſe Röthe iſt hinlänglich für die Wangen. Das Haar, hinter das Ohr gezogen, iſt mit purpurner Binde geſchmückt. Sie ſchaut aber ſo ſüß und einfach daß auch die Thränen das Sanfte vermehren. Schöner iſt der Hals ohne Schmuck, und wenn wir die Hände betrachten finden wir weiche, lange Finger, ſo weiß als der Vorderarm, der unter dem weißen Kleid noch weißer erſcheint, ſo zeigt ſich auch eine wohlgebildete Bruſt.

Was aber haben die Muſen hier zu ſchaffen? An der Quelle des Meles ſind ſie

nicht fremd: denn ſchon geleiteten ſie, in Bienengeſtalt, die Flotte der athenienſiſchen Colonien hierher. Wenn ſie aber gegenwärtig am Ort leichte Tänze führen, ſo erſcheinen ſie als freudige Parzen, die einſtehende Geburt Homers zu feyern.

III.

Minervas Geburt.

Sämtliche Götter und Göttinnen ſiehſt du im Olymp verſammelt, ſogar die Nymphen der Flüſſe fehlen nicht. Alle ſind erſtaunt die ganz bewaffnete Pallas zu ſehen, welche ſo eben aus dem Haupte des Zeus geſprungen iſt. Vulkan, der das Werk verrichtet, ſteht und ſcheint um die Gunſt der Göttinn ſich zu bemühen, ſein Werkzeug in der Hand, das wie der Regenbogen von Farben glänzt. Zeus athmet von Freude wie

einer der eine große Arbeit um großes Nu⸗
tzens willen übernommen, und, ſtolz auf ei⸗
ne ſolche Tochter, betrachtet er ſie mit Auf⸗
merkſamkeit. Auch Juno ohne Eiferſucht ſieht
ſie mit Neigung an, als ob ſie ihr eigen Kind
wäre.

Ferner ſind unten die Athener und Rho⸗
dier vorgeſtellt, auf zwey Hochburgen, im
Land und auf der Inſel, der Neugebornen
ſchon Opfer bringend; die Rhodier nur un⸗
vollkommen, ohne Feuer; aber die Athener
mit Feuer und hinreichender Anſtalt, wovon
der Rauch hier glänzend gemahlt iſt, als
wenn er mit gutem Geruch aufſtiege. Deß⸗
wegen ſchreitet auch die Göttinn auf ſie zu,
als zu den weiſeſten. Aber zugleich hat Zeus
die Rhodier bedacht, weil ſie ſeine Tochter
zuerſt mit anerkannt: denn man ſagt er habe
eine große Wolke Goldes über ihre Häuſer
und Straßen ausgeſchüttet. Deßwegen ſchwebt
auch hier Plutus, von den Wolken herab

über dieſen Gebäuden, ganz vergoldet, um den Stoff anzuzeigen den er ausſpendet.

Geburt des Dionyſos.

Eine breite Feuerwolke hat die Stadt Theben bedeckt und mit großer Gewalt umhüllte Donner und Blitz den Pallaſt des Cadmus. Denn Zeus hat ſeinen tödtlichen Beſuch bey Semele vollbracht. Sie iſt ſchon verſchieden und Dionyſos in Mitten des Feuers geboren. Ihr Bildniß, gleich einem dunklen Schatten, ſteigt gegen den Himmel; aber der Gottknabe wirft ſich aus dem Feuer heraus und, leuchtender als ein Stern, verdunkelt er die Gluth daß ſie finſter und trüb erſcheint. Wunderbar theilt ſich die Flamme, ſie bildet ſich nach Art einer angenehmen Grotte: denn der Epheu, reich von Trauben, wächſt rings umher; der Weinſtock, um Thyrſusrohre geſchlungen, ſteigt willig aus

der Erde, er ſproßt zum Theil mitten in den Flammen, worüber man ſich nicht verwundern muß: denn zu Gunſten des Gottes wird zunächſt hier alles wunderbar zugehen.

Beachtet nun auch den Pan, wie er, auf Cithärons Berggipfel, den Dionyſos verehrt, tanzend und ſpringend, das Wort Evoe im Munde. Aber Cithäron in menſchlicher Geſtalt betrübt ſich ſchon über das Unglück das bevorſteht. Ein Epheukranz hängt ihm leicht auf dem Scheitel, im Begriff herabzufallen: er mag zu Ehren des Dionyſos nicht gern gekränzt seyn. Denn ſchon pflanzt die raſende Megäre eine Fichte nächſt bey ihm, und dort entſpringt jene Quelle, wo Pentheus Blut und Leben verlieren ſoll.

Geburt des Hermes.

Auf dem Gipfel des Olymps iſt Hermes der Schalk geboren, die Jahreszeiten nahmen ihn auf. Sie ſind alle mit gehöriger Schönheit vorgeſtellt. Sie umwickeln ihn mit Windeln und Binden, welche ſie mit den ausgeſuchteſten Blumen beſtreuen. Die Mutter ruht neben an auf einem Lager.

Sogleich aber hat er ſich aus ſeinen Gewanden heimlich losgemacht und wandelt munter den Olymp hinab. Der Berg freut ſich ſein und lächelt ihm zu. Schon treibt der Knabe die am Fuße weidenden, weißen, mit vergoldeten Hörnern geſchmückten Kühe, Phöbus Eigenthum, in eine Höhle.

Phöbus iſt zur Maja geeilt, um ſich über dieſen Raub zu beklagen. Sie aber ſieht ihn verwundert an und ſcheint ihm nicht zu glau-

ben. Während ſolches Geſpräches hat ſich Hermes ſchon hinter Phöbus geſchlichen. Leicht ſpringt er hinauf und macht den Bogen los. Phöbus aber, den ſchelmiſchen Räuber entdeckend, erheitert ſein Geſicht. Dieſer Ausdruck des Uebergangs von Verdruß zu Behagen macht der Weisheit und Fertigkeit des Künſtlers viel Ehre.

IV.

Herkules.

Um dieſen ungeheuren Gegenſtand nur einigermaßen überſehen zu können, faſſen wir uns kurz und ſagen, daß Herkules der Alkmene Sohn dem Künſtler hinreiche und er ſich um alles übrige was nach und nach auf dieſen Namen gehäuft worden keineswegs umzuthun braucht.

Götter und gottähnliche Weſen ſind gleich nach der Geburt vollendet, Pallas entſpringt dem Haupte Jupiters geharniſcht, Mercur ſpielt den diebiſchen Schalk ehe ſichs die Wöchnerinn verſieht. Dieſe Betrachtung müſſen wir feſt halten, wenn wir folgendes Bild recht ſchätzen wollen.

Herkules in Windeln. Nicht etwa in der Wiege und auch nicht einmal in Windeln, ſondern ausgewindelt wie oben Mercur. Kaum iſt Alkmene, durch Liſt der Galanthis, vom Herkules geneſen, kaum iſt er in Windeln, nach löblicher Ammenweiſe, beſchränkt, ſo ſchickt die betrogene, unverſöhnliche Juno, unmittelbar bey eintretender Mitternacht, zwey Schlangen auf das Kind. Die Wöchnerinn fährt entſetzt vom Lager, die beyhelfenden Weiber, nach mehrtägiger Angſt und Sorge nochmals aufgeſchreckt, fahren hülflos durcheinander. Ein wildes Getümmel entſteht in dem ſo eben hochbeglückten Hauſe.

Trotz dieſem allem wäre der Knabe verloren, entſchlöſſe er ſich nicht kurz und gut. Raſch befreit er ſich von den läſtigen Banden, faßt die Schlangen, mit geſchicktem Griff, unmittelbar unter dem Kopf an der oberſten Kehle, würgt ſie; aber ſie ſchleppen ihn fort und der Kampf entſcheidet ſich zuletzt am Boden. Hier kniet er: denn die Weisheit des Künſtlers will nur die Kraft der Arme und Fäuſte darſtellen. Dieſe Glieder ſind ſchon göttlich; aber die Kniee des neugebornen Menſchenkindes müſſen erſt durch Zeit und Nahrung geſtärkt werden, dießmal brechen ſie zuſammen wie jedem Säugling der aufrecht ſtehen ſollte. Alſo Herkules am Boden. Schon ſind, von dem Druck der kindiſchen Fauſt, Lebens- und Ringelkräfte der Drachen aufgelößt, ſchlaff ziehen ſich ihre Windungen am Eſtrich, ſie neigen ihr Haupt unter Kindesfauſt und zeigen einen Theil der Zähne ſcharf und giftvoll, die Kämme welk, die Augen geſchloſſen, die Schuppen glanzlos. Ver-

ſchwunden iſt Gold und Purpur ihrer ſonſt ringelnden Bewegung, und, anzudeuten ihr völliges Verlöſchen, ward ihre gelbe Haut mit Blut beſpritzt.

Alkmene, im Unterkleide mit fliegenden Haaren, wie ſie dem Bette entſprang, ſtreckt aus die Hände und ſchreit. Dann ſcheint ſie, über die Wunderthat betroffen, ſich zwar vom Schrecken zu erholen, aber doch ihren eigenen Augen nicht zu trauen. Die immer geſchäftigen Weiber möchten beſtürzt ſich gegen einander verſtändigen. Auch der Vater iſt aufgeregt; unwiſſend, ob ein feindlicher Ueberfall ſein Haus ergriff, ſammelt er ſeine getreuen Thebaner und ſchreitet heran, zum Schutze der Seinigen. Das nackte Schwert iſt zum Hieb aufgehoben, aber aus den Augen leuchtet Unentſchloſſenheit; ob er ſtaunt, oder ſich freut, weiß ich nicht, daß er als Retter zu ſpät komme ſieht er glücklicherweiſe nur allzudeutlich.

Und ſo bedarf denn dieſer unbegreifliche Vorgang einer höheren Auslegung; deßhalb ſteht Tyreſias in der Mitte, uns zu verkündigen die überſchwängliche Größe des Helden. Er iſt begeiſtert, tief und heftig Athem holend, nach Art der Wahrſagenden. Auch iſt in der Höhe, nach löblichem dichteriſchen Sinn, die Nacht als Zeuge dieſes großen Ereigniſſes in menſchlicher Geſtalt beygeſellt; ſie trägt eine Fackel in der Hand, ſich ſelbſt erleuchtend, damit auch nicht das Geringſte von dieſen großen Anfängen unbemerkt bleibe.

Indem wir nun bewundernd uns vor die Einbildungskraft ſtellen, wie Wirklichkeit und Dichtung verſchwiſtert äußere That und tieferen Sinn vereinigen; ſo begegnet uns in den Herkulaniſchen Alterthümern derſelbe Gegenſtand, freilich nicht in ſo hochſinnlicher Sphäre, aber dennoch ſehr ſchätzenswerth. Es iſt eigentlich eine Familienſcene, verſtändig gedacht und ſymboliſirt. Auch hier finden

wir Herkules am Boden, nur hat er die Schlangen ungeſchickt angefaßt, viel zu weit abwärts, ſie können ihn nach Belieben beißen und ritzen. Die bewegteſte Stellung der Mutter nimmt die Mitte des Bildes ein, ſie iſt herrlich, von den Alten bey jeder ſchicklichen Gelegenheit wiederholt. Amphitruo auf einem Thronſeſſel, (denn bis zu ſeinen Füßen hat ſich der Knabe mit den Schlangen heran gebalgt,) eben im Begriff aufzuſtehen, das Schwert zu ziehen, befindet ſich in zweifelhafter Stellung und Bewegung. Gegen ihm über der Pädagog. Dieſer alte Hausfreund hat den zweyten Knaben auf den Arm genommen und ſchützt ihn vor Gefahr.

Dieſes Bild iſt jedermann zugänglich und höchlich zu ſchätzen, ob es gleich, ſchwächerer Zeichnung und Behandlung nach, auf ein höheres vollkommenes Original hindeutet.

Aus dieſer liebenswürdigen Wirklichkeit hat ſich nun ein dritter Künſtler in das Höchſte

gehoben, der, wie Plinius meldet, eben den ganzen Himmel um Zevs verſammmelte, damit Geburt und That des kräftigen Sohnes auf Erden für ewige Zeiten beſtätigt ſey. Zu dieſem hohen geiſtigen Sinne, daß ohne Bezug des Oberen und Unteren nichts dämoniſch Großes zu erwarten ſey, haben die Alten, wie wir ſchon öfters rühmen müſſen, ihre künſtleriſchen Arbeiten hingelenkt. Auch war bey Minervens Geburt derſelbige Fall, und wird nicht noch bis auf dieſen Tag bey Geburt eines bedeutenden Kindes, um ſie zu bewahrheiten, zu bekräftigen und zu verehren, alles was Großes und Hohes den Fürſten umgiebt herbeygerufen.

Nun, zum Zeugniß, wie die Alten aus der Fülle der Umgebung den Hauptmoment herauszuheben und einzeln darzuſtellen das Glück gehabt, erwähnen wir einer ſehr kleinen antiken Münze von der größten Schönheit, deren Raum das tüchtige Kind mit den Schlangen

im Conflict bis an den letzten Rand vollkommen ausfüllt. Möge ein kräftiger junger Künſtler einige Jahre ſeine Bemühungen dieſem Gegenſtande ſchenken.

Wir ſchreiten nun fort in das Leben des Helden, und da bemerken wir, daß man eigentlich zu viel Gewicht auf ſeine zwölf Arbeiten gelegt, wie es geſchieht, wenn eine beſtimmte Zahl und Folge ausgeſprochen iſt, da man denn wohl immer ein Dutzend ähnlicher Gegenſtände in einem Kreiſe beyſammen ſehen mag. Doch gewiß finden ſich unter den übrigen Thaten des Helden, die er aus reinem Willen, oder auf zufällige Anregung, unternahm noch wichtige, mehr erfreuliche Bezüge. Glücklicherweiſe giebt unſere Gallerie hievon die ſchönſten Beyſpiele.

Hercules und Acheloos.

Um dieſes Bild klar ins Anſchauen zu faſſen, mußt du, mein Sohn, dich wohl zuſammennehmen und voraus erfahren daß du auf aetoliſchem Grund und Boden ſeyeſt. Dieſe Heroine, mit Buchenlaub bekränzt, von ernſtem, ja widerwilligem Anſehen, iſt die Schutzgöttinn der Stadt Calydon; ſie wäre nicht hier, wenn nicht das ganze Volk die Mauern verlaſſen und einen Kreis geſchloſſen hätte, dem ungeheuerſten Ereigniß zuzuſehen.

Denn du ſiehſt hier den König Oeneus in Perſon, traurig wie es einem König ziemt, der zu ſeiner und der Seinen Errettung kein Mittel ſieht. Wovon aber eigentlich die Rede ſey begreifen wir näher, wenn wir ſeine Tochter neben ihm ſehen, zwar als Braut ge-

ſchmückt, jedoch gleichfalls niedergeſchlagen, mit abgewendetem Blicke.

Was ſie zu ſehen vermeidet iſt ein un- willkommener, furchtbarer Freyer, der gefähr- liche Gränz-Nachbar, Flußgott Acheloos. Er ſteht in derbſter Mannsgeſtalt, breitſchulterig, ein Stierhaupt zu tragen mächtig genug. Aber nicht allein tritt er auf, zu beyden Seiten ſtehen ihm die Truggeſtalten, wodurch er die Calydonier ſchrecket. Ein Drache in fürchter- lichen Windungen aufgereckt, roth auf dem Rücken, mit ſtrotzendem Kamm, von der an- dern Seite ein munteres Pferd von ſchönſter Mähne, mit dem Fuß die Erde ſchlagend als wenn es zum Treffen ſollte. Betrachteſt du nun wieder den furchtbaren Flußgott in der Mitte, ſo entſetzeſt du dich vor dem wilden Bart, aus welchem Quellen hervortriefen. So ſteht nun alles in größter Erwartung, als ein tüchtiger Jüngling herantritt, die Löwenhaut abwerfend und eine Keule in der Hand be- haltend.

Hat man nun bisher das Vergangene deutungsweiſe vorgeführt, ſo ſiehſt du, nun verwandelte ſich Ageloos in einen mächtig gehörnten Stier, der auf Hercules losrennt. Dieſer aber faßt mit der linken Hand das Horn des dämoniſchen Ungeheuers und ſchlägt das andere mit der Keule herab. Hier fließt Blut, woraus du ſiehſt daß der Gott in ſeiner innerſten Perſönlichkeit verwundet iſt. Hercules aber, vergnügt über ſeine That, betrachtet nur Dejanira; er hat die Keule weggeworfen und reicht ihr das Horn zum Unterpfand. Künftig wird es zu den Händen der Nymphen gelangen, die es mit Ueberfluß füllen, um die Welt zu beglücken.

Hercules und Neſſus.

Dieſe brauſenden Fluthen, welche, angeſchwollen, Felſen und Baumſtämme mit ſich füh-

rend, jedem Reiſenden die ſonſt bequeme Furt verſagen, es ſind die Fluthen des Ephenus, des calydoniſchen Landſtroms. Hier hat ein wunderſamer Fährmann ſeinen Poſten genommen, Neſſus, der Centaur, der einzige ſeines Geſchlechters, der aus Pholoe den Händen des Hercules entrann. Hier aber hat er ſich einem friedlichen nützlichen Geſchäft ergeben, er dient mit ſeinen Doppelkräften jedem Reiſenden, dieſe will er auch für Hercules und die Seinigen verwenden.

Hercules, Dejanira und Hyllus kamen im Wagen zum Fluſſe; hier machte Hercules, damit ſie ſicherer überkämen, die Eintheilung, Neſſus ſollte Dejaniren überſetzen, Hyllus aber auf dem Wagen ſich durchbringen, Hercules gedachte watend zu folgen. Schon iſt Neſſus hinüber. Auch Hyllus hat ſich mit dem Wagen gerettet, aber Hercules kämpft noch gewaltig mit dem Fluſſe. Indeſſen vermißt ſich der Centaur gegen Dejaniren; der Hülfe

rufenden gleich gewärtig, faßt Hercules den Bogen und ſendet einen Pfeil auf den Verwegenen. Er ſchießt, der Pfeil trifft, Dejanira reicht die Arme gegen den Gemahl. Dieß iſt der Augenblick den wir im Bilde bewundern. Der junge Hyllus erheitert die gewaltſame Scene; ans Ufer gelangt hat er ſogleich die Leitriemen an den Wagen gebunden, und nun ſteht er droben, klatſcht in die Hände und freut ſich einer That, die er ſelbſt nicht verrichten konnte. Neſſus aber ſcheint das tödtliche Geheimniß Dejaniren noch nicht vertraut zu haben.

Betrachtung.

Wir halten feſt im Auge daß bey Hercules auf Perſönlichkeit alles gemeynt ſey; nur unmittelbare That ſollte den Halbgott verherrlichen. Mit Händen zu ergreifen, mit Fäu-

ſten zu zerſchmettern, mit Armen zu erdrü-cken, mit Schultern zu ertragen, mit Füßen zu erreichen, das war ſeine Beſtimmung und ſein Geſchick. Bogen und Pfeile dienten ihm nebenher, um in die Ferne zu wirken, als Nah-waffe gebrauchte er die Keule und ſelbſt dieſe öfters nur als Wanderſtab. Denn gewöhnlich um die That zu beginnen wirft er ſie weg, eben ſo auch die Löwenhaut, die er mehr als ein Siegeszeichen, denn für ein Gewand trägt. Und ſo finden wir ihn immer auf ſich ſelbſt geſtützt, im Zweykampf, Wettſtreit, Wetteifer überall ehrenvoll auftretend.

Daß ſeine Geſtalt von dem Künſtler jedes-mal nach der nächſten Beſtimmung modificirt worden, können wir weiſſagen, wobey die köſt-lichſten claſſiſchſten Reſte uns zu Hülfe kom-men, nicht weniger Zeugniſſe der Schriftſteller, wie wir ſogleich ſehen werden.

Hercules und Anteus.

Der libyſche Wegelagerer verläßt ſich auf ſeine Kräfte, die von der Mutter Erde nach jedem Verluſt durch die mindeſte Berührung wieder erſtattet werden. Er iſt im Begriff die Erſchlagenen zu begraben, und man muß ihn wohl für einen Sohn des Bodens halten, denn er gleicht einer roh gebildeten Erdſcholle. Er iſt faſt eben ſo breit als lang, der Hals mit den Schultern zuſammengewachſen, Bruſt und Hals ſcheinen ſo hart als wenn der Erz-arbeiter ſie mit Hämmern getrieben hätte. Feſt ſteht er auf ſeinen Füßen, die nicht gerade, aber tüchtig gebildet ſind.

Dieſem vierſchrötigen Boxer ſteht ein ge-lenker Held entgegen, geſtaltet als wenn er zu Fauſtkämpfen ganz allein geboren und ge-

übt ſey. Ebenmaaß und Stärke der Glieder geben das beſte Zutrauen, ſein erhabenes Anſehen läßt uns glauben daß er mehr ſey als ein Menſch. Seine Farbe iſt rothbraun und die aufgelaufenen Adern verrathen innerlichen Zorn, ob er ſich gleich zuſammennimmt, um, als ein von beſchwerlicher Wanderung Angegriffener, nicht etwa hier den Kürzern zu ziehen. Solchen Verzug fühlt Anteus nicht, ſchwarz von der Sonne gebrannt, tritt er frech dem Helden entgegen, nur daß er ſich die Ohren verwahrt, weil dorthin die erſten mächtigſten Schläge fallen.

Dem Helden jedoch iſt nicht unbewußt daß er weder mit Stoß noch Schlag das Ungeheuer erlegen werde. Denn Gaea, die Mutter, ſtellt ihren Liebling, wie er ſie nur im mindeſten berührt, in allen Kräften wieder her. Deßhalb faßt Hercules den Anteus in der Mitte, wo die Rippen ſind, hält ihm die Hände hinterwärts zuſammen, ſtemmt den Ellenbogen ge-

gen den keuchenden Bauch und ſtößt ihm die Seele aus. Du ſiehſt wie er winſelnd auf die Erde herabblickt, Hercules hingegen voller Kraft bey der Arbeit lächelt. Daß auch Götter dieſe That beobachten kannſt du an der goldenen Wolke ſehen die, auf den Berg gelagert, ſie wahrſcheinlich bedeckt. Von dorther kommt ja Mercur, als Erfinder des Fauſtkampfes, den Sieger zu bekränzen.

Hercules und Atlas.

Dießmal treffen wir unſern Helden nicht kämpfend noch ſtreitend, nein, der löblichſte Wetteifer hat ihn ergriffen, im Dulden will er hülfreich ſeyn. Denn auf ſeinem Wege zu den libyſchen Hesperiden, wo er die goldenen Aepfel gewinnen ſollte, findet er Atlas, den Vater jener Heroinen, unter der ungeheuern Laſt des Firmamentes, das ihm zu tragen auferlegt war, faſt erliegend. Wir ſehen die rieſenhafte

Geſtalt auf ein Knie niedergedruckt, Schweiß rinnt herab. Den eingezogenen Leib und deſſen Darſtellung bewundern wir, er ſcheint wirklich eine Höhle, aber nicht finſter, denn er iſt, durch Schatten und Wiederſcheine die ſich begegnen, genugſam erleuchtet, dem Maler als ein großes Kunſtſtück anzurechnen. Die Bruſt dagegen tritt mächtig hervor in vollem Lichte, ſie iſt kräftig, doch ſcheint ſie gewaltſam ausgedehnt. Ein tiefes Athemholen glaubt man zu bemerken; ſo ſcheint auch der Arm zu zittern, welcher die himmliſchen Kreiſe ſtützt. Was aber in dieſen ſich bewegt iſt nicht körperlich gemalt, ſondern als in Aether ſchwimmend; die beyden Bären ſieht man, ſo wie den Stier, auch Winde blaſen theils gemeinſam, theils widerwärtig, wie es ſich in der Atmosphäre begeben mag.

Hercules aber tritt hinzu, im Stillen begierig auch dieſes Abentheuer zu beſtehen, er bietet nicht geradezu dem Rieſen ſeine Dienſte,

aber bedauert den gewaltſamen Zuſtand, und erweiſt ſich nicht abgeneigt einen Theil der Laſt zu übertragen; der andere dagegen iſt es wohl zufrieden und bittet daß er das Ganze nur auf kurze Zeit übernehmen möge. Nun ſehen wir die Freudigkeit des Helden zu ſolcher That, aus ſeinem Angeſicht leuchtet Bereitwilligkeit, die Keule iſt weggeworfen, nach Bemühung ſtreben die Hände. Dieſe lebhafte Bewegung iſt durch Licht und Schatten des Körpers und aller Glieder kräftig hervorgehoben, und wir zweifeln keinen Augenblick die ungeheuere Laſt von den Schultern des einen auf die Schultern des andern herübergewälzt zu ſehen.

Unterſuchen wir uns recht, ſo können wir den Hercules nicht als gebietend, ſondern immer als vollbringend in der Einbildungskraft hervorrufen, zu welchen Zwecken ihn denn auch die Fabel in die entſchiedenſten Verhältniſſe geſetzt hat. Er verlebt ſeine Tage als Diener,

als Knecht, er freut ſich keiner Heimath, theils zieht er auf Abentheuer umher, theils in Verbannung; mit Frau und Kindern iſt er unglücklich, ſo wie mit ſchönen Günſtlingen, zu deren Betrachtung wir nun aufgefordert ſind.

Hercules und Hylas.

Der Held als Jüngling begleitet die Argonautenfahrt, einen ſchönen Liebling, den Hylas an der Seite. Dieſer, knabenhaft, Waſſer zu holen, ſteigt in Myſien ans Land, um nicht zurückzukehren. Hier ſehen wir wie es ihm ergangen; denn als er unklug, von einem abſchüſſigen Ufer herab, die klare Welle ſchöpfen will, wie ſie in dichtem Waldgebüſch reichlich hervorquillt, findet es eine lüſterne Nymphe gar leicht ihn hinabzuſtoßen. Noch kniet ſie oben in derſelben Handlung und Bewegung. Zwey andere aus dem Waſſer erhoben verbün-

den ſich mit ihr, vier Hände glücklich verſchlungen ſind beſchäftigt den Knaben unterzutauchen; aber mit ſo ruhiger ſchmeichelnder Bewegung wie es Wellengöttinnen geziemt. Noch iſt die Linke des Knaben beſchäftigt den Krug ins Waſſer zu tauchen, ſeine Rechte, wie zum Schwimmen ausgeſtreckt, mag nun auch bald von den holdſeligen Feindinnen ergriffen werden. Er wendet ſein Geſicht nach der erſten, gefährlichſten, und wir würden dem Maler einen hohen Preis zuerkennen, welcher die Abſicht des alten Künſtlers uns wieder belebt vor Augen ſtellte. Dieſes Mienenſpiel von Furcht und Sehnſucht, von Scheu und Verlangen, auf den Geſichtszügen des Knaben würde das liebenswürdigſte ſeyn was ein Künſtler uns darſtellen könnte. Wüßte er nun den gemeinſamen Ausdruck der drey Nymphen abzuſtufen, entſchiedene Begierde, dunkles Verlangen, unſchuldige, gleichſam ſpielende Theilnahme zu ſondern und auszudrücken, ſo würde ein Bild entſtehen, welches auf den Beyfall

der ſämmtlichen Kunſtwelt Anſpruch machen dürfte.

Aber noch iſt das Gemälde nicht vollendet, noch ſchließt ſich ein herrlicher unentbehrlicher Theil daran. Hercules als liebender Jüngling drängt ſich durchs Dickicht, er hat den Namen ſeines Freundes wiederholt gerufen. Hylas! Hylas! tönt es durch Fels und Wald und ſo antwortet auch das Echo: Hylas! Hylas! Solche trügeriſche Antwort vernehmend ſteht der Held ſtille, ſein Horchen wird uns deutlich, denn er hat die linke Hand gar ſchön gegen das linke Ohr gehoben. Wer nun auch hier die Sehnſucht des getäuſchten Wiederfindens ausdrücken könnte, der wäre ein Glücklicher, den wir zu begrüßen wünſchen.

Hercules und Abderus.

Hier hat der Kräftige das Viergeſpann des Diomedes mit der Keule bezwungen, eine der Stuten liegt todt, die andere zappelt, und wenn die dritte wieder aufzuſpringen ſcheint, ſo ſinkt die vierte nieder, rauchhaarig und wild ſämmtlich anzuſehen. Die Krippen aber ſind mit menſchlichen Gliedern und Knochen gefüllt, wie ſie Diomed ſeinen Thieren zur Nahrung vorzuwerfen pflegte. Der barbariſche Roſſenährer ſelbſt liegt erſchlagen bey den Beſtien, wilder anzuſchauen als dieſe.

Aber ein ſchwereres Geſchäft als die That vollbringt nun der Held; denn das Obertheil eines ſchönen Knaben ſchlottert in der Löwenhaut. Wohl! wohl! daß uns die untere Hälfte verdeckt ſcheint. Denn nur einen Theil ſeines geliebten Abderos trägt Hercules hinweg, da

der andere ſchon, in der Hitze des gräßlichen Kampfes, von den Ungeheuern aufgezehrt iſt.

Darum blickt der Unbezwingliche ſo bekümmert vor ſich hin, Thränen ſcheint er zu vergießen, doch er nimmt ſich zuſammen und ſinnt ſchon auf eine würdige Grabſtätte. Nicht etwa ein Hügel, eine Säule nur ſoll den Geliebten verewigen; eine Stadt ſoll gebaut werden, jährliche Feſte gewidmet, herrlich an allerley Arten Wettſpiel und Kampf, nur ohne Pferde-Rennen, das Andenken dieſer verhaßten Thiere ſey verbannt.

Die herrliche Compoſition welche zu dieſer Beſchreibung Anlaß gegeben tritt ſogleich vor die Phantaſie, und der Werth ſolcher zur Einheit verknüpften mannigfaltigen, bedeutenden, deutlichen Aufgabe wird ſogleich anerkannt.

Wir lenken daher unſere Betrachtung nur auf die bedenkliche Darſtellung der zerfleiſchten Glieder, welche der Künſtler, der uns die Verſtümmlung des Abderos ſo weislich verbarg, reichlich in den Pferdekrippen ausſpendet.

Betrachtet man die Forderungen genauer, ſo konnten freilich die Ueberreſte des barbariſchen Futters nicht vermißt werden, man beruhige ſich mit dem Ausſpruch: Alles Nothwendige iſt ſchicklich.

In den von uns dargeſtellten und bearbeiteten Bildern finden wir das Bedeutende niemals vermieden, ſondern vielmehr dem Zuſchauer mächtig entgegengebracht. So finden wir die Köpfe und Schädel, welche der Straßenräuber am alten Baume als Trophäen aufgehängt, eben ſo wenig fehlen die Köpfe der Freyer Hypodamia's am Pallaſte des Vaters aufgeſteckt, und wie ſollen wir uns bey den Strömen Blutes benehmen, die in ſo manchen Bil-

dern mit Staub vermiſcht hin und wieder flie-
ßen und ſtocken. Und ſo dürfen wir wohl
ſagen, der höchſte Grundſatz der Alten war das
Bedeutende, das höchſte Reſultat aber einer
glücklichen Behandlung das Schöne. Und iſt
es bey uns Neueren nicht derſelbe Fall: denn
wo wollten wir in Kirchen und Gallerieen die
Augen hinwenden, nöthigten uns nicht vollen-
dete Meiſter ſo manches widerwärtige Mar-
tyrthum dankbar und behaglich anzuſchauen.

Wenn wir uns in dem Vorigen für unfä-
hig erklärt haben, die Geſtalt des Hercules
als eines Herrſchenden, Gebietenden, Antreiben-
den in unſerer Einbildungskraft hervorzubrin-
gen und wir ihn dagegen nur als dienend,
wirkend, leiſtend anerkennen wollten; ſo geſte-
hen wir doch gegenwärtig ohne Beſchämung,
daß der Genius alter Kunſt unſere Fähigkei-

ten weit überflügelt und dasjenige was jene für unthunlich hielten ſchon längſt geliefert hat. Denn wir führen uns zur Erinnerung, daß vor dreyßig Jahren ſich in Rom der Abguß eines nach England gewanderten Kopfes befand, den Hercules vorſtellend, von königlichem Anſehen. In der ganzen Form des Hauptes, ſo wie in der Beſtimmung einzelner Geſichtszüge war der höchſte Friede ausgedruckt, den Verſtand und klarer Sinn allein dem Antlitz des Menſchen verleihen mag. Alles Heftige, Rohe, Gewaltſame war verſchwunden, und jeder Beſchauende fühlte ſich beruhigt in der friedlichen Gegenwart. Dieſem huldigte man unbedingt als ſeinem Herrn und Gebieter, ihm vertraute man als Geſetzgeber, ihn hätten wir in jedem Falle zum Schiedsrichter gewählt.

Hercules und Telephus.

Und ſo finden wir den Helden auch in dem zarteſten Verhältniſſe als Vater zum Sohn, und hier bewährt ſich abermals die große Beweglichkeit griechiſcher Bildungskraft. Wir finden den Helden auf dem Gipfel der Menſchheit. Leider hat die neuere Kunſt, durch religiöſe Zufälligkeiten verhindert die köſtlichſten Verhältniſſe nachzubilden: den Bezug vom Vater zum Sohn, vom Ernährer zum Säugling, vom Erzieher zum Zögling, da uns doch die alte Kunſt die herrlichſten Documente dieſer Art hinterließ. Glücklicher Weiſe darf jeder Kunſtfreund nur die Herculaniſchen Alterthümer aufſchlagen, um ſich von der Vortrefflichkeit des Bildes zu überzeugen, welches zu rühmen wir uns berufen fühlen.

Hier ſteht Hercules, heldenhaft geſchmückt, ihm fehlt keines jener bekannten Beyzeichen.

Die Keule, vom Löwenfell behangen und bepolſtert, dient ihm zur bequemen Stütze, Köcher und Pfeile ruhen unter dem ſinkenden Arm. Die linke Hand auf dem Rücken gelegt, die Füße übereinander geſchlagen, ſteht er beruhigt, vom Rücken anzuſehen, das mit Kranz und Binde zierlich umwundene Haupt nach uns wendend und zugleich den kleinen am Reh ſäugenden Knaben betrachtend.

Reh und Knabe führen uns wieder auf Myrons Kuh zurück. Hier iſt eine eben ſo ſchöne, ja mehr elegante, ſentimentale Gruppe, nicht ſo genau in ſich geſchloſſen wie jene, denn ſie macht den Antheil eines größern Ganzen. Der Knabe, indem er ſäugt, blickt nach dem Vater hinauf, er iſt ſchon halbwüchſig, ein Heldenkind, nicht bewußtlos.

Jedermann bewundere wie die Tafel ausgefüllt ſey, vorn in der Mitte ſteht ein Adler feierlich, eben ſo zur Seite liegt eine Löwen-

geſtalt, anzudeuten daß durch dämoniſche und heroiſche Gegenwart dieſe Bergeshöhen zum friedlichen Paradies geworden. Wie ſollen wir aber dieſe Frau anſprechen, welche dem Helden ſo mächtig ruhig gegenüber ſitzt. Es iſt die Heroine des Berges, maskenhaft ſtarr blickt ſie vor ſich hin nach Dämonen-Weiſe untheilnehmend an allem Zufälligen. Der Blumenkranz ihres Hauptes deutet auf die fröhlichen Wieſen der Landſchaft, Trauben und Granatäpfel des Fruchtkorbes auf die Gartenfülle der Hügel, ſo wie ein Faun über ihr uns bezeugt daß zu geſunder Weide die beſte Gelegenheit auf den Höhen ſey. Auch er bedeutet nur die Gelegenheit des Ortes, ohne Theil an dem zarten und zierlichen Ereigniß zu nehmen. Gegenüber jedoch begleitet den väterlichen Helden eine beſchwingte Göttinn, bekränzt wie er; ſie hat ihm den Weg durch die Wildniß gezeigt, ſie deutet ihm nun auf den wunderſam erhaltenen und glücklich herangewachſenen Sohn. Wir benamſen ſie nicht,

aber die Kornähren, die ſie führt, deuten auf Nahrung und Vorſorge. Wahrſcheinlich iſt ſie es die den Knaben der ſäugenden Hinde untergelegt hat.

An dieſem Bilde ſollte ſich jeder Künſtler in ſeinem Leben einmal verſucht haben, er ſollte ſich prüfen, um zu erfahren wie ferne es möglich ſey das was dieſes Bild durch Ueberlieferung verloren haben mag wieder herzuſtellen, ohne daß dem Hauptbegriff, der in ſich vollendeten Compoſition geſchadet werde. Sodann wäre die Frage, wie die Charaktere zu erhalten und zu erhöhen ſeyn möchten. Ferner könnte dieſes Bild, in allen ſeinen Theilen vollkommen ausgeführt, die Fertigkeit und Geſchicklichkeit des Künſtlers auf das Unwiderſprechlichſte bewähren.

Hercules und Thiodamas.

Den Helden, deſſen höchſtes Verdienſt auf tüchtigen Gliedern beruht, geziemt es wohl einen ſeiner Arbeit gemäßen Hunger zu befriedigen, und ſo iſt Hercules auch von dieſer Seite berühmt und dargeſtellt. Heißhungrig findet er einſt, gegen Abend, auf dem ſchroffſten Theil der Inſel Rhodus, von Lindiern bewohnt, einen Ackersmann den kümmerlichſten Bodenraum mit Pflugſchaar aufreißend. Hercules handelt um die Stiere, gutwillig will ſie ihm der Mann nicht abtreten. Ohne Umſtände ergreift der Held den einen, tödtet, zerlegt ihn, weiß Feuer zu verſchaffen und fängt an ſich eine gute Mahlzeit vorzubereiten.

Hier ſteht er, aufmerkſam auf das Fleiſch, das über den Kohlen bratend ſchmort. Er ſcheint mit großem Appetit zu erwarten daß

es bald gar werde, und beynahe mit dem Feuer zu hadern daß es zu langſam wirke. Die Heiterkeit, welche ſich über ſeine Geſichtszüge verbreitet, wird keineswegs geſtört, als der, in ſeinen nützlichſten Thieren, höchſt beſchädigte Ackersmann ihn mit Verwünſchungen, mit Steinen überfällt. Der Halbgott ſteht in ſeinen großen Formen, der Landmann als ein alter, ſchroffer, ſtrauchwilder, roher, derber Mann, den Körper bekleidet, nur Kniee, Arme, was Kraft andeutet, entblößt.

Die Lindier verehren immerfort, zum Andenken dieſes Ereigniſſes, den Hercules an hohen Feſttagen mit Verwünſchungen und Steinwerfen, und er, in ſeiner unverwüſtlichen guten Laune, thut ihnen immer dagegen manches zu Gute.

Die Kunſt, wenn ſie lange mit Gegenſtänden umgeht, wird Herr über dieſelben, ſo daß ſie den würdigſten eine leichte, luſtige

Seite wohl abgewinnt. Auf dieſem Wege entſprang auch gegenwärtiges Bild.

Es iſt zur Bearbeitung höchſt anlockend. Im ſchönen Gegenſatz ſteht eine große heitere Heldennatur gegen eine rohe andringende kräftige Gewalt. Die erſte ruhig aber bedeutend in ihren Formen, die zweyte durch heftige Bewegung auffallend. Man denke ſich die Umgebung dazu. Ein zweyter Stier noch am Pfluge, geringes aufgeriſſenes Erdreich, Felſen daneben, eine glückliche Beleuchtung vom Feuer her. Wäre dieß nicht ein ſchönes Gegenſtück zum Ulyß bey dem Cyclopen, im heiterſten Sinne ein glücklicher Gegenſatz!

Hercules bey Admet.

Und ſo mag denn dieſes heitere Bild unſere dießmalige Arbeit beſchließen. Ein treulich mitwirkender Kunſtfreund entwarf es vor

Jahren, zum Verſuch inwiefern man ſich der antiken Behandlungsweiſe ſolcher Gegenſtände einigermaßen nähern könne. Der Raum iſt wohl das Doppelte ſo breit als hoch und enthält drey verſchiedene Gruppen, welche kunſtreich zuſammen verbunden ſind. In der Mitte ruht Hercules rieſenhaft, auf Polſter gelehnt, und kommt durch dieſe Lage mit den übrigen ſtehenden Figuren in's Gleichgewicht. Der vor ihn geſtellte Speiſetiſch, das unter ihm umgeſtürzte Weingefäß deuten ſchon auf reichlich eingenommenen Genuß, mit welchem ſich jeder andere wohl begnügt hätte; dem Helden aber ſoll ſich das Gaſtmahl immerfort erneuern. Deßhalb ſind zu ſeiner Rechten drey Diener beſchäftigt. Einer, die Treppe heraufſteigend, bringt auf mächtiger Schüſſel den fetteſten Braten. Ein anderer ihm nach, die ſchweren Brodkörbe kaum erſchleppend. Sie begegnen einem dritten der hinab zum Keller gedenkt, eine umgekehrte Kanne am Henkel ſchwenkt und mit dem Deckel klappernd über

die Trinkluſt des mächtigen Gaſtes angehalten ſcheint. Alle drey mögen ſich verdrießlich über die Zudringlichkeit des Helden beſprechen, deſſen Finger der rechten Hand den im Alterthum, als Ausdruck von Sorgſeligkeit, ſo beliebten Akt des Schnalzens auszuüben bewegt ſind. Zur Linken aber ſteht Admet, eine Schaale darreichend, in ruhiger Stellung des freundlichſten Wirthes. Und ſo verbirgt er dem Gaſt die traurige Scene, die durch einen Vorhang von dem bisher beſchriebenen offenen Raume getrennt wird, dem Zuſchauer jedoch nicht verborgen bleibt.

Aus dieſem dunkelen Winkel, wo eine Anzahl troſtloſer Frauen ihre abgeſchiedene Herrin bedauern, trat ein Knabe hervor, der den Vater beym Mantel faſſend, ihn herein zu ziehen und ihm Theilnahme an dem unſeligen Familiengeſchick aufzunöthigen gedenkt. Durch Geſtalt und Handlung dieſes Kindes wird nun das Innere mit dem Aeußern verbunden und

das Auge kehrt gern über Gaſt und Knechte die Treppe hinab in das weite Vorhaus, und in den Feldraum vor demſelben, wo man noch einen Hausgenoſſen beſchäftigt ſieht ein aufgehängtes Schwein zu zerſtücken, um die entſchiedene Speiſeluſt des Gaſtes anzudeuten und auf deren Unendlichkeit ſcherzhaft hinzuweiſen.

Da jedoch weder die wohldurchdachte Compoſition, noch die Anmuth der Einzelnheiten, noch weniger das Glück, womit Licht und Schatten, von Farbe begleitet einander entgegengeſetzt ſind, ſich keineswegs durch Worte ausſprechen laſſen, ſo wünſchen wir gedachtes Blatt den Kunſtfreunden gelegentlich nachgebildet mitzutheilen, um die früheren Abſichten durch ein Beyſpiel auszuſprechen, und wo möglich zu rechtfertigen.

Mag nun unſer Leſer zurückſchauen auf das Verzeichniß, worin wir ſämmtliche Philoſtratiſche Gemälde vorausgeſchickt, ſo wird er

gewiß mit uns die Empfindung theilen, wenn wir bekennen, daß wir höchſt ungern uns in der Hälfte von einer ſo erfreulichen Aufſtellung trennen. Viele Jahre lagen die Vorarbeiten unbenutzt, ein glücklicher Augenblick vergönnte ſie wieder vorzunehmen. Nun erinnert uns der enge Raum des Heftes an die Pflicht noch von einigem andern Rechenſchaft zu geben.

Möge das was wir vorgetragen haben nicht bloß geleſen, in der Einbildungskraft hervorgerufen werden, ſondern in die Thatkraft jüngerer Männer übergehen. Mehr als alle Maximen, die doch jeder am Ende nach Belieben auslegt; können ſolche Beyſpiele wirken, denn ſie tragen den Sinn mit ſich, worauf alles ankommt, und beleben wo noch zu beleben iſt.

Antik und modern.

Da ich in vorſtehendem genöthigt war zu Gunſten des Alterthums, beſonders aber der damaligen bildenden Künſtler, ſo viel Gutes zu ſagen, ſo wünſchte ich doch nicht mißverſtanden zu werden, wie es leider gar oft geſchieht, indem der Leſer ſich eher auf den Gegenſatz wirft, als daß er zu einer billigen Ausgleichung ſich geneigt fände. Ich ergreife daher eine dargebotene Gelegenheit um beiſpielweiſe zu erklären, wie es eigentlich gemeynt ſey und auf das ewig fortdauernde Leben des menſchlichen Thuns und Handelns, unter dem Symbol der bildenden Kunſt, hinzudeuten.

Ein junger Freund, Karl Ernſt Schubart, in ſeinem Hefte zur Beurthei-

lung Goethe's, welches ich in jedem Sinne zu ſchätzen und dankbar anzuerkennen habe, ſagt: „Ich bin nicht der Meinung wie die „meiſten Verehrer der Alten, unter die Göthe „ſelbſt gehört, daß in der Welt für eine hohe, „vollendete Bildung der Menſchheit nichts „ähnlich Günſtiges ſich hervorgethan habe „wie bey den Griechen." Glücklicher Weiſe können wir dieſe Differenz mit Schubarts eigenen Worten ins Gleiche bringen, indem er ſpricht: „Von unſerem Göthe aber ſey es ge„ſagt, daß ich Shakespeare ihm darum vor„ziehe, weil ich in Shakespeare einen ſolchen „tüchtigen, ſich ſelbſt unbewußten Menſchen „gefunden zu haben glaube, der mit höchſter „Sicherheit, ohne alles Raiſonniren, Reflec„tiren, Subtiliſiren, Claſſificiren und Poten„ziren den wahren und falſchen Punkt der „Menſchheit überall ſo genau, mit ſo nie ir„rendem Griff und ſo natürlich hervorhebt, „daß ich zwar am Schluß bey Göthe immer „das nämliche Ziel erkenne, von vorn herein

„aber ſtets mit dem Entgegengeſetzten zuerſt „zu kämpfen, es zu überwinden und mich „ſorgfältig in Acht zu nehmen habe, daß ich „nicht für blanke Wahrheit hinnehme, was „doch nur als entſchiedener Irrthum abgelehnt „werden ſoll.“

Hier trifft unſer Freund den Nagel auf den Kopf, denn gerade da, wo er mich gegen Shakespeare im Nachtheil findet, ſtehen wir im Nachtheil gegen die Alten. Und, was reden wir von den Alten? Ein jedes Talent, deſſen Entwickelung von Zeit und Umſtänden nicht begünſtigt wird, ſo daß es ſich vielmehr erſt durch vielfache Hinderniſſe durcharbeiten, von manchen Irrthümern ſich losarbeiten muß, ſteht unendlich im Nachtheil gegen ein gleichzeitiges, welches Gelegenheit findet ſich mit Leichtigkeit auszubilden und was es vermag, ohne Widerſtand auszuüben.

Bejahrten Perſonen fällt aus der Fülle der Erfahrung oft, bey Gelegenheit, ein was

eine Behauptung erläutern und beſtärken könnte, deßhalb ſey folgende Anekdote zu erzählen vergönnt. Ein geübter Diplomat, der meine Bekanntſchaft wünſchte, ſagte nachdem er mich, bey dem erſten Zuſammentreffen, nur überhin angeſehen und geſprochen, zu ſeinen Freunden: Voila un homme qui a eu de grands chagrins! Dieſe Worte gaben mir zu denken: Der gewandte Geſichtsforſcher hatte recht geſehen, aber das Phänomen bloß durch den Begriff von Duldung ausgedrückt, was er auch der Gegenwirkung hätte zuſchreiben ſollen. Ein aufmerkſamer, gerader Deutſcher hätte vielleicht geſagt: Das iſt auch einer der ſichs hat ſauer werden laſſen!

Wenn ſich nun in unſeren Geſichtszügen die Spur überſtandenen Leidens, durchgeführter Thätigkeit nicht auslöſchen läßt, ſo iſt es kein Wunder, wenn Alles was von uns und unſerem Beſtreben übrig bleibt dieſelbe Spur trägt und dem aufmerkſamen Beob-

achter auf ein Daſeyn hindeutet das, in einer glücklichſten Entfaltung, ſo wie in der nothgedrungenſten Beſchränkung, ſich gleich zu bleiben und, wo nicht immer die Würde, doch wenigſtens die Hartnäckigkeit des menſchlichen Weſens durchzuführen trachtete.

Laſſen wir alſo Altes und Neues, Vergangenes und Gegenwärtiges fahren und ſagen im Allgemeinen: jedes künſtleriſch Hervorgebrachte verſetzt uns in die Stimmung, in welcher ſich der Verfaſſer befand. War ſie heiter und leicht, ſo werden wir uns frei fühlen; war ſie beſchränkt, ſorglich uud bedenklich, ſo zieht ſie uns geichmäßig in die Enge.

Nun bemerken wir bey einigem Nachdenken, daß hier eigentlich nur von der Behandlung die Rede ſey, Stoff und Gehalt kommt nicht in Betracht. Schauen wir ſodann dieſem gemäß in der Kunſtwelt frey umher, ſo

geſtehen wir daß ein jedes Erzeugniß uns Freude macht, was dem Künſtler mit Bequemlichkeit und Leichtigkeit gelungen. Welcher Liebhaber beſitzt nicht mit Vergnügen eine wohlgerathne Zeichnung oder Radirung unſeres Chodowiecky? Hier ſehen wir eine ſolche Unmittelbarkeit an der uns bekannten Natur, daß nichts zu wünſchen übrig bleibt. Nur darf er nicht aus ſeinem Kreiſe, nicht aus ſeinem Format herausgehen, wenn nicht alle ſeiner Individualiät gegönnten Vortheile ſollen verloren ſeyn.

Wir wagen uns weiter und bekennen, daß Manieriſten ſogar, wenn ſie es nur nicht allzuweit treiben, uns viel Vergnügen machen, und daß wir ihre eigenhändigen Arbeiten ſehr gern beſitzen. Künſtler die man mit dieſem Namen benennt ſind mit entſchiedenem Talente geboren; allein ſie fühlen bald, daß nach Verhältniß der Tage ſo wie der Schule worein ſie gekommen, nicht zu Federleſen Raum

bleibt, ſondern daß man ſich entſchließen und fertig werden müſſe. Sie bilden ſich daher eine Sprache, mit welcher ſie, ohne weiteres Bedenken, die ſichtbaren Zuſtände leicht und kühn behandeln und uns, mit mehr oder mindern Glück, allerley Weltbilder vorſpiegeln, wodurch denn manchmal ganze Nationen mehrere Decennien hindurch angenehm unterhalten und getäuſcht werden, bis zuletzt einer oder der andere wieder zur Natur und höheren Sinnesart zurückkehrt.

Daß es bey den Alten auch zuletzt auf eine ſolche Art von Manier hinauslief, ſehen wir an den Herkulaniſchen Alterthümern; allein die Vorbilder waren zu groß, zu friſch, wohlerhalten und gegenwärtig, als daß ihre Dutzend-Maler ſich hätten ganz ins Nichtige verlieren können.

Treten wir nun auf einen höhern und angenehmern Standpunkt und betrachten das

einzige Talent Raphaels. Dieſer, mit dem glücklichſten Naturell geboren, erwuchs in einer Zeit, wo man redlichſte Bemühung, Aufmerkſamkeit, Fleiß und Treue der Kunſt widmete. Vorausgehende Meiſter führten den Jüngling bis an die Schwelle, und er brauchte nur den Fuß aufzuheben um in den Tempel zu treten. Durch Peter Perugin zur ſorgfältigſten Ausführung angehalten, entwickelt ſich ſein Genie an Leonard da Vinci und Michel Angelo. Beyde gelangten während eines langen Lebens, ungeachtet der höchſten Steigerung ihrer Talente, kaum zu dem eigentlichen Behagen des Kunſtwirkens. Jener hatte ſich, genau beſehen, wirklich müde gedacht und ſich allzuſehr am Techniſchen abgearbeitet, dieſer, anſtatt uns, zu dem was wir ihm ſchon verdanken, noch Ueberſchwengliches im Plaſtiſchen zu hinterlaſſen, quält ſich die ſchönſten Jahre durch in Steinbrüchen, nach Marmorblöcken und Bänken, ſo daß zuletzt von allen beabſichtigten Heroen des Alten und Neuen

Teſtamentes der einzige Moſes fertig wird, als ein Muſterbild deſſen was hätte geſchehen können und ſollen. Raphael hingegen wirkt ſeine ganze Lebenszeit hindurch mit immer glei- cher und größerer Leichtigkeit. Gemüths- und Thatkraft ſtehen bey ihm in ſo entſchiedenem Gleichgewicht, daß man wohl behaupten darf, kein neuerer Künſtler habe ſo rein und voll- kommen gedacht als er und ſich ſo klar aus- geſprochen. Hier haben wir alſo wieder ein Talent das uns aus der erſten Quelle das friſcheſte Waſſer entgegen ſendet. Er gräci- ſirt nirgends; fühlt, denkt, handelt aber durch- aus wie ein Grieche. Wir ſehen hier das ſchönſte Talent zu eben ſo glücklicher Stunde entwickelt, als es, unter ähnlichen Bedingun- gen und Umſtänden, zu Perikles Zeit geſchah.

Und ſo muß man immer wiederholen: das geborne Talent wird zur Production ge- fordert, es fordert dagegen aber auch eine natur- und kunſtgemäße Entwickelung für ſich;

es kann ſich ſeiner Vorzüge nicht begeben und kann ſie ohne äußere Zeit-Begünſtigung nicht gemäß vollenden.

Man betrachte die Schule der Carracci. Hier lag Talent, Ernſt, Fleiß und Conſequenz zum Grunde, hier war ein Element, in welchem ſich ſchöne Talente natur- und kunſtgemäß entwickeln konnten. Wir ſehen ein ganzes Dutzend vorzüglicher Künſtler von dort ausgehen, jeden in gleichem, allgemeinen Sinn ſein beſonderes Talent üben und bilden, ſo daß kaum nach der Zeit ähnliche wieder erſcheinen konnten.

Sehen wir ferner die ungeheuren Schritte welche der talentreiche Rubens in die Kunſtwelt hinein thut! Auch er iſt kein Erdgeborner, man ſchaue die große Erbſchaft in die er eintritt, von den Urvätern des 14. und 15. Jahrhunderts durch alle die trefflichen des 16ten hindurch, gegen deſſen Ende er geboren wird.

Betrachtet man neben und nach ihm die Fülle niederländiſcher Meiſter des 17ten, deren große Fähigkeiten ſich bald zu Hauſe, bald ſüdlich, bald nördlich ausbilden, ſo wird man nicht leugnen können daß die unglaubliche Sagazität, womit ihr Auge die Natur durchdrungen, und die Leichtigkeit, womit ſie ihr eignes geſetzliches Behagen ausgedrückt, uns durchaus zu entzücken geeignet ſey. Ja, in ſo fern wir dergleichen beſitzen, beſchränken wir uns gern ganze Zeiten hindurch auf Betrachtung und Liebe ſolcher Erzeugniſſe und verargen es Kunſtfreunden keineswegs, die ſich ganz allein im Beſitz und Verehrung dieſes Faches begnügen.

Und ſo könnten wir noch hundert Beyſpiele bringen das was wir ausſprechen zu bewahrheiten. Die Klarheit der Anſicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mittheilung das iſt es was uns entzückt, und wenn wir nun behaupten, dieſes alles finden

wir in den ächt griechiſchen Werken, und zwar geleiſtet am edelſten Stoff, am würdigſten Gehalt, mit ſicherer und vollendeter Ausführung, ſo wird man uns verſtehen, wenn wir immer von dort ausgehen, und immer dort hinweiſen. Jeder ſey auf ſeine Art ein Grieche! Aber er ſey's.

Eben ſo iſt es mit dem ſchriftſtelleriſchen Verdienſte. Das Faßliche wird uns immer zuerſt ergreifen und vollkommen befriedigen, ja wenn wir die Werke eines und deſſelben Dichters vornehmen, ſo finden wir manche die auf eine gewiſſe peinliche Arbeit hindeuten, andere dagegen, weil das Talent dem Gehalt und der Form vollkommen gewachſen war, wie freye Naturerzeugniſſe hervortreten. Und ſo iſt unſer wiederholtes, aufrichtiges Bekenntniß, daß keiner Zeit verſagt ſey das ſchönſte Talent hervorzubringen, daß aber nicht einer jeden gegeben iſt es vollkommen würdig zu entwickeln.

Und ſo führen wir noch zum Schluſſe einen neueren Künſtler vor, um zu zeigen daß wir nicht eben gar zu hoch hinaus wollen, ſondern auch mit bedingten Werken und Zuſtänden zufrieden ſind. Sebaſtian Bourdon, ein dem ſiebzehnten Jahrhundert angehöriger Künſtler, deſſen Name wohl jedem Kunſtliebhaber mehrmals um die Ohren geſummt, deſſen Talent jedoch in ſeiner ächten Individualität nicht immer verdiente Anerkennung genoſſen hat, liefert uns vier eigenhändig radirte Blätter, in welchen er den Verlauf der Flucht nach Aegypten vollſtändig vorführt.

Man muß zuvörderſt den Gegenſtand wohl gelten laſſen, daß ein bedeutendes Kind aus uraltem Fürſtenſtamme, dem beſchieden iſt künftig auf die Welt ungeheuren Einfluß zu haben, wodurch das Alte zerſtört und ganz Erneutes dagegen heran geführt wird, daß ein ſolcher Knabe in den Armen der liebevoll-

ſten Mutter, unter Obhut des bedächtigſten Greiſes geflüchtet und mit göttlicher Hülfe gerettet werde. Die verſchiedenen Momente dieſer bedeutenden Handlung ſind hundertmal vorgeſtellt und manche hiernach entſprungene Kunſtwerke reißen uns oft zur Bewunderung hin.

Von den vier gemeldeten Blättern haben wir jedoch folgendes zu ſagen, damit ein Liebhaber der ſie nicht ſelbſt vor Augen ſchaut einigermaßen unſern Beyfall beurtheilen möge. In dieſen Bildern erſcheint Joſeph als die Hauptperſon; vielleicht waren ſie für eine Kapelle dieſes Heiligen beſtimmt.

I.

Das Lokal mag für den Stall zu Bethlehem, unmittelbar nach dem Scheiden der drey frommen Magier, gehalten werden, denn in der Tiefe ſieht man noch die beyden bewußten Thiere. Auf einem erhöhteren Hausraum

ruht Joſeph, anſtändig in Falten gehüllt, auf das Gepäck gebettet, wider den hohen Sattel gelehnt, worauf das heilige Kind, ſo eben erwachend, ſich rührt. Die Mutter daneben, iſt in frommem Gebete begriffen. Mit dieſem ruhigen Tagesanbruch contraſtirt ein höchſt bewegter gegen Joſeph heran ſchwebender Engel, der mit beyden Händen nach einer Gegend hindeutet die, mit Tempeln und Obelisken geſchmückt, ein Traumbild Aegyptens hervorruft. Zimmermanns-Handwerkzeug liegt vernachläſſigt am Boden.

II.

Zwiſchen Ruinen hat ſich die Familie, nach einer ſtarken Tagreiſe, niedergelaſſen. Joſeph, an das beladene laſtbare, aus einem Steintroge ſich nährende Thier gelehnt, ſcheint einer augenblicklichen Ruhe ſtehend zu genießen; aber ein Engel fährt hinter ihm her, ergreift ſeinen Mantel und deutet nach dem Meere hin. Joſeph, in die Höhe ſchauend

und zugleich nach des Thieres Futter hindeutend, möchte noch kurze Friſt für das müde Geſchöpf erbitten. Die heilige Mutter, die ſich mit dem Kind beſchäftigte, ſchaut verwundert nach dem ſeltſamen Zwiegeſpräch herum: denn der Himmelsbote mag ihr unſichtbar ſeyn.

III.

Drückt eine eilende Wanderſchaft vollkommen aus. Sie laſſen eine große Bergſtadt zur Rechten hinter ſich. Knapp am Zaum führt Joſeph das Thier einen Pfad hinab, welchen ſich die Einbildungskraft um deſto ſteiler denkt, weil wir davon gar nichts, vielmehr gleich unten hinter dem Vordergrunde das Meer ſehen. Die Mutter, auf dem Sattel, weiß von keiner Gefahr, ihre Blicke ſind völlig in das ſchlafende Kind verſenkt. Sehr geiſtvoll iſt die Eile der Wandernden dadurch angedeutet, daß ſie ſchon das Bild größtentheils durchzogen haben und im Begriff ſind auf der linken Seite zu verſchwinden.

IV.

Ganz im Gegenſatz des vorigen, ruhen Joſeph und Maria in der Mitte des Bildes auf dem Gemäuer eines Röhrbrunnens. Joſeph, dahinter ſtehend und herüber gelehnt, deutet auf ein im Vordergrund umgeſtürztes Götzenbild und ſcheint der heiligen Mutter dieſes bedeutende Zeichen zu erklären. Sie, das Kind an der Bruſt, ſchaut ernſt und horchend, ohne daß man wüßte wonach ſie blickt. Das entbürdete Thier ſchmaußt hinterwärts an reich grünenden Zweigen. In der Ferne ſehen wir die Obelisken wieder, auf die im Traume gedeutet war. Palmen in der Nähe überzeugen uns daß wir in Aegypten ſchon angelangt ſind.

Alles dieſes hat der bildende Künſtler in ſo engen Räumen mit leichten aber glücklichen Zügen dargeſtellt. Durchdringendes, vollſtändiges Denken, geiſtreiches Leben, Auffaſſen des Unentbehrlichſten, Beſeitigung alles Ue-

derflüßigen, glücklich flüchtige Behandlung im Ausführen. Dies iſt es was wir an unſern Blättern rühmen, und mehr bedarf es nicht: denn wir finden hier ſo gut als irgend wo die Höhe der Kunſt erreicht. Der Parnaß iſt ein Mont Serrat, der viele Anſiedelungen, in mancherley Etagen erlaubt; ein jeder gehe hin, verſuche ſich und er wird eine Stätte finden, es ſey auf Gipfeln oder in Winkeln.

Das Eleuſiſche Feſt.

Schillers Dichtung bildlich dargeſtellt von J. M. Wagner, geſtochen von F. Ruſcheweyh. Rom 1817. 20 Blätter Umriſſe nebſt Titel. Querfol.

Ein Künſtler der überhaupt ſchöne Formen zeichnet, gründliche Kenntniſſe des menſchlichen Körpers und ſeiner Verhältniſſe beſitzt, ſeine Figuren mit ausnehmend zierlichen Drap=

perien umgiebt; dem ferner noch geiſtreiche Motive und wohl angeordnete Gruppen nicht abzuſtreiten ſind, hat ohne Zweifel ein gegründetes Recht auf unſer Lob, unſern Beifall, ſollte auch, aus einem hohen die Kunſt unbedingt überſchauenden Standpunkt betrachtet, ſein Werk nicht ganz alle Wünſche befriedigen; denn auf ſolchen Standpunkt mag man ſich zwar lehrend erheben, aber was der Künſtler ſchafft geſchieht allemal unter dem hindernden oder fördernden Einfluß ſeiner Zeit und der Zuſtand der Kunſt im Allgemeinen, ſetzt der ſeinigen Schranken.

Die oben aufgezählten verdienſtlichen Eigenſchaften welche Herr Wagner ſeinem Werk mittheilte, ſichern ihm einen ehrenvollen Platz zu, nicht bloß unter den Künſtlern unſerer Nation, ſondern unter den geſammten Künſtlern unſers Zeitalters. Vielleicht begünſtigt Schillers auf dem Titel genanntes Gedicht ein bildliches Darſtellen nicht ſehr und möchte wohl

gar da und dort auch den Herrn Wagner gehindert haben ſich in ſeinen Compoſitionen mit völliger dem Künſtler ſo nothwendigen Freyheit zu bewegen. Doch das Bedürfniß und die Schwierigkeit neue noch nicht verbrauchte Gegenſtände für die Darſtellung aufzuſuchen und der eigenthümliche Reiz des erwähnten Schilleriſchen Gedichts, können ihn darüber entſchuldigen.

Das Titelblatt von ſchöner Anordnung, zeigt den myſtiſchen Deckelkorb welchen eine Schlange umwindet mit dem Aehrenkranz überhängt; auf beiden Seiten deſſelben ſtehen Greife und hinter dieſen brennende Fackeln. — Wahrſcheinlich iſt hierdurch auf die Verſe angeſpielt:

Windet zum Kranze die goldenen Aehren
Flechtet auch blaue Cyanen hinein.

Auch die übrigen Blätter dürften am ſchicklichſten mit denjenigen Verſen zu bezeichnen ſeyn welche Veranlaſſung dazu gegeben haben.

1.

Verfolgung und Mord darſtellend.

Mit dem Wurfspies, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land.
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

2.

Zwiſchen Centauren die Ceres auf ihrem Drachenwagen, mit Gebärden des Abſcheus nach einem Altar ſehend, worauf Reſte von Menſchenopfern liegen.

Nur auf gräſslichen Altären
Dorret menschliches Gebein. —
Aber ſchaudernd, mit Entsetzen,
Wendet sie sich weg und spricht —

3.

Und sie (die Göttin) nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand.
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand
Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald.

4.

Das Opfer der Ceres an den Jupiter, mit einer Gruppe Anbetender.

Und gerührt zu der Herrcherin Füſsen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerflieſsen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl.

5.

Chor der Götter, ſchwebend.

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,
Themis selber führt den Reigen,

6.

Und mit dem gerechten Stab
Miſst sie jedem ſeine Rechte,
Setzet selbst der Gränze Stein;
Und des Styx verborgne Mächte
Ladet sie zu Zeugen ein.

7.

Und er lehrt (Vulcanus) die Kunst der Zange,
Und der Blasebälge Zug;
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich der erste Pflug.

8.

Und Minerva, hoch vor allen
Ragend mit gewicht'gem Speer;
Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu seyn,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.
Und sie lenkt die Herrscherschritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fuſses Tritte
Heftet sich der Gränzgott an,
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum,
Auch des wilden Stromes Bette'
Schlieſst sie in den heil'gen Raum.

9.

Alle Nymphen, Oreaden,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.

10. u. 11.

Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott,

Wälzt den ſchweren Floſs zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot.
Und die leicht geſchürzten Stunden
Fliegen an's Geſchäft, gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich ſich in ihrer Hand.

12.

Auch den Meergott ſieht man eilen.
Raſch mit des Tridentes Stoſs
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Und mit Hermes dem Behenden
Thürmet er der Mauren Wall.

13.

Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie,
Mit neunſtimmigem Geſange
Fallen die Kamönen ein.

14.

Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlöſſer feſtes Band.
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen ſchon in Feſtes Pracht.

15.

Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket selbst das erste Paar.

Die letzten fünf auf einander folgenden Blätter 16 — 20 ſind Darſtellung folgender Strophe:

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gastlich offne Thor,
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus,
Segnend ihre Hand gefaltet
Spricht sie zu des Volkes Kreis.

Noch iſt zu bemerken daß die Arbeit des Kupferſtechers Herrn Ruſcheweyh ſich durch ganz beſondere Nettigkeit auszeichnet.

Der Rheinlauf.

Von deſſen verſchiedenen Quellen bis zur Vereinigung des Vorder- und Hinterrheins bey Reichenau ꝛc. von

G. Primaveſi.

Mit 8 radirten Proſpecten, 2 Karten und kurzen auf eignen Blättern gedruckten Erklärungen in deutſcher und franzöſiſcher Sprache. Querfol. Frankf. b. Wilmans 1718.

Schon ſeines Inhalts wegen eignet ſich dieſes Werk zu einer Anzeige in unſern Heften, verdient aber auch an ſich die Aufmerkſamkeit der Kunſtfreunde. Längs ſeines langen Laufes bietet der Rhein eine größere Menge ſchöner Anſichten des verſchiedenſten Charakters dar als kein anderer der Europäiſchen Ströme und manche treffliche Landſchaft-

maler haben ſich ſolches zu Nutze gemacht, beſonders am Niederrheine. Hr. Primaveſi ſuchte ſelbſt die Quellen des Fluſſes hoch in Graubündten auf, und in gegenwärtigem erſten Heft ſeines Werks ſind 8 Proſpecte des ſogenannten Vorderrheins, von deſſen Urſprung auf dem Badus, herab bis nach Reichenau, zwey ſtarke Stunden über Chur, wo ſich dieſer Theil des noch jungen Stromes mit dem ſogenannten Hinterrheine vereinigt. Alle dieſe Proſpecte ſind mit zarter Nadel fleißig radirt und der eigenthümliche Charakter ſchweitzeriſcher Gebirgsgegenden, in ſeinen verſchiedenen Abſtufungen, vom wilden Hochgebirge an bis gegen die niederen reizenden Thalgründe hin, vor andern in der Schweitz geſegnet an Obſt und an Wein, weil ſie von mittägigen Winden durchſtrichen werden. Die Ausſicht bey Reichenau, die gegen das Schloß Boviſia, die bey Jlanz und vornemlich die bey Tavanaſe ſcheinen dem Künſtler am beſten gerathen; in der letztern iſt die Haltung

15.

Der Rheinlauf.

Von deſſen verſchiedenen Quellen bis zur Vereinigung des Vorder- und Hinterrheins bey Reichenau ꝛc. von

G. Primaveſi.

Mit 8 radirten Proſpecten, 2 Karten und kurzen auf eignen Blättern gedruckten Erklärungen in deutſcher und franzöſiſcher Sprache. Querfol. Frankf. b. Wilmans 1718.

Schon ſeines Inhalts wegen eignet ſich dieſes Werk zu einer Anzeige in unſern Heften, verdient aber auch an ſich die Aufmerkſamkeit der Kunſtfreunde. Längs ſeines langen Laufes bietet der Rhein eine größere Menge ſchöner Anſichten des verſchiedenſten Charakters dar als kein anderer der Europäiſchen Ströme und manche treffliche Landſchaft-

maler haben ſich ſolches zu Nutze gemacht, beſonders am Niederrheine. Hr. Primaveſi ſuchte ſelbſt die Quellen des Fluſſes hoch in Graubündten auf, und in gegenwärtigem erſten Heft ſeines Werks ſind 8 Proſpecte des ſogenannten Vorderrheins, von deſſen Urſprung auf dem Badus, herab bis nach Reichenau, zwey ſtarke Stunden über Chur, wo ſich dieſer Theil des noch jungen Stromes mit dem ſogenannten Hinterrheine vereinigt. Alle dieſe Proſpecte ſind mit zarter Nadel fleißig radirt und der eigenthümliche Charakter ſchweitzeriſcher Gebirgsgegenden, in ſeinen verſchiedenen Abſtufungen, vom wilden Hochgebirge an bis gegen die niederen reizenden Thalgründe hin, vor andern in der Schweitz geſegnet an Obſt und an Wein, weil ſie von mittägigen Winden durchſtrichen werden. Die Ausſicht bey Reichenau, die gegen das Schloß Boviſia, die bey Ilanz und vornemlich die bey Tavanaſe ſcheinen dem Künſtler am beſten gerathen; in der letztern iſt die Haltung

gut und die Bäume, zumal Birken, ſind mit richtigem Ausdruck des Charakters dargeſtellt.

Fürſt Blüchers Denkbild.

Auszug eines Schreibens, Berlin den 29ſten Auguſt 1818.

„Nunmehr kann ich mit Vergnügen und Zufriedenheit vermelden, wie der Guß des größten Stückes von der Coloſſal-Satue des Fürſten Blücher trefflich gerathen iſt. Außer dem Kopf iſt es die ganze Höhe vom Halſe an bis herunter mit der Plinte. Den 21ſten d. M. Abends gegen 6 Uhr wurde dem Ofen Feuer gegeben und des andern Morgens um 4 Uhr abgeſtochen. Ein Hundert und vier Centner waren eingeſetzt worden. Der größere Theil hievon diente dem eigentlich in die Form Einſließenden durch den Druck Dichtheit zu geben. Das Metall floß ruhig ein und ſetzte

ſich wagerecht in den Windpfeifen oder Luftröhren. Hieraus war die Andeutung eines gelungenen Guſſes abzunehmen. Geſtern haben wir den Guß bis unter die Plinte von Form freygemacht und uns überzeugt daß von oben bis unten alles dicht und rein ausgefallen. Sonſt geſchieht bei dergleichen großen Güſſen, daß wohl Stellen, gleich dem Bimſtein, poros vorkommen, oder wenn auch dicht, mit fremden Theilchen von Formmaſſe gemiſcht ſind, welches alles hier nicht der Fall iſt.

Der Guß geſchah in der königlichen Kanonengießerey beym Zeughauſe, und man iſt, außer dem guten Glücke, das Gelingen der Bedächtigkeit und Einſicht des franzöſiſchen Formers und Gießers, ſo wie der Erfahrung und willigen Theilnahme der königlichen Beamten ſchuldig, ohne welches Einverſtändniß man nicht ſicher gearbeitet und einen ſo wichtigen Zweck ſchwerlich erreicht hätte. Denn das Kupfer hat die ſonderbare Eigenſchaft,

daß man den Augenblick der höchſten Flüſſig-keit benutzen muß, welchen, wenn er vorbey iſt, man durch das ſtärkſte Feuer nicht wie-der zurückbringt, man müßte denn von vorn kalt wieder anfangen. Dieſen Augenblick zu erkennen, haben unſere Kanonengießer die größ-te Fertigkeit.

Ich habe ſchon gemeldet daß eine ſolche Form aus horizontalen Schichten beſteht, und wie gut das Metall muß gefloſſen ſeyn, geht daraus hervor, daß in die dichten Fugen derſelben das Metall dünn wie ein Blatt eingedrungen iſt.

Nun haben wir den Kern herauszuſchaffen, welches eine ſchwierige Arbeit iſt, da uns nur drey Oeffnungen zu Gebot ſtehen, nämlich un-ten durch die beyden Fußſohlen, inwendig der Plinte und oben am Hals. Um den Man-tel ſchwebend zu erhalten ſind künſtliche Vor-richtungen angebracht; metallne Stäbe näm-lich, welche gegenwärtig noch aus dem Gewan-

de hervorſtehen und künſtig zugleich mit der Oberfläche verarbeitet werden.

Was Jemanden, der in Rußland gießen ſah, neu war, iſt die hier angewendete geringe Zahl von Guß- und Luftröhren. Dort ſah man vier Statuen in der Grube dermaßen damit umgeben, daß ſie einem Ballen von Wurzeln glichen. Man iſt in Frankreich davon abgekommen, indem die Luft durch ſo viele Veräſtungen gleichſam abgefangen wird und das Metall hie und da außen bleibt.

Sehr wichtig iſt auch die Methode, wodurch man das Wachs, welches ſonſt die Dicke des Metalles beſtimmte, entbehren kann. Jetzo, wenn über das fertige Modell die Form gemacht und dieſe wieder abgenommen iſt, wird die ganze Oberfläche beſchabt und zwar um ſoviel als die Metalldicke künftighin betragen ſoll. In dieſem Zuſtande gab unſere Statue einen ſonderbaren Anblick, die Figur

ſchien ſehr lang und dünn und daher außer aller Proportion.

Von dieſem und anderem wird Herr Director Schadow dem Publikum hoffentlich nähere Nachricht geben, wenn das Werk ſelbſt vor aller Augen ſteht. Man hofft daß dieſes Standbild an Ort und Stelle auf den 18ten Juny 1819 wird zu ſchauen ſeyn. Die zwey Relieftafeln werden in dießjähriger Ausſtellung erſcheinen. Die erſte ſtellt vor den Helden, ſich vom Sturze mit dem Pferd aufraffend und zu gleicher Zeit den Feind bedrohend, der Genius des Vaterlands ſchützt ihn mit der Aegide; die zweyte zeigt den Helden zu Pferde, widerwärtige dämoniſche Geſtalten in den Abgrund jagend. Auch hier mangelt es nicht am Beyſtand der guten Geiſter.

Folgende Inſchriften ſind genehmigt:

Dem Fürſten
Blücher
von Wahlſtadt
die Seinen.

In Harren und Krieg
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß
So riß er uns
Von Feinden los.

Graf Tolſtoy.

Dieſer bey Staat und Hof ſchon längſt gefeyerte Name beginnt nun auch in der Reihe der bildenden Künſtler zu glänzen. Runde Medaillons, ſieben Zoll im Durchſchnitt, welche die Reihe außerordentlicher Thaten,

von der Ruſſiſchen Nation in der letzten Zeit geleiſtet, künſtleriſch verewigen ſollen, ſind uns in Gypsabgüſſen zu Geſichte gekommen. Gegenwärtig haben wir vor Augen: wie Rußland ſein Volk bewaffnet. Dieſe Vorſtellung bezieht ſich auf die Vorfälle im Jahr 1812.

Das perſonifizirte Rußland auf erhöhtem Sitze (Suggestum) mit der Linken den angelehnten Wappenſchild haltend, reicht mit der Rechten den vor ihm ſtehenden drey Volksclaſſen eben ſo viele bloße Schwerdter hin, nach welchen dieſe begierig zu greifen ſcheinen. Die Claſſe des Adels, iſt unter einem mit Helm und Panzer ſchön gerüſteten Manne dargeſtellt; die den Bürgerſtand bedeutende Figur, erſcheint mit Untergewand und Mantel bekleidet und der Bauernſtand mit einer ganz einfachen Tunika. Zu ihren Füſſen ſieht man liegen eine große Schaale mit Geld, Vaſen von verſchiedener Form, auch mehrere angefäll-

te Säcke, womit die freywilligen Gaben des Ruſſiſchen Volks zum Vertheidigungskrieg wider die Franzoſen angedeutet werden.

Der Unterſatz des Thrones oder die Bühne worauf Rußland ſitzt, iſt mit kleinen Figuren in erhobener Arbeit geziert, und dieſe ſtellen, wenn wir nicht irren, auf der einen Seite dar, wie die koſtbarſte Habe bey Annäherung der Feinde in's Innere des Reichs in Sicherheit gebracht wird, auf der andern Seite zieht eine Schaar Krieger dem Feinde entgegen.

Von Seiten der Ausführung betrachtet verdient dieſes Werk viel Lob. Man kann ſagen, es ſey mit Geſchmack behandelt und mit Liebe vollendet. Nicht das Kleinſte iſt vernachläſſigt. Die Figuren haben überhaupt bequeme Stellungen, gute Gliederformen, zierlich gelegte Drapperien; auch in den Köpfen der Figuren wird man die gute Intention gewahr,

ein löbliches Streben den ſymboliſchen Charakter derſelben auszudrücken.

Noch müſſen wir einen wahrhaft genialen Zug anführen, geſchmackvoll und bedeutend zugleich, nämlich daß die ſitzende Ruſſia mit dem zierlichen Gewande einer ruſſiſchen Bäuerin angethan erſcheint, nur etwas länger und faltenreicher, wodurch ſie etwas ungemein Anziehendes erhalten hat.

Offenbart ſich in dieſem Werk nicht nur ein ſehr großes Talent, ſondern auch ein redliches Bemühen nach der Kunſt, ſo dürfen wir uns um ſo weniger bedenken auch dasjenige zu berühren, was etwa noch hätte gewünſcht werden mögen, und was von dem Künſtler bey künftigen Arbeiten zu vermeiden oder auch zu erwerben ſeyn dürfte.

Die Zeichnung der Figuren muß man als verſtändig und tüchtig im Ganzen loben; die drey Geſtalten aber, wodurch die verſchiede-

nen Stände oder Volksklaſſen dargeſtellt ſind, ſollten ſich im Charakter ihrer Glieder mehr von einander unterſcheiden; ſodann iſt eben dieſe Gruppe zwar gut genug angeordnet, doch zu gedrungen. Es iſt eine von allen großen Meiſtern beobachtete Regel, Gruppen, deren Figuren in Bewegung ſind, nicht gedrungen ſondern hier und da durchbrochen zu halten; bey der gegenwärtigen hätte ſolches um ſo viel günſtigere Wirkung hervorgebracht, weil die Figuren, weiß auf blauem Grunde, ſich abheben, folglich eine weit beſſere und deutlichere Silhouette der geſammten Compoſition entſtanden wäre.

Hinſichtlich auf die Verhältniſſe der Glieder iſt zu bemerken, daß die Arme beſagter drey Figuren etwas zu kurz gehalten, die Füße überhaupt zu klein ſcheinen.

Hercules und Thiodamas.

Den Helden, deſſen höchſtes Verdienſt auf tüchtigen Gliedern beruht, geziemt es wohl einen ſeiner Arbeit gemäßen Hunger zu befriedigen, und ſo iſt Hercules auch von dieſer Seite berühmt und dargeſtellt. Heißhungrig findet er einſt, gegen Abend, auf dem ſchroffſten Theil der Inſel Rhodus, von Lindiern bewohnt, einen Ackersmann den kümmerlichſten Bodenraum mit Pflugſchaar aufreißend. Hercules handelt um die Stiere, gutwillig will ſie ihm der Mann nicht abtreten. Ohne Umſtände ergreift der Held den einen, tödtet, zerlegt ihn, weiß Feuer zu verſchaffen und fängt an ſich eine gute Mahlzeit vorzubereiten.

Hier ſteht er, aufmerkſam auf das Fleiſch, das über den Kohlen bratend ſchmort. Er ſcheint mit großem Appetit zu erwarten daß

es bald gar werde, und beynahe mit dem Feuer zu hadern daß es zu langſam wirke. Die Heiterkeit, welche ſich über ſeine Geſichtszüge verbreitet, wird keineswegs geſtört, als der, in ſeinen nützlichſten Thieren, höchſt beſchädigte Ackersmann ihn mit Verwünſchungen, mit Steinen überfällt. Der Halbgott ſteht in ſeinen großen Formen, der Landmann als ein alter, ſchroffer, ſtrauchwilder, roher, derber Mann, den Körper bekleidet, nur Kniee, Arme, was Kraft andeutet, entblößt.

Die Lindier verehren immerfort, zum Andenken dieſes Ereigniſſes, den Hercules an hohen Feſttagen mit Verwünſchungen und Steinwerfen, und er, in ſeiner unverwüſtlichen guten Laune, thut ihnen immer dagegen manches zu Gute.

Die Kunſt, wenn ſie lange mit Gegenſtänden umgeht, wird Herr über dieſelben, ſo daß ſie den würdigſten eine leichte, luſtige

Seite wohl abgewinnt. Auf dieſem Wege entſprang auch gegenwärtiges Bild.

Es iſt zur Bearbeitung höchſt anlockend. Im ſchönen Gegenſatz ſteht eine große heitere Heldennatur gegen eine rohe andringende kräftige Gewalt. Die erſte ruhig aber bedeutend in ihren Formen, die zweyte durch heftige Bewegung auffallend. Man denke ſich die Umgebung dazu. Ein zweyter Stier noch am Pfluge, geringes aufgeriſſenes Erdreich, Felſen daneben, eine glückliche Beleuchtung vom Feuer her. Wäre dieß nicht ein ſchönes Gegenſtück zum Ulyß bey dem Cyclopen, im heiterſten Sinne ein glücklicher Gegenſatz!

Hercules bey Admet.

Und ſo mag denn dieſes heitere Bild unſere dießmalige Arbeit beſchließen. Ein treulich mitwirkender Kunſtfreund entwarf es vor

Jahren, zum Verſuch inwiefern man ſich der antiken Behandlungsweiſe ſolcher Gegenſtände einigermaßen nähern könne. Der Raum iſt wohl das Doppelte ſo breit als hoch und enthält drey verſchiedene Gruppen, welche kunſtreich zuſammen verbunden ſind. In der Mitte ruht Hercules rieſenhaft, auf Polſter gelehnt, und kommt durch dieſe Lage mit den übrigen ſtehenden Figuren in's Gleichgewicht. Der vor ihn geſtellte Speiſetiſch, das unter ihm umgeſtürzte Weingefäß deuten ſchon auf reichlich eingenommenen Genuß, mit welchem ſich jeder andere wohl begnügt hätte; dem Helden aber ſoll ſich das Gaſtmahl immerfort erneuern. Deßhalb ſind zu ſeiner Rechten drey Diener beſchäftigt. Einer, die Treppe heraufſteigend, bringt auf mächtiger Schüſſel den fetteſten Braten. Ein anderer ihm nach, die ſchweren Brodkörbe kaum erſchleppend. Sie begegnen einem dritten der hinab zum Keller gedenkt, eine umgekehrte Kanne am Henkel ſchwenkt und mit dem Deckel klappernd über

die Trinkluſt des mächtigen Gaſtes ungehalten ſcheint. Alle drey mögen ſich verdrießlich über die Zudringlichkeit des Helden beſprechen, deſſen Finger der rechten Hand den im Alterthum, als Ausdruck von Sorgſeligkeit, ſo beliebten Akt des Schnalzens auszuüben bewegt ſind. Zur Linken aber ſteht Admet, eine Schaale darreichend, in ruhiger Stellung des freundlichſten Wirthes. Und ſo verbirgt er dem Gaſt die traurige Scene, die durch einen Vorhang von dem bisher beſchriebenen offenen Raume getrennt wird, dem Zuſchauer jedoch nicht verborgen bleibt.

Aus dieſem dunkelen Winkel, wo eine Anzahl troſtloſer Frauen ihre abgeſchiedene Herrin bedauern, trat ein Knabe hervor, der den Vater beym Mantel faſſend, ihn herein zu ziehen und ihm Theilnahme an dem unſeligen Familiengeſchick aufzunöthigen gedenkt. Durch Geſtalt und Handlung dieſes Kindes wird nun das Innere mit dem Aeußern verbunden und

das Auge kehrt gern über Gaſt und Knechte die Treppe hinab in das weite Vorhaus, und in den Feldraum vor demſelben, wo man noch einen Hausgenoſſen beſchäftigt ſieht ein auf=gehängtes Schwein zu zerſtücken, um die ent=ſchiedene Speiſeluſt des Gaſtes anzudeuten und auf deren Unendlichkeit ſcherzhaft hinzuweiſen.

Da jedoch weder die wohldurchdachte Com=poſition, noch die Anmuth der Einzelnheiten, noch weniger das Glück, womit Licht und Schatten, von Farbe begleitet einander entge=gengeſetzt ſind, ſich keineswegs durch Worte ausſprechen laſſen, ſo wünſchen wir gedachtes Blatt den Kunſtfreunden gelegentlich nachge=bildet mitzutheilen, um die früheren Abſichten durch ein Beyſpiel auszuſprechen, und wo mög=lich zu rechtfertigen.

Mag nun unſer Leſer zurückſchauen auf das Verzeichniß, worin wir ſämmtliche Philoſtra=tiſche Gemälde vorausgeſchickt, ſo wird er

gewiß mit uns die Empfindung theilen, wenn wir bekennen, daß wir höchſt ungern uns in der Hälfte von einer ſo erfreulichen Aufſtellung trennen. Viele Jahre lagen die Vorarbeiten unbenutzt, ein glücklicher Augenblick vergönnte ſie wieder vorzunehmen. Nun erinnert uns der enge Raum des Heftes an die Pflicht noch von einigem andern Rechenſchaft zu geben.

Möge das was wir vorgetragen haben nicht bloß geleſen, in der Einbildungskraft hervorgerufen werden, ſondern in die Thatkraft jüngerer Männer übergehen. Mehr als alle Maximen, die doch jeder am Ende nach Belieben auslegt; können ſolche Beyſpiele wirken, denn ſie tragen den Sinn mit ſich, worauf alles ankommt, und beleben wo noch zu beleben iſt.

Antik und modern.

Da ich in vorſtehendem genöthigt war zu Gunſten des Alterthums, beſonders aber der damaligen bildenden Künſtler, ſo viel Gutes zu ſagen, ſo wünſchte ich doch nicht mißverſtanden zu werden, wie es leider gar oft geſchieht, indem der Leſer ſich eher auf den Gegenſatz wirft, als daß er zu einer billigen Ausgleichung ſich geneigt fände. Ich ergreife daher eine dargebotene Gelegenheit um beiſpielweiſe zu erklären, wie es eigentlich gemeynt ſey und auf das ewig fortdauernde Leben des menſchlichen Thuns und Handelns, unter dem Symbol der bildenden Kunſt, hinzudeuten.

Ein junger Freund, Karl Ernſt Schubart, in ſeinem Hefte zur Beurthei-

lung Goethe's, welches ich in jedem Sinne zu ſchätzen und dankbar anzuerkennen habe, ſagt: „Ich bin nicht der Meinung wie die „meiſten Verehrer der Alten, unter die Göthe „ſelbſt gehört, daß in der Welt für eine hohe, „vollendete Bildung der Menſchheit nichts „ähnlich Günſtiges ſich hervorgethan habe „wie bey den Griechen.“ Glücklicher Weiſe können wir dieſe Differenz mit Schubarts eigenen Worten ins Gleiche bringen, indem er ſpricht: „Von unſerem Göthe aber ſey es ge„ſagt, daß ich Shakespeare ihm darum vor„ziehe, weil ich in Shakespeare einen ſolchen „tüchtigen, ſich ſelbſt unbewußten Menſchen „gefunden zu haben glaube, der mit höchſter „Sicherheit, ohne alles Raiſonniren, Reflec„tiren, Subtiliſiren, Claſſificiren und Poten„ziren den wahren und falſchen Punkt der „Menſchheit überall ſo genau, mit ſo nie ir„rendem Griff und ſo natürlich hervorhebt, „daß ich zwar am Schluß bey Göthe immer „das nämliche Ziel erkenne, von vorn herein

„aber ſtets mit dem Entgegengeſetzten zuerſt „zu kämpfen, es zu überwinden und mich „ſorgfältig in Acht zu nehmen habe, daß ich „nicht für blanke Wahrheit hinnehme, was „doch nur als entſchiedener Irrthum abgelehnt „werden ſoll.“

Hier trifft unſer Freund den Nagel auf den Kopf, denn gerade da, wo er mich gegen Shakespeare im Nachtheil findet, ſtehen wir im Nachtheil gegen die Alten. Und, was reden wir von den Alten? Ein jedes Talent, deſſen Entwickelung von Zeit und Umſtänden nicht begünſtigt wird, ſo daß es ſich vielmehr erſt durch vielfache Hinderniſſe durcharbeiten, von manchen Irrthümern ſich losarbeiten muß, ſteht unendlich im Nachtheil gegen ein gleichzeitiges, welches Gelegenheit findet ſich mit Leichtigkeit auszubilden und was es vermag, ohne Widerſtand auszuüben.

Bejahrten Perſonen fällt aus der Fülle der Erfahrung oft, bey Gelegenheit, ein was

eine Behauptung erläutern und beſtärken könnte, deßhalb ſey folgende Anekdote zu erzählen vergönnt. Ein geübter Diplomat, der meine Bekanntſchaft wünſchte, ſagte nachdem er mich, bey dem erſten Zuſammentreffen, nur überhin angeſehen und geſprochen, zu ſeinen Freunden: Voila un homme qui a eu de grands chagrins! Dieſe Worte gaben mir zu denken: Der gewandte Geſichtsforſcher hatte recht geſehen, aber das Phänomen bloß durch den Begriff von Duldung ausgedrückt, was er auch der Gegenwirkung hätte zuſchreiben ſollen. Ein aufmerkſamer, gerader Deutſcher hätte vielleicht geſagt: Das iſt auch einer der ſichs hat ſauer werden laſſen!

Wenn ſich nun in unſeren Geſichtszügen die Spur überſtandenen Leidens, durchgeführter Thätigkeit nicht auslöſchen läßt, ſo iſt es kein Wunder, wenn Alles was von uns und unſerem Beſtreben übrig bleibt dieſelbe Spur trägt und dem aufmerkſamen Beob-

achter auf ein Daſeyn hindeutet das, in einer glücklichſten Entfaltung, ſo wie in der nothgedrungenſten Beſchränkung, ſich gleich zu bleiben und, wo nicht immer die Würde, doch wenigſtens die Hartnäckigkeit des menſchlichen Weſens durchzuführen trachtete.

Laſſen wir alſo Altes und Neues, Vergangenes und Gegenwärtiges fahren und ſagen im Allgemeinen: jedes künſtleriſch Hervorgebrachte verſetzt uns in die Stimmung, in welcher ſich der Verfaſſer befand. War ſie heiter und leicht, ſo werden wir uns frei fühlen; war ſie beſchränkt, ſorglich uud bedenklich, ſo zieht ſie uns geichmäßig in die Enge.

Nun bemerken wir bey einigem Nachdenken, daß hier eigentlich nur von der Behandlung die Rede ſey, Stoff und Gehalt kommt nicht in Betracht. Schauen wir ſodann dieſem gemäß in der Kunſtwelt frey umher, ſo

geſtehen wir daß ein jedes Erzeugniß uns Freude macht, was dem Künſtler mit Bequemlichkeit und Leichtigkeit gelungen. Welcher Liebhaber beſitzt nicht mit Vergnügen eine wohlgerathne Zeichnung oder Radirung unſeres Chodowiecky? Hier ſehen wir eine ſolche Unmittelbarkeit an der uns bekannten Natur, daß nichts zu wünſchen übrig bleibt. Nur darf er nicht aus ſeinem Kreiſe, nicht aus ſeinem Format herausgehen, wenn nicht alle ſeiner Individualiät gegönnten Vortheile ſollen verloren ſeyn.

Wir wagen uns weiter und bekennen, daß Manieriſten ſogar, wenn ſie es nur nicht allzuweit treiben, uns viel Vergnügen machen, und daß wir ihre eigenhändigen Arbeiten ſehr gern beſitzen. Künſtler die man mit dieſem Namen benennt ſind mit entſchiedenem Talente geboren; allein ſie fühlen bald, daß nach Verhältniß der Tage ſo wie der Schule worein ſie gekommen, nicht zu Federleſen Raum

bleibt, ſondern daß man ſich entſchließen und fertig werden müſſe. Sie bilden ſich daher eine Sprache, mit welcher ſie, ohne weiteres Bedenken, die ſichtbaren Zuſtände leicht und kühn behandeln und uns, mit mehr oder mindern Glück, allerley Weltbilder vorſpiegeln, wodurch denn manchmal ganze Nationen mehrere Decennien hindurch angenehm unterhalten und getäuſcht werden, bis zuletzt einer oder der andere wieder zur Natur und höheren Sinnesart zurückkehrt.

Daß es bey den Alten auch zuletzt auf eine ſolche Art von Manier hinauslief, ſehen wir an den Herkulaniſchen Alterthümern; allein die Vorbilder waren zu groß, zu friſch, wohlerhalten und gegenwärtig, als daß ihre Dutzend-Maler ſich hätten ganz ins Nichtige verlieren können.

Treten wir nun auf einen höhern und angenehmern Standpunkt und betrachten das

einzige Talent Raphaels. Dieſer, mit dem glücklichſten Naturell geboren, erwuchs in einer Zeit, wo man redlichſte Bemühung, Aufmerkſamkeit, Fleiß und Treue der Kunſt widmete. Vorausgehende Meiſter führten den Jüngling bis an die Schwelle, und er brauchte nur den Fuß aufzuheben um in den Tempel zu treten. Durch Peter Perugin zur ſorgfältigſten Ausführung angehalten, entwickelt ſich ſein Genie an Leonard da Vinci und Michel Angelo. Beyde gelangten während eines langen Lebens, ungeachtet der höchſten Steigerung ihrer Talente, kaum zu dem eigentlichen Behagen des Kunſtwirkens. Jener hatte ſich, genau beſehen, wirklich müde gedacht und ſich allzuſehr am Techniſchen abgearbeitet, dieſer, anſtatt uns, zu dem was wir ihm ſchon verdanken, noch Ueberſchwengliches im Plaſtiſchen zu hinterlaſſen, quält ſich die ſchönſten Jahre durch in Steinbrüchen, nach Marmorblöcken und Bänken, ſo daß zuletzt von allen beabſichtigten Heroen des Alten und Neuen

Teſtamentes der einzige Moſes fertig wird, als ein Muſterbild deſſen was hätte geſchehen können und ſollen. Raphael hingegen wirkt ſeine ganze Lebenszeit hindurch mit immer gleicher und größerer Leichtigkeit. Gemüths- und Thatkraft ſtehen bey ihm in ſo entſchiedenem Gleichgewicht, daß man wohl behaupten darf, kein neuerer Künſtler habe ſo rein und vollkommen gedacht als er und ſich ſo klar ausgeſprochen. Hier haben wir alſo wieder ein Talent das uns aus der erſten Quelle das friſcheſte Waſſer entgegen ſendet. Er gräciſirt nirgends; fühlt, denkt, handelt aber durchaus wie ein Grieche. Wir ſehen hier das ſchönſte Talent zu eben ſo glücklicher Stunde entwickelt, als es, unter ähnlichen Bedingungen und Umſtänden, zu Perikles Zeit geſchah.

Und ſo muß man immer wiederholen: das geborne Talent wird zur Production gefordert, es fordert dagegen aber auch eine natur- und kunſtgemäße Entwickelung für ſich;

es kann ſich ſeiner Vorzüge nicht begeben und kann ſie ohne äußere Zeit-Begünſtigung nicht gemäß vollenden.

Man betrachte die Schule der Carracci. Hier lag Talent, Ernſt, Fleiß und Conſequenz zum Grunde, hier war ein Element, in welchem ſich ſchöne Talente natur- und kunſtgemäß entwickeln konnten. Wir ſehen ein ganzes Dutzend vorzüglicher Künſtler von dort ausgehen, jeden in gleichem, allgemeinen Sinn ſein beſonderes Talent üben und bilden, ſo daß kaum nach der Zeit ähnliche wieder erſcheinen konnten.

Sehen wir ferner die ungeheuren Schritte welche der talentreiche Rubens in die Kunſtwelt hinein thut! Auch er iſt kein Erdgeborner, man ſchaue die große Erbſchaft in die er eintritt, von den Urvätern des 14. und 15. Jahrhunderts durch alle die trefflichen des 16ten hindurch, gegen deſſen Ende er geboren wird.

Betrachtet man neben und nach ihm die Fülle niederländiſcher Meiſter des 17ten, deren große Fähigkeiten ſich bald zu Hauſe, bald ſüdlich, bald nördlich ausbilden, ſo wird man nicht leugnen können daß die unglaubliche Sagazität, womit ihr Auge die Natur durchdrungen, und die Leichtigkeit, womit ſie ihr eignes geſetzliches Behagen ausgedrückt, uns durchaus zu entzücken geeignet ſey. Ja, in ſo fern wir dergleichen beſitzen, beſchränken wir uns gern ganze Zeiten hindurch auf Betrachtung und Liebe ſolcher Erzeugniſſe und verargen es Kunſtfreunden keineswegs, die ſich ganz allein im Beſitz und Verehrung dieſes Faches begnügen.

Und ſo könnten wir noch hundert Beyſpiele bringen das was wir ausſprechen zu bewahrheiten. Die Klarheit der Anſicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mittheilung das iſt es was uns entzückt, und wenn wir nun behaupten, dieſes alles finden

wir in den ächt griechiſchen Werken, und zwar geleiſtet am edelſten Stoff, am würdigſten Gehalt, mit ſicherer und vollendeter Ausführung, ſo wird man uns verſtehen, wenn wir immer von dort ausgehen, und immer dort hinweiſen. Jeder ſey auf ſeine Art ein Grieche! Aber er ſey's.

Eben ſo iſt es mit dem ſchriftſtelleriſchen Verdienſte. Das Faßliche wird uns immer zuerſt ergreifen und vollkommen befriedigen, ja wenn wir die Werke eines und deſſelben Dichters vornehmen, ſo finden wir manche die auf eine gewiſſe peinliche Arbeit hindeuten, andere dagegen, weil das Talent dem Gehalt und der Form vollkommen gewachſen war, wie freye Naturerzeugniſſe hervortreten. Und ſo iſt unſer wiederholtes, aufrichtiges Bekenntniß, daß keiner Zeit verſagt ſey das ſchönſte Talent hervorzubringen, daß aber nicht einer jeden gegeben iſt es vollkommen würdig zu entwickeln.

Und ſo führen wir noch zum Schluſſe einen neueren Künſtler vor, um zu zeigen daß wir nicht eben gar zu hoch hinaus wollen, ſondern auch mit bedingten Werken und Zuſtänden zufrieden ſind. Sebaſtian Bourdon, ein dem ſiebzehnten Jahrhundert angehöriger Künſtler, deſſen Name wohl jedem Kunſtliebhaber mehrmals um die Ohren geſummt, deſſen Talent jedoch in ſeiner ächten Individualität nicht immer verdiente Anerkennung genoſſen hat, liefert uns vier eigenhändig radirte Blätter, in welchen er den Verlauf der Flucht nach Aegypten vollſtändig vorführt.

Man muß zuvörderſt den Gegenſtand wohl gelten laſſen, daß ein bedeutendes Kind aus uraltem Fürſtenſtamme, dem beſchieden iſt künftig auf die Welt ungeheuren Einfluß zu haben, wodurch das Alte zerſtört und ganz Erneutes dagegen heran geführt wird, daß ein ſolcher Knabe in den Armen der liebevoll-

ſten Mutter, unter Obhut des bedächtigſten Greiſes geflüchtet und mit göttlicher Hülfe gerettet werde. Die verſchiedenen Momente dieſer bedeutenden Handlung ſind hundertmal vorgeſtellt und manche hiernach entſprungene Kunſtwerke reißen uns oft zur Bewunderung hin.

Von den vier gemeldeten Blättern haben wir jedoch folgendes zu ſagen, damit ein Liebhaber der ſie nicht ſelbſt vor Augen ſchaut einigermaßen unſern Beyfall beurtheilen möge. In dieſen Bildern erſcheint Joſeph als die Hauptperſon; vielleicht waren ſie für eine Kapelle dieſes Heiligen beſtimmt.

I.

Das Lokal mag für den Stall zu Bethlehem, unmittelbar nach dem Scheiden der drey frommen Magier, gehalten werden, denn in der Tiefe ſieht man noch die beyden bewußten Thiere. Auf einem erhöhteren Hausraum

ruht Joſeph, anſtändig in Falten gehüllt, auf das Gepäck gebettet, wider den hohen Sattel gelehnt, worauf das heilige Kind, ſo eben erwachend, ſich rührt. Die Mutter daneben, iſt in frommem Gebete begriffen. Mit dieſem ruhigen Tagesanbruch contraſtirt ein höchſt bewegter gegen Joſeph heran ſchwebender Engel, der mit beyden Händen nach einer Gegend hindeutet die, mit Tempeln und Obelisken geſchmückt, ein Traumbild Aegyptens hervorruft. Zimmermanns-Handwerkzeug liegt vernachläſſigt am Boden.

II.

Zwiſchen Ruinen hat ſich die Familie, nach einer ſtarken Tagreiſe, niedergelaſſen. Joſeph, an das beladene laſtbare, aus einem Steintroge ſich nährende Thier gelehnt, ſcheint einer augenblicklichen Ruhe ſtehend zu genießen; aber ein Engel fährt hinter ihm her, ergreift ſeinen Mantel und deutet nach dem Meere hin. Joſeph, in die Höhe ſchauend

und zugleich nach des Thieres Futter hindeutend, möchte noch kurze Friſt für das müde Geſchöpf erbitten. Die heilige Mutter, die ſich mit dem Kind beſchäftigte, ſchaut verwundert nach dem ſeltſamen Zwiegeſpräch herum: denn der Himmelsbote mag ihr unſichtbar ſeyn.

III.

Drückt eine eilende Wanderſchaft vollkommen aus. Sie laſſen eine große Bergſtadt zur Rechten hinter ſich. Knapp am Zaum führt Joſeph das Thier einen Pfad hinab, welchen ſich die Einbildungskraft um deſto ſteiler denkt, weil wir davon gar nichts, vielmehr gleich unten hinter dem Vordergrunde das Meer ſehen. Die Mutter, auf dem Sattel, weiß von keiner Gefahr, ihre Blicke ſind völlig in das ſchlafende Kind verſenkt. Sehr geiſtvoll iſt die Eile der Wandernden dadurch angedeutet, daß ſie ſchon das Bild größtentheils durchzogen haben und im Begriff ſind auf der linken Seite zu verſchwinden.

IV.

Ganz im Gegenſatz des vorigen, ruhen Joſeph und Maria in der Mitte des Bildes auf dem Gemäuer eines Röhrbrunnens. Joſeph, dahinter ſtehend und herüber gelehnt, deutet auf ein im Vordergrund umgeſtürztes Götzenbild und ſcheint der heiligen Mutter dieſes bedeutende Zeichen zu erklären. Sie, das Kind an der Bruſt, ſchaut ernſt und horchend, ohne daß man wüßte wonach ſie blickt. Das entbürdete Thier ſchmaußt hinterwärts an reich grünenden Zweigen. In der Ferne ſehen wir die Obelisken wieder, auf die im Traume gedeutet war. Palmen in der Nähe überzeugen uns daß wir in Aegypten ſchon angelangt ſind.

Alles dieſes hat der bildende Künſtler in ſo engen Räumen mit leichten aber glücklichen Zügen dargeſtellt. Durchdringendes, vollſtändiges Denken, geiſtreiches Leben, Auffaſſen des Unentbehrlichſten, Beſeitigung alles Ue-

berflüßigen, glücklich flüchtige Behandlung im Ausführen. Dies iſt es was wir an unſern Blättern rühmen, und mehr bedarf es nicht: denn wir finden hier ſo gut als irgend wo die Höhe der Kunſt erreicht. Der Parnaß iſt ein Mont Serrat, der viele Anſiedelungen, in mancherley Etagen erlaubt; ein jeder gehe hin, verſuche ſich und er wird eine Stätte finden, es ſey auf Gipfeln oder in Winkeln.

Das Eleuſiſche Feſt.

Schillers Dichtung bildlich dargeſtellt von J. M. Wagner, geſtochen von F. Ruſcheweyh. Rom 1817. 20 Blätter Umriſſe nebſt Titel. Querfol.

Ein Künſtler der überhaupt ſchöne Formen zeichnet, gründliche Kenntniſſe des menſchlichen Körpers und ſeiner Verhältniſſe beſitzt, ſeine Figuren mit ausnehmend zierlichen Drap-

perien umgiebt; dem ferner noch geiſtreiche Motive und wohl angeordnete Gruppen nicht abzuſtreiten ſind, hat ohne Zweifel ein gegründetes Recht auf unſer Lob, unſern Beifall, ſollte auch, aus einem hohen die Kunſt unbedingt überſchauenden Standpunkt betrachtet, ſein Werk nicht ganz alle Wünſche befriedigen; denn auf ſolchen Standpunkt mag man ſich zwar lehrend erheben, aber was der Künſtler ſchafft geſchieht allemal unter dem hindernden oder fördernden Einfluß ſeiner Zeit und der Zuſtand der Kunſt im Allgemeinen, ſetzt der ſeinigen Schranken.

Die oben aufgezählten verdienſtlichen Eigenſchaften welche Herr Wagner ſeinem Werk mittheilte, ſichern ihm einen ehrenvollen Platz zu, nicht bloß unter den Künſtlern unſerer Nation, ſondern unter den geſammten Künſtlern unſers Zeitalters. Vielleicht begünſtigt Schillers auf dem Titel genanntes Gedicht ein bildliches Darſtellen nicht ſehr und möchte wohl

gar da und dort auch den Herrn Wagner gehindert haben ſich in ſeinen Compoſitionen mit völliger dem Künſtler ſo nothwendigen Freyheit zu bewegen. Doch das Bedürfniß und die Schwierigkeit neue noch nicht verbrauchte Gegenſtände für die Darſtellung aufzuſuchen und der eigenthümliche Reiz des erwähnten Schilleriſchen Gedichts, können ihn darüber entſchuldigen.

Das Titelblatt von ſchöner Anordnung, zeigt den myſtiſchen Deckelkorb welchen eine Schlange umwindet mit dem Aehrenkranz überhängt; auf beiden Seiten deſſelben ſtehen Greife und hinter dieſen brennende Fackeln. — Wahrſcheinlich iſt hierdurch auf die Verſe angeſpielt:

Windet zum Kranze die goldenen Aehren
Flechtet auch blaue Cyanen hinein.

Auch die übrigen Blätter dürften am ſchicklichſten mit denjenigen Verſen zu bezeichnen ſeyn welche Veranlaſſung dazu gegeben haben.

1.

Verfolgung und Mord darſtellend.

Mit dem Wurfspies, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land.
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

2.

Zwiſchen Centauren die Ceres auf ihrem Drachenwagen, mit Gebärden des Abſcheus nach einem Altar ſehend, worauf Reſte von Menſchenopfern liegen.

Nur auf gräſslichen Altären
Dorret menschliches Gebein. —
Aber ſchaudernd, mit Entsetzen,
Wendet sie sich weg und spricht —

3.

Und sie (die Göttin) nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand.
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand
Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald.

4.

Das Opfer der Ceres an den Jupiter, mit einer Gruppe Anbetender.

Und gerührt zu der Herrcherin Füſsen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerflieſsen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl.

5.

Chor der Götter, schwebend.

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,
Themis selber führt den Reigen,

6.

Und mit dem gerechten Stab
Miſst sie jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Gränze Stein;
Und des Styx verborgne Mächte
Ladet sie zu Zeugen ein.

7.

Und er lehrt (Vulcanus) die Kunst der Zange,
Und der Blasebälge Zug;
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich der erste Pflug.

8.

Und Minerva, hoch vor allen
Ragend mit gewicht'gem Speer;
Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu seyn,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.
Und sie lenkt die Herrscherschritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fuſses Tritte
Heftet sich der Gränzgott an,
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum,
Auch des wilden Stromes Bette
Schlieſst sie in den heil'gen Raum.

9.

Alle Nymphen, Oreaden,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.

10. u. 11.

Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott,

Wälzt den ſchweren Floſs zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot.
Und die leicht geſchürzten Stunden
Fliegen an's Geſchäft, gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich ſich in ihrer Hand.

12.

Auch den Meergott ſieht man eilen.
Raſch mit des Tridentes Stoſs
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Und mit Hermes dem Behenden
Thürmet er der Mauren Wall.

13.

Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie,
Mit neunſtimmigem Geſange
Fallen die Kamönen ein.

14.

Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlöſſer feſtes Band.
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen ſchon in Feſtes Pracht.

15.

Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket selbst das erste Paar.

Die letzten fünf auf einander folgenden Blätter 16 — 20 ſind Darſtellung folgender Strophe:

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gastlich offne Thor,
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus,
Segnend ihre Hand gefaltet
Spricht sie zu des Volkes Kreis.

Noch iſt zu bemerken daß die Arbeit des Kupferſtechers Herrn Nuſchewey̆h ſich durch ganz beſondere Nettigkeit auszeichnet.

Der Rheinlauf.

Von deſſen verſchiedenen Quellen bis zur Vereinigung des Vorder- und Hinterrheins bey Reichenau ꝛc. von

G. Primaveſi.

Mit 8 radirten Proſpecten, 2 Karten und kurzen auf eignen Blättern gedruckten Erklärungen in deutſcher und franzöſiſcher Sprache. Querfol. Frankf. b. Wilmans 1718.

Schon ſeines Inhalts wegen eignet ſich dieſes Werk zu einer Anzeige in unſern Heften, verdient aber auch an ſich die Aufmerkſamkeit der Kunſtfreunde. Längs ſeines langen Laufes bietet der Rhein eine größere Menge ſchöner Anſichten des verſchiedenſten Charakters dar als kein anderer der Europäiſchen Ströme und manche treffliche Landſchaft-

maler haben ſich ſolches zu Nutze gemacht, beſonders am Niederrheine. Hr. Primaveſi ſuchte ſelbſt die Quellen des Fluſſes hoch in Graubündten auf, und in gegenwärtigem erſten Heft ſeines Werks ſind 8 Proſpecte des ſogenannten Vorderrheins, von deſſen Urſprung auf dem Badus, herab bis nach Reichenau, zwey ſtarke Stunden über Chur, wo ſich dieſer Theil des noch jungen Stromes mit dem ſogenannten Hinterrheine vereinigt. Alle dieſe Proſpecte ſind mit zarter Nadel fleißig radirt und der eigenthümliche Charakter ſchweitzeriſcher Gebirgsgegenden, in ſeinen verſchiedenen Abſtufungen, vom wilden Hochgebirge an bis gegen die niederen reizenden Thalgründe hin, vor andern in der Schweitz geſegnet an Obſt und an Wein, weil ſie von mittägigen Winden durchſtrichen werden. Die Ausſicht bey Reichenau, die gegen das Schloß Boviſia, die bey Jlanz und vornemlich die bey Tavanaſe ſcheinen dem Künſtler am beſten gerathen; in der letztern iſt die Haltung

gut und die Bäume, zumal Birken, ſind mit richtigem Ausdruck des Charakters dargeſtellt.

Fürſt Blüchers Denkbild.

Auszug eines Schreibens, Berlin den 29ſten Auguſt 1818.

„Nunmehr kann ich mit Vergnügen und Zufriedenheit vermelden, wie der Guß des größten Stückes von der Coloſſal-Satue des Fürſten Blücher trefflich gerathen iſt. Außer dem Kopf iſt es die ganze Höhe vom Halſe an bis herunter mit der Plinte. Den 21ſten d. M. Abends gegen 6 Uhr wurde dem Ofen Feuer gegeben und des andern Morgens um 4 Uhr abgeſtochen. Ein Hundert und vier Centner waren eingeſetzt worden. Der größere Theil hievon diente dem eigentlich in die Form Einfließenden durch den Druck Dichtheit zu geben. Das Metall floß ruhig ein und ſetzte

ſich wagerecht in den Windpfeifen oder Luftröhren. Hieraus war die Andeutung eines gelungenen Guſſes abzunehmen. Geſtern haben wir den Guß bis unter die Plinte von Form freygemacht und uns überzeugt daß von oben bis unten alles dicht und rein ausgefallen. Sonſt geſchieht bei dergleichen großen Güſſen, daß wohl Stellen, gleich dem Bimſtein, poros vorkommen, oder wenn auch dicht, mit fremden Theilchen von Formmaſſe gemiſcht ſind, welches alles hier nicht der Fall iſt.

Der Guß geſchah in der königlichen Kanonengießerey beym Zeughauſe, und man iſt, außer dem guten Glücke, das Gelingen der Bedächtigkeit und Einſicht des franzöſiſchen Formers und Gießers, ſo wie der Erfahrung und willigen Theilnahme der königlichen Beamten ſchuldig, ohne welches Einverſtändniß man nicht ſicher gearbeitet und einen ſo wichtigen Zweck ſchwerlich erreicht hätte. Denn das Kupfer hat die ſonderbare Eigenſchaft,

daß man den Augenblick der höchſten Flüſſigkeit benutzen muß, welchen, wenn er vorbey iſt, man durch das ſtärkſte Feuer nicht wieder zurückbringt, man müßte denn von vorn kalt wieder anfangen. Dieſen Augenblick zu erkennen, haben unſere Kanonengießer die größte Fertigkeit.

Ich habe ſchon gemeldet daß eine ſolche Form aus horizontalen Schichten beſteht, und wie gut das Metall muß geſloſſen ſeyn, geht daraus hervor, daß in die dichten Fugen derſelben das Metall dünn wie ein Blatt eingedrungen iſt.

Nun haben wir den Kern herauszuſchaffen, welches eine ſchwierige Arbeit iſt, da uns nur drey Oeffnungen zu Gebot ſtehen, nämlich unten durch die beyden Fußſohlen, inwendig der Plinte und oben am Hals. Um den Mantel ſchwebend zu erhalten ſind künſtliche Vorrichtungen angebracht; metallne Stäbe nämlich, welche gegenwärtig noch aus dem Gewan-

de hervorſtehen und künftig zugleich mit der Oberfläche verarbeitet werden.

Was Jemanden, der in Rußland gieſsen ſah, neu war, iſt die hier angewendete geringe Zahl von Guß- und Luftröhren. Dort ſah man vier Statuen in der Grube dermaßen damit umgeben, daß ſie einem Ballen von Wurzeln glichen. Man iſt in Frankreich davon abgekommen, indem die Luft durch ſo viele Veräſtungen gleichſam abgefangen wird und das Metall hie und da außen bleibt.

Sehr wichtig iſt auch die Methode, wodurch man das Wachs, welches ſonſt die Dicke des Metalles beſtimmte, entbehren kann. Jetzo, wenn über das fertige Modell die Form gemacht und dieſe wieder abgenommen iſt, wird die ganze Oberfläche beſchabt und zwar um ſoviel als die Metalldicke künftighin betragen ſoll. In dieſem Zuſtande gab unſere Statue einen ſonderbaren Anblick, die Figur

ſchien ſehr lang und dünn und daher außer aller Proportion.

Von dieſem und anderem wird Herr Director Schadow dem Publikum hoffentlich nähere Nachricht geben, wenn das Werk ſelbſt vor aller Augen ſteht. Man hofft daß dieſes Standbild an Ort und Stelle auf den 18ten Juny 1819 wird zu ſchauen ſeyn. Die zwey Relieftafeln werden in dießjähriger Ausſtellung erſcheinen. Die erſte ſtellt vor den Helden, ſich vom Sturze mit dem Pferd aufraffend und zu gleicher Zeit den Feind bedrohend, der Genius des Vaterlands ſchützt ihn mit der Aegide; die zweyte zeigt den Helden zu Pferde, widerwärtige dämoniſche Geſtalten in den Abgrund jagend. Auch hier mangelt es nicht am Beyſtand der guten Geiſter.

Folgende Inſchriften ſind genehmigt:

Dem Fürſten
B l ü c h e r
von Wahlſtadt
d i e S e i n e n.

In Harren und Krieg
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß
So riß er uns
Von Feinden los.

G r a f T o l ſ t o y.

Dieſer bey Staat und Hof ſchon längſt gefeyerte Name beginnt nun auch in der Reihe der bildenden Künſtler zu glänzen. Runde Medaillons, ſieben Zoll im Durchſchnitt, welche die Reihe außerordentlicher Thaten,

von der Ruſſiſchen Nation in der letzten Zeit geleiſtet, künſtleriſch verewigen ſollen, ſind uns in Gypsabgüſſen zu Geſichte gekommen. Gegenwärtig haben wir vor Augen: wie Rußland ſein Volk bewaffnet. Dieſe Vorſtellung bezieht ſich auf die Vorfälle im Jahr 1812.

Das perſonifizirte Rußland auf erhöhtem Sitze (Suggestum) mit der Linken den angelehnten Wappenſchild haltend, reicht mit der Rechten den vor ihm ſtehenden drey Volksclaſſen eben ſo viele bloße Schwerdter hin, nach welchen dieſe begierig zu greifen ſcheinen. Die Claſſe des Adels, iſt unter einem mit Helm und Panzer ſchön gerüſteten Manne dargeſtellt; die den Bürgerſtand bedeutende Figur, erſcheint mit Untergewand und Mantel bekleidet und der Bauernſtand mit einer ganz einfachen Tunika. Zu ihren Füſſen ſieht man liegen eine große Schaale mit Geld, Vaſen von verſchiedener Form, auch mehrere angefüll-

te Säcke, womit die freywilligen Gaben des Ruſſiſchen Volks zum Vertheidigungskrieg wider die Franzoſen angedeutet werden.

Der Unterſatz des Thrones oder die Bühne worauf Rußland ſitzt, iſt mit kleinen Figuren in erhobener Arbeit geziert, und dieſe ſtellen, wenn wir nicht irren, auf der einen Seite dar, wie die koſtbarſte Habe bey Annäherung der Feinde in's Innere des Reichs in Sicherheit gebracht wird, auf der andern Seite zieht eine Schaar Krieger dem Feinde entgegen.

Von Seiten der Ausführung betrachtet verdient dieſes Werk viel Lob. Man kann ſagen, es ſey mit Geſchmack behandelt und mit Liebe vollendet. Nicht das Kleinſte iſt vernachläſſigt. Die Figuren haben überhaupt bequeme Stellungen, gute Gliederformen, zierlich gelegte Drapperien; auch in den Köpfen der Figuren wird man die gute Intention gewahr,

ein löbliches Streben den ſymboliſchen Charakter derſelben auszudrücken.

Noch müſſen wir einen wahrhaft genialen Zug anführen, geſchmackvoll und bedeutend zugleich, nämlich daß die ſitzende Ruſſia mit dem zierlichen Gewande einer ruſſiſchen Bäuerin angethan erſcheint, nur etwas länger und faltenreicher, wodurch ſie etwas ungemein Anziehendes erhalten hat.

Offenbart ſich in dieſem Werk nicht nur ein ſehr großes Talent, ſondern auch ein redliches Bemühen nach der Kunſt, ſo dürfen wir uns um ſo weniger bedenken auch dasjenige zu berühren, was etwa noch hätte gewünſcht werden mögen, und was von dem Künſtler bey künftigen Arbeiten zu vermeiden oder auch zu erwerben ſeyn dürfte.

Die Zeichnung der Figuren muß man als verſtändig und tüchtig im Ganzen loben; die drey Geſtalten aber, wodurch die verſchiede-

nen Stände oder Volksklaſſen dargeſtellt ſind, ſollten ſich im Charakter ihrer Glieder mehr von einander unterſcheiden; ſodann iſt eben dieſe Gruppe zwar gut genug angeordnet, doch zu gedrungen. Es iſt eine von allen großen Meiſtern beobachtete Regel, Gruppen, deren Figuren in Bewegung ſind, nicht gedrungen ſondern hier und da durchbrochen zu halten; bey der gegenwärtigen hätte ſolches um ſo viel günſtigere Wirkung hervorgebracht, weil die Figuren, weiß auf blauem Grunde, ſich abheben, folglich eine weit beſſere und deutlichere Silhouette der geſammten Compoſition entſtanden wäre.

Hinſichtlich auf die Verhältniſſe der Glieder iſt zu bemerken, daß die Arme beſagter drey Figuren etwas zu kurz gehalten, die Füße überhaupt zu klein ſcheinen.

Ausgrabungen.

Da der Menſch nicht immer ſchaffen und hervorbringen kann, obſchon ſolches freilich für ihn das Wünſchenswertheſte bleibt, ſo unterhält und erfreut ihn doch, wenn er das Verlorene aufſucht, das Zerſtörte wieder herſtellt, das Zerſtreute ſammelt, ordnet und belebt. Deßwegen haben wir alle mit einander ſo große Luſt am Ausgraben verſchütteter Denkmale der Vorzeit und nehmen an ſolchen Bemühungen den lebhafteſten Antheil. Das Neueſte dieſer Art, wovon uns Kenntniß zugekommen, theilen wir mit und hoffen das Geſchäft der Unternehmer und die Liebhaberey des Publikums gleichzeitig zu befördern.

Velleja. Der Urſprung dieſer Stadt iſt nicht eigentlich auszumitteln. Zuerſt war es eine kleine Republik die etwa dreyßig umlie-

genden Städten und Dörfern gebot. Sie wurde zu den Liguriern gerechnet. Nachdem ſie unter die Herrſchaft der Römer gekommen, ward ſie von Duumvirn regiert, für eine Munizipalſtadt erklärt und hatte ihre Patrone in Rom. Sie lag einige Meilen gegen Süden von Piacenza, vier Meilen ſeitwärts von der alten ämiliſchen Heerſtraße, am Fluſſe Chero, am Fuße des Moria und Ravinaſſo, welche zu den Apenninen gerechnet werden. Der Einſturz eines Theils dieſer hohen Berge war der Untergang der Stadt, vermuthlich im vierten Jahrhundert, wie aus Denkmalen und Münzen dort ausgegraben zu ſchließen iſt.

Der Infant Philipp, Herzog von Parma, veranlaßt durch eine früher dort gefundene alte Denktafel, ließ im Jahr 1760 die Ausgrabung beginnen, welcher ſich große Schwierigkeiten entgegen ſetzten: denn es fand ſich kein lockerer Boden, ſondern Felsmaſſen, deren Größe und Schwere ſich vermehrte je näher

man den Bergen kam, lagen über die Stadt gewälzt. 1764 ſtellte man daher die Arbeit ein, die jedoch von Zeit zu Zeit wieder vorgenommen wurde. Der Gewinn war nicht gering und es entſtand daher ein Muſeum zu Parma. Es hatten ſich Statuen gefunden von Marmor und Erz verſchiedener Größe, Inſchriften, Mobilien, Gefäße von gebrannter Erde, Säulenfüße, Capitäle von gewöhnlicher und ſeltſamer Geſtalt, Marmortiſche und Seſſel daneben, mit Löwenköpfen und anderem Schnitzwerk verziert; den Fußböden fehlte es nicht an Moſaik, den Wänden nicht an Malerey. Alle dieſe Dinge, verſammelt in dem Muſeum von Parma, wurden zuerſt antiquariſch behandelt von dem Domherrn Coſta, ſodann vom Pater Paciaudi, ſpäter von Graf Rezzoniko und andern. Gegenwärtig beſchäftigt ſich der Gelehrte Lama damit, welcher durch Hrn. Caſapini, dem Director aller Ausgrabungen, günſtig unterſtützt wird; da wir denn endlich auf eine allgemeinere Mit-

theilung dieſer wenig bekannten Schätze hoffen können.

Zugleich unternimmt Hr. Johann Antolini, Profeſſor der Baukunſt zu Mayland, ein Werk, uns vorläufig mit dem Lokal der alten Stadt und ihren architektoniſchen Merkwürdigkeiten bekannt zu machen. Sie war an der Anhöhe gelegen, ſtufenweiſe über einander gebaut, wahrſcheinlich in die Schlucht zwiſchen beyde Berge hinein, welches denn zu ihrem völligen Untergang gereichte. Der Bergſturz aber muß ſehr ſchnell erfolgt ſeyn, wie der zu Plürs und Goldau, indem man viele Gebeine beym Ausgraben angetroffen.

Herr Antolini verſpricht eine geographiſche Karte, worauf die Orte verzeichnet ſind die gegenwärtig in jener Gegend liegen, ſo auch die Wege die nach Velleja führen, ſowohl von Parma als von Placenz her, mit Bemerkungen zum Nutzen der Reiſenden. So-

dann liefert er Velleja mit ſeinen nächſten Umgebungen, wo zugleich die Punkte angedeutet ſind, an welchen Ausgrabungen verſucht werden. Weiter legt er uns vor den eigentlichen Plan von Velleja, wo man die Quartiere der Stadt und die Austheilung der Gebäude näher kennen lernt. Der Grundriß des Platzes wird ſodann im Beſondern gegeben, mit der lateiniſchen Inſchrift die durch ſeine ganze Breite durchgegangen. Nicht weniger werden die Monumente des Platzes und ſeiner Nachbarſchaft dargeſtellt; mehrere Säulenfüße und Häupter werden im Grund- und Aufriß gezeichnet, Marmorpflaſter und Moſaiken, mancherley Fragmente.

So viel ſoll die erſte Lieferung enthalten, welche Anfangs 1819 erſcheinen wird. Der Subſcriptionspreis auf dieſelbe iſt ein franzöſiſcher Louisd'or; man kann ſich eine anſtändige obgleich nicht überprächtige Ausgabe verſprechen. Es wäre zu wünſchen daß deutſche

Buch- und Kunſthandlungen ſich mit dem Verfaſſer, der in Nr. 250. Straße Monforte wohnhaft iſt, möchten in Verhältniß ſetzen, damit auch Liebhaber dieſſeits der Gebirge baldigſt daran Genuß und Belehrung finden, neuere Reiſende aber aufgeregt werden das Muſeum zu Parma aufmerkſamer zu betrachten, auch den kleinen Umweg, welcher durch die neue Karte ſehr erleichtert wird, nicht zu ſcheuen und uns von dieſem zwar längſt entdeckten aber doch bisher vernachläſſigten Phänomen lebhafte und eindringliche Beſchreibungen zu geben.

Wiesbaden. Der Königl. Preußiſche Hofrath Hr. Dorov hat, unter Vergünſtigung des Großherzogl. Naſſauiſchen Miniſteriums, die in Wiesbadens Umgegend liegenden Grabhügel aufgegraben und mit beſonderer Aufmerkſamkeit und guter Methode dergleichen mehr als hundert unterſucht. Indem

er nun jedes geöffnete Grab für ſich behandelte, mit ſeinen Vorkommenheiten beſchrieb, ſich aller Meynungen enthielt und nur um reine Darſtellung und ſichere Aufbewahrung beſorgt war; ſo verdiente er die große und reiche Ausbeute die ihm geworden iſt.

Derſelbe fand Gefäße aller Art von Bronze und Glas; Waffen von Stein, Eiſen und Bronze; Schlüſſel von Bronze; Männer- und Weiber-Schmuck; Grabſchriften; an achtzigerley Ringe von Bronze; gefärbtes Glas; Bernſtein, Lampen, Amulette. In einem der Hügel und deſſen gemauertem Gewölbe fand man nebſt vieler Aſche ein herrlich Exemplar der Venusmuſchel und andere Dinge. Das Merkwürdigſte war eine Opferſtätte der Deutſchen, wovon er uns die höchſt empfehlungswerthe Beſchreibung mittheilte.

Die Abbildungen der aufgefundenen Gegenſtände hat Herr Hundeshagen übernom-

men; ſie werden im Steindruck nächſtens erſcheinen, begleitet von einem erklärenden Werke, deſſen Subſcriptions-Anzeige wir dem Liebhaber deutſcher Alterthümer wohl nicht dringender empfehlen dürfen.

W e i m a r.

Bey Groß-Romſtedt, ohngefähr zwey Stunden von der Stadt, macht die Lage eines großen Grabhügels den Beobachter aufmerkſam. Die, erſt von Süden nach Norden fließende, dann aber ſich oſtwärts umbiegende Ilm neigt ſich zur Zuſammenkunft mit der Saale, die ihren unveränderten Lauf von Süden nach Norden fortſetzt. Dieſe Richtung der Flüſſe deutet auf eine Erhöhung zwiſchen beiden.

Und nun hat auf der höchſten, die ganze Gegend überſchauenden Höhe, ein altes, halbgebildetes Volk den Ruheplatz für ſeine Todten gewählt. Die erſten Leichen legte man in

einen großen Ovalkreis neben einander, durch rohe Holzſtämme geſchieden; die folgenden aber mit wenig zwiſchen geſchichteten Steinen und Erde, lagenweiſe darüber.

Waffen fanden ſich keine; vielleicht, wenn dieſes Volk welche hatte, waren die Lebenden klug genug, ſie zu ihrem Gebrauche zurückzubehalten. Auch an Schmuck fand ſich wenig und was die Ausbeute geweſen, davon werden die Curioſitäten zunächſt Rechenſchaft geben.

Wenn aber für Kunſt im Alterthum nicht allzuviel gefunden worden, ſo iſt dagegen dem in vergangene Zeiten gern zurückſchauenden Naturforſcher ein großer Gewinn entſprungen, indem die vorgefundenen Scelete, deren man ein vollſtändiges in dem Jenaiſchen Muſeum niedergelegt, die wichtigſten Betrachtungen veranlaſſen.

Wahrſcheinlich gehörte dieſes Volk zu den nomadiſchen, die, bey den großen Völkerzü-

gen, von der Oſtſee her ſich, freywillig oder genöthigt, bewegten. Eine Zeitlang muß ihr Wohnplatz in dieſer Gegend geblieben ſeyn, wie die ruhige ſucceſſive Beſtattung der Körper andeutet. An den Schädeln fand man keine Verwundung, das Beyſammenliegen von Männern, Weibern und Kindern möchte wohl eine ruhige Nomaden-Horde andeuten. Das Merkwürdigſte jedoch vor allem andern iſt die herrliche Geſtalt dieſer Knochen-Reſte; die Körper ſind weder bedeutend groß noch ſtark, die Schädel jedoch, (wir ſagen es mit Einſtimmung unſeres Freundes Blumenbach,) von der größten Schönheit. Die Organe, nach Galliſchen Beſtimmungen ausgeſprochen, bezeichnen ein Volk mit den glücklichſten Sinnen für die Außenwelt begabt, nicht weniger mit allen Eigenſchaften, worauf ſich Dauer und Glück der Familien und Stämme gründet. Das Organ des Enthuſiasmus fehlt ganz auf der Höhe des Scheitels, dagegen vermißt man ſehr gern die garſtigen egoiſtiſchen Auswüchſe die ſich hinter

den Ohren eines ausgearteten Menſchenge-ſchlechts zu verbergen pflegen.

Durchaus haben die Schädel eine Familienähnlichkeit; eben ſo ſind ſie einander an Geſundheit gleich. Obere und untere Kinnlade, Zahnſtellung und Erhaltung der Zähne ſind als Muſter beym Vortrag phyſiologiſcher Anatomie zu empfehlen; wie denn kein hohler Zahn gefunden worden, die fehlenden aber offenbar beym Ausgraben und Transport ausgefallen. Man verzeihe wenn dieſe vorläufige Notiz am unrechten Orte ſcheinen ſollte; wir kommen darauf zurück, wo von Geſtaltung organiſcher Naturen die Rede ſeyn darf.

In der Cottaiſchen Buchhandlung erſcheint zur Jubilate-Meſſe:

West-Oestlicher Divan von Goethe, mit erläuternden Bemerkungen;

ingleichen

Dichterische Auslegung des Festzugs bey Allerhöchster Anwesenheit Ihro Majestät der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna in Weimar, am 18ten December 1818.

Die Darſtellung des Eleuſiniſchen Feſtes von Herrn Wagner, deren in gegenwärtigem Hefte gedacht iſt, hat die Cottaiſche Buchhandlung in Verlag genommen und wird dieſes bedeutende Kupferwerk zur Jubilate-Meſſe 1819 in den Handel bringen.

Die Darſtellung des Eleuſiniſchen Feſtes von Herrn Wagner, deren in gegenwärtigem Hefte gedacht iſt, hat die Cottaiſche Buchhandlung in Verlag genommen und wird dieſes bedeutende Kupferwerk zur Jubilate-Meſſe 1819 in den Handel bringen.

Art. 127 K (2,2

Ueber

Kunſt und Alterthum.

Von

Goethe.

Zweyten Bandes zweytes Heft.

Stuttgard,
in der Cottaiſchen Buchhandlung.
1820.

Aus Rom haben wir ein bedeutendes Werk zu hoffen. Die Herzogin von Devonſhire läßt die Ueberſetzung der Aeneis von Annibal Karo prächtig drucken; was aber dieſe Ausgabe beſonders intereſſant machen wird, ſind jene Gegenden, die in der Aeneide vorkommen, wie ſie jetzt ausſehen und erſcheinen, von vorzüglichſten Künſtlern nach der Natur aufgenommen, 26 bis 30 Platten, von Herrn Gmelin geſtochen. Der größte Theil iſt ſchon fertig und man hofft auf die Erſcheinung des erſten Bandes.

Art. 127 K (2,2

Kunſt und Alterthum.

Ueber

Kunſt und Alterthum.

Von

Goethe.

Zweyten Bandes zweytes Heft.

Stuttgard,
in der Cottaiſchen Buchhandlung.
1820.

Wb 67/1722

Mannigfaltige

Kunſtanzeigen

und

Urtheile.

Jedem redlichen Bemühn
Sey Beharrlichkeit verliehn.

Jeder Weg zum rechten Zwecke
Iſt auch recht in jeder Strecke.

Inhalt.

1) Roſſini neuſte Ausgrabungen in Rom.
2) Velejas Alterthümer durch Antolini.
3) Weibliches Bildniß, nach Raphael.
4) Maria mit dem Kinde, nach Raphael.
5) Charitas, nach Corregio von Grandi.
6) Spaniſche Gemälde, nach Raphael.
7) Franzöſiſche Kupfer zu einer neuen Prachtausgabe von Camoen's Luſiade. Dirigirt von Gerad.
8) Landſchaften von Thienon. Franzöſiſcher Steindruck.
9) Des Grafen von Forbin Reiſe nach der Levante.
10) Kupfer zu Zwingli's Lebensbeſchreibung.
11) Medaillen zu deſſen Andenken.

12) Mailänder Schaumünzen.
13) Pariſer Schaumünze auf Luthern.
14) Schaumünze auf Blücher.
15) Neues Taſchenbuch, Nürnberg.
16) Anſichten von Frankfurt und der Umgegend. Text von Anton Kirchner.
17) Anſichten von Berlin und der Umgegend.
18) Ifflands Darſtellungen von den Gebrüdern Henſchel.
19) Scenen aus Goethes Jugend-Jahren, nach Anleitung von Dichtung und Wahrheit. Von denſelben.
20) Cölner Domriß durch Moller.
21) Friedrich Barbaroſſas Pallaſt zu Gelnhauſen von Hundeshagen.
22) Deutſche Alterthümer um Wiesbaden von Dorow.
23) Deutſche Alterthümer um Braunfels von Schaum.
14) Vergleichung zweier antiken Pferdeköpfe.

1.

Raccolta di cinquanta principali Vedute di Antichita, tratte dai Scavi fatti in Roma in questi ultimi tempi, disegnate ed incise all' aqua forte da

Luigi Rossini Architetto

in Roma 1818. Si vendono al prezzo di Paoli trenta Romani.

Es iſt bekannt genug wie zu Rom in den nächſtverfloſſenen Jahren Nach- oder vielmehr Aufgrabungen geſchehen ſind, um die alten Denkmale der Baukunſt vom angehäuften Schutt, bis auf das alte Pflaſter, zu befreyen; auf dieſe Weiſe iſt der Friedens-

tempel, das Coloſſeum, die Triumphbogen des Conſtantin und Septimius Severus, die Tempel der Concordia und des Jupiter Tonans, die drey ſchönen Säulen, man glaubt vom Tempel der Dioſcuren, wie auch andere für das Studium der Architektur nicht weniger lehrreiche Ueberbleibſel altrömiſcher Herrlichkeit vollſtändiger ſichtbar geworden.

Die Anſichten derſelben nach dem Wegräumen des Schuttes werden Freunden der Kunſt und des Alterthums in dem obengenannten Werk des Herrn Roſſini mitgetheilt.

Wir finden die meiſten Standpuncte, aus welchen der Zeichner ſeine Proſpecte entworfen, mit Geſchmack und maleriſchem Sinne gewählt; die Wirkung der Blätter iſt ſehr kräftig, die Behandlung frey, geiſtreich und erinnert an die Werke des ältern Piraneſi. Der Preis von 30 römiſchen Pauls, welches

ungefähr ſo viel als vier Rthlr. Sächſiſch ſeyn wird, für 50 Kupferblätter in Querfolio, iſt, gegen die Preiſe welche manche deutſche Kunſthandlungen zu machen pflegen, gewiß ſehr billig.

2.

Noch ein Werk, Denkmale altrömiſcher Baukunſt betreffend, deſſen wir in dem vorigen Stücke, S. 182, ankündigend gedacht, erſcheint in Mayland und wir haben die vor kurzem ausgegebene erſte Abtheilung deſſelben vor uns:

Le Rovine di Veleja, misurate e diſegnate di Giovanni Antolini. Parte prima. VIII 34 Seiten in Folio, nebſt neun Kupfertafeln.

Der von Piacenza nach Parma führenden Straße ſüdwärts im Gebirge liegt die alte

Stadt Veleja, welche zwiſchen der Regierung des Tiberius und Veſpaſianus ein römiſches Municipium, und alſo von einiger Bedeutung geweſen, ihr Flor, oder vielmehr ihr Daſeyn dauerte bis zur Zeit der Nachfolger Conſtantins des Großen, wo ſie, man weiß nicht genau auf welche Weiſe, verſchüttet wurde; alle Spur blieb verloren, bis im Jahr 1747 durch einen Bauer eine große bronzene Tafel mit Inſchrift aus Trajans Zeiten gefunden wurde. Im Jahr 1760 fing man an jene Stelle durch Nachgraben näher zu unterſuchen, entdeckte das alte Forum von Veleja, mehrere Statuen von Bronze und Marmor, nebſt andern Merkwürdigkeiten. Die Arbeit des Aufgrabens wurde ſodann unterbrochen, wieder vorgenommen und abermals unterbrochen; jetzt ſcheint Marie Louiſe, Regentin von Parma und Piacenza, dieſen Reſten des Alterthums einige Aufmerkſamkeit zu gönnen, und vielleicht das Nachgraben fortſetzen zu laſſen. Das Werk des Herrn An-

tolini zerfällt in zwey Abtheilungen, deren erſte vor uns liegende, nebſt Vorrede, neun Capitel enthält; im erſten werden die wenigen vorhandenen geſchichtlichen Nachrichten über Veleja mitgetheilt. II. Giebt die geographiſche Lage derſelben an. III. Beſchreibt den Weg welchen man zu nehmen hat, wenn man von Parma über Fiorenzuola nach Veleja reiſen will. IV. Der Weg von Piacenza nach Veleja. V. Vorſchlag eine fahrbare Straße von Piacenza bis nach Veleja anzulegen. Gegenwärtig iſt die Straße ſowohl von Parma als von Piacenza eine gute Strecke weit nicht zu befahren, ſelbſt für Reuter und Fußgänger beſchwerlich; deßwegen wundern wir uns wie es möglich geweſen die ausgegrabenen marmornen Statuen nach Parma zu ſchaffen. VI. Giebt eine allgemeine Beſchreibung der Ruinen. Die Stadt war am Abhange eines Hügels angelegt, ſtufenweiſe, auf verſchiedenen Terraſſen, durch Treppen mit einander verbunden

VII. Von den Baumateriallen welche zu den Gebäuden angewendet worden. Es ergiebt ſich daraus daß die Stadt wohl gebaut und einige der anſehnlicheren Gebäude ſogar mit edler Pracht ausgeſchmückt waren. VIII. Reiſe auf die Berge Moria und Rovinazzo, welche wahrſcheinlich den Untergang bewirkten. IX. Urſachen des Untergangs. Der Verfaſſer glaubt aus erheblichen Gründen die Ueberſchüttung ſey durch Ausbruch eines Bergſees, deſſen Waſſer eine große Maſſe des lockern Gebirges erweicht und ſie auf abhängigem Grund fortgeſchoben, verurſacht worden.

Die zu dieſem erſten Theil des Werks gehörigen neun Kupfertafeln enthalten folgendes:

1) Ein ſauber in Aqua-Tinta-Manier gezeichneter Proſpect von dem völlig aufgegrabenen Forum, im Hintergrund erſcheint das ſchroffe Gebirg, deſſen losgeriſſener Theil verſchüttete.

2) Enthält die geographiſche Charte zu der Reiſe nach Veleja, ſowohl von Parma als von Piacenza. 3) Hier findet man einen Grundriß von dem aufgegrabenen Forum und einigen nächſt an demſelben liegenden Gebäuden. 4) Zeigt den Grundriß von alten bis jetzt aufgedeckten Gebäuden. 5) Iſt ein kleinerer Plan von der Stadt Veleja und nächſt umliegender Gegend. 6) Die Aufriſſe und Planzeichnungen von drey verſchiedenen ſehr eleganten daſelbſt aufgefundenen Säulencapitälen. 7) Fünf andere dergleichen Capitäle. 8) Stellt einige merkwürdige auf dem Forum und in deſſen Nähe befindliche Gegenſtände dar. 9) Endlich: Abbildung von acht großen Statuen, welche von dort nach Parma gebracht worden.

Alle dieſe Kupfertafeln ſind ſauber geſtochen, der Text ungemein ſchön gedruckt.

3.

Weibliches Bildniß nach Raphael, geſtochen von Philippo Cenci, vermuhlich einem Schüler des R. Morghen, weil er in deſſen Manier arbeitet.

Dem Angeben nach ſoll dieſes Bruſtbild die, unter dem Namen la Fornarina, bekannte Geliebte Raphaels darſtellen, iſt aber dem anerkannten Bildniß derſelben, im Pallaſt Barberini zu Rom, ſehr wenig ähnlich und vermuthlich eine ganz andere und in der That weit ſchönere Perſon. Dieſes herrliche Kunſtwerk ſchmückt die, mit vielen Meiſterſtücken alter und neuer Kunſt ausgezierte Tribune der florentiniſchen Gallerie, und Kundige betrachten ſolches als eins der herrlichſten Portraitgemälde in der Welt; ſey es uns darum erlaubt aus Erinnerungsblättern einige nähere Nachrichten über dieſes edle Werk mitzutheilen.

Mit der rechten Hand welche ſamt dem Vorderarm ſichtbar iſt, faßt die ſchöne Frau den mit Pelz ausgeſchlagenen, ihre linke Schulter bedeckenden Mantel; das ſchlichte Haar umgiebt ein dünner Myrthenzweig, deſſen ſparſame Blätter aber nicht grün ſondern mit Gold gemalt ſind; ein ebenfalls goldner zarter Faden liegt über den Schultern und verbirgt ſeine Enden in dem weißen, den Buſen leicht umhüllenden, am Saume mit Goldſtickerey verzierten Gewand; auch das Ohr ſchmückt ein goldner Ring, an welchem eine Perle hängt. Zwar ſpricht ſich im Geſicht ein edler Geiſt, ein gütiges liebreiches Gemüth aus, doch hat ſie wenig von dem höchſt zarten, der Paradieſes-Welt angehörigen Weſen Raphaeliſcher Madonnen, oder Muſen, ſondern es ſind die Züge, die Geſtalt einer ſchönen, kräftigen, jungen Frau, näher der Juno als der Venus, oder den Gratien verwandt. Die maleriſche Behandlung dieſes Bildes iſt ungemein fleißig, doch ohne daß der Meiſter darüber ins Müh-

ſame gerathen wäre, das Colorit warm und kräftig, die Zeichnung untadelhaft, zu loben die natürliche zierliche Gebärde, und bewundernswürdig mit dem Ganzen übereinſtimmend die ſanfte Neigung des Haupts, wodurch der gemüthliche Ausdruck im Geſicht erſt Leben und Wahrheit erhält. Eben die vollkommene Harmonie aller Theile mag Urſach ſeyn, warum dieſes Bild ſich ſeinen Beſchauern ſo werth zu machen pflegt. Wir haben Kunſtfreunde gekannt welche eine Art leidenſchaftlicher Zuneigung für daſſelbe gefaßt hatten, ja ein heiterer Geſelle wollte gar ein Epigram der griechiſchen Anthologie darauf angewandt wiſſen, welches wir nach ſeiner, vielleicht nicht völlig wohlgerathenen Ueberſetzung hier mittheilen.

Augen haſt du Melite von Juno, die Hände
von Pallas,
Buſen hat Cypria dir, Thetis die Füſse geſchenkt.

Glücklich ist wer dich sieht, und wer dich höret ist selig.
Halbgott ist wer dich küſst, wer dich umarmt wird zum Gott.

Von einem ſolchen Meiſterſtücke nun kann ſelbſt der gelungenſte Kupferſtich kaum etwas mehr als ein ſchwaches Schattenbild geben, doch verdient auch ein ſolches ſchon mit Dank aufgenommen zu werden, und man ſoll nicht vom Kupferſtecher fordern wollen was außer dem Vermögen ſeiner Kunſt liegt, welches wir diejenigen zu bedenken erſuchen, die, wahrlich unbillig, ſelbſt an Müllers ſchönem Kupferſtich von Raphaels Madonna, zu Dresden, noch vieles auszuſetzen gefunden.

Um aber wieder auf das anzuzeigende Blatt des Herrn Philippo Cenci zurückzukommen, ſo iſt daſſelbe reinlich, fleißig, mit Strichen die nach Verſchiedenheit des darzuſtellenden Stoffs zweckmäßig abwechſeln geſtochen,

das Geſicht der Schönen, obgleich an Adel und Geiſt das Original bey weitem nicht erreichend, hat noch ſehr viel Anziehends; Geſtalt und Züge überhaupt mögen etwas breiter und derber ausgefallen ſeyn als ſie im Gemälde erſcheinen. Auch hätte die Jahrzahl 1512, welche im Grunde des Bildes mit Gold geſchrieben ſteht, an dem Kupferſtich ebenfalls angedeutet werden ſollen.

4.

Maria mit dem Kinde nach Raphael, geſtochen von Giovanni Folo (Dem Grafen von St. Leu zugeeignet und in Rom bey Folo ſelbſt zu haben.)

Dieſes ſchätzbare Blatt iſt nach einem der weniger bekannten Werke des großen Meiſters aus Urbino gearbeitet, welches ſich ſonſt in der Gallerie des Pallaſts Borgheſe zu Rom befunden und gegenwärtig Lucian

Bonaparte angehören ſoll. Es hat eine runde Form und zu beyden Seiten der Madonna iſt auf jeder ein Engel angebracht, welche Fackeln halten; von beyden Engeln ſind indeſſen nur die Köpfe und die Fackeln ſichtbar, daher einige vermeinen das Gemälde ſey urſprünglich größer geweſen. Zum Entzücken ſchön, rein und reizend iſt der Kopf der Madonna, ſie ſchlägt die Augen nieder, nicht furchtſam verſchämt, ſondern als blickte ſie in ihr eigenes Innere, wo Gottes Friede wohnt; im Geſicht des Kindes liegt etwas hohes Prophetiſches und es iſt überhaupt in einem mächtigen Styl gezeichnet, hat aber beſchädigte und ausgebeſſerte Stellen, wie man beſonders um den Mund her wahrnimmt; eben dergleichen Stellen giebt es auch an dem vortrefflich gefalteten Gewand der Madonna.

Aus welchen Gründen Herr Folo in ſeinem Kupferſtich die beyden erwähnten hübſchen Engelsköpfe ſamt den Fackeln an den Seiten der

Madonna weggelaſſen wiſſen wir nicht zu ſagen; allein er hat ſich dadurch genöthigt gefunden ſein Bild nicht rund wie das Orginal, ſondern länglich viereckig zu machen, weil ſonſt der leere Raum des Grundes zu groß geworden wäre. Im übrigen finden wir den Stich zart, zierlich, kräftig, den Charakter des Fleiſches, der Haare und des Gewandes mit kunſtmäßiger Verſchiedenheit der Striche ſehr wohl ausgedrückt; doch die beſte Empfehlung für das Blatt iſt, daß man von demſelben ſagen kann: in wenigen, der nach Raphael von alten oder neuen Meiſtern geſtochenen, ſey des großen Meiſters Geſchmack und Styl ſo treu aufgefaßt und dargeſtellt worden.

5.

Den Blättern nach Raphael mag nun eines nachfolgen von Ferdinando Grandi recht ſchön, kräftig, weich und mit vielem Fleiß angeblich nach Correggio geſtochen; daſſelbe iſt zwar ſchon vor mehreren Jahren zu Rom

erſchienen, alſo keine eigentliche Neuigkeit mehr, giebt uns aber Anlaß von dem Gemälde zu reden welches der Kupferſtecher nachgebildet.

Es ſtellt die Charitas vor, eine weibliche leicht bekleidete Figur mit entblößter Bruſt, auf einem Knie knieend und von drey Kindern umgeben; eines der Kinder liegt der Frau über die Schulter und wird von ihr geküßt, das Andere trinkt an ihrer Bruſt, das Dritte hält ſie im Arm.

Fünf und zwanzig, oder bereits dreyßig Jahre mögen verfloſſen ſeyn ſeit dieſes Gemälde zu Rom als eine neu aufgefundene unbeendigt gebliebene Arbeit des Correggio bekannt und von den Kennern mit Wohlgefallen betrachtet wurde. Sie fanden die vier Figuren ſeyen zur lieblichen Gruppe geordnet, die Formen von gutem Styl, der Ausdruck zärtlich, die Behandlung weich, das Colorit blühend und die Anlage von Licht und Schat-

ten auf ſchöne Wirkung zielend. Bald nachher kam das Werk nach Wien, wo man aber ſein Alter bezweifelte und den damals noch lebenden Maler Unterberger als Verfertiger deſſelben angab, welcher auch der Sage nicht widerſprochen haben ſoll; alſo kehrete das Bild, von Vielen für ſehr modern gehalten, von den Meiſten wenigſtens bezweifelt, ob es vom Correggio oder aus deſſen Zeit herrühre, nach Rom zurück; von ſeinen fernern Schickſalen und wer gegenwärtig im Beſitz deſſelben iſt können wir keine Rechenſchaft geben; gehören aber zu denen welche es hochſchätzen und würden uns ſehr freuen, wenn wir ſolches mit völliger Ueberzeugung einem Künſtler aus unſern Tagen zuſchreiben dürften. Wir glauben es gehöre einer beſſern Zeit der Kunſt an als die unſere, daß es aber vom Correggio ſelbſt herrühre iſt allerdings ungewiß, weil die Beleuchtung zwar eine maleriſche, ganz angenehme Wirkung thut; doch keineswegs nach der beſten Weiſe wie Correggio pflegte

mit gehöriger Rückſicht auf das Mögliche und Wahrſcheinliche eingerichtet iſt.

6.

Während der kurzen Herrſchaft der Franzoſen in Spanien wurden von ihnen mehrere Gemälde des Raphael, auch ſolche die wenigſtens als Arbeiten deſſelben galten, nach Frankreich entführt, dem König Ferdinand aber nach dem Frieden zurückgegeben. Auf dem Wege nach Spanien ſollen dieſelben Schaden genommen haben und ſind um reſtaurirt zu werden wieder nach Paris zurückgekommen, wo nun Kupferſtiche davon erſcheinen unter dem Titel:

Suite d'études calquées et dessinées d'après Cinq Tableaux de Rafael accompagnées de Gravures de ces Tableaux, et de notices historiques et critiques composées par M. F. B. Emeric David, nembre de l'institut de France.

Bis jetzt ſind uns zwey Lieferungen von dieſem Werk zu Geſicht gekommen, jede derſelben enthält vier Blätter in groß Folio, nämlich drey Köpfe von eben der Größe als die gemalten und ein ganzes Gemälde nach verkleinertem Maßſtabe ſauber im Umriß geſtochen. Die Köpfe ſind auf das Fleißigſte vollendet, mit vieler Kraft und man kann ſagen auch mit Geiſt, in der beliebten Manier von gewiſchten Zeichnungen mit ſchwarzer Kreide; und in der That wüßten wir jungen Leuten welche im Zeichnen bereits einige Fertigkeit erworben haben nicht leicht zweckmäßigere Vorlegeblätter zu nennen als dieſe.

1) und 2) der Erzengel Raphael und der junge Tobias ſind dem herrlichen Gemälde La Madonna del Pesce nachgeahmt.

3) Kopf der Jungfrau Maria nach dem eben ſo berühmten Gemälde La Perla genannt.

4) 5) und 6) Simon von Cyrene, der Evangeliſt Johannes und eine der drey Marien aus der Kreuztragung unſers Heilandes, bekannt unter dem Namen Spasimo di Sicilia.

Von den beyden Umriſſen ſtellt der Erſte die heilige Familie, der Andere den Beſuch der Heiligen Jungfrau bey der Eliſabeth dar. Die heilige Familie ſoll von Raphael entworfen und zum Theil gemalt, vom Julius Romanus aber vollendet ſeyn. Die Anordnung der Figuren iſt ſehr ſchön, Maria ſcheint das Chriſtkind eben aus der Wiege gehoben zu haben, es ſitzt auf ihrem Knie, indem kommt der kleine Johannes herbey und breitet vor demſelben die Rolle mit der Schrift Ecce agnus Dei aus; St. Joſeph ſtützt ſich zuſchauend auf eine antike Ara, andere antike Trümmer ſchmücken den Vorgrund und Ruinen von Gebäuden die Ferne. Ueberhaupt iſt das Bild reich mit ſchön ge-

zierten Nebenwerken verſehen und hat, ſoviel ſich aus dem Umriß urtheilen läßt, weniger von Raphaels Art als von der des Julius Romanus; wie denn auch ein völlig ähnliches Gemälde in der Gallerie des Pallaſts Pitti zu Florenz für ganz zuverläſſige Arbeit des Julius Romanus gehalten wurde.

Gegen den Beſuch der heiligen Jungfrau, inſofern derſelbe als von Raphael herrührend ſoll betrachtet werden, iſt ebenfalls einiges einzuwenden. Zwar läugnen wir nicht daß Maria ſchön, beſcheiden, edel dargeſtellt ſey; die heilige Eliſabeth iſt eine bejahrte, doch wohlgebildete noch rüſtige Frau; Gebärde und Handlung an beiden Figuren ſind natürlich, die Falten der Gewänder zierlich geworfen. Darum iſt es glaublich daß dieſes Werk von einem guten Meiſter aus dem Anfange des XVIten Jahrhunderts herrühre, doch Raphaels Geiſtesrichtung und Eigenthümlichkeit finden wir nicht darin.

Jene genannten ſechs Köpfe ſind alle recht ſehr gut gezeichnet, fleißig vollendet und ſehr kräftig; man wird ohne Schwierigkeit gewahr daß ſie Werken des Raphael nachgebildet ſind und gleichwohl ſind ſie unter einander eben ſo wie die Gemälde dieſes Meiſters ſelbſt verſchieden, deren jedes als eine kleine, abgeſchloſſene Welt daſteht, durch feine Nüancen des Charakters.

In den beyden zum Gemälde la Madonna del Pesce gehörigen waltet Empfindung und Gemüth vor, ſie ſprechen am meiſten an. Der Madonnenkopf aus dem Gemälde la Perla iſt vielleicht am beſten gezeichnet und geſtochen; ungemein rund, kräftig, ſehr lieblich, doch nicht ganz ſo himmliſch rein und zart wie einige, oder auch ſo erhaben wie andere raphaeliſche Madonnen-Bilder. Die drey Köpfe aus dem Gemälde der Kreuztragung haben die meiſte Kraft des Ausdrucks, Großheit und Styl. Als Kupferſtiche dürften ſie denen aus der Madonna

del Pesco vorzuziehen, beſſer und kräftiger als dieſelben vollendet ſeyn; der heilige Johannes iſt ungemein ſchön ausgeführt, Simon gelang von Seite des Ausdrucks vielleicht am beſten, die Frau iſt keine hohe Schönheit aber wohlgebildet und man hat nicht verfehlt dazu zu ſchreiben: Peint d'après la Fornarina. Sollte dieſes etwa eine von den Notices Historiques et critiques ſeyn, welche auf dem Titel verſprochen ſind?

7.

Das bekannte Epos des portugieſiſchen Dichters Camoens, worin derſelbe die erſte Fahrt ſeiner Landsleute nach Oſtindien unter Vasco di Gama verherrlicht, iſt, zu Paris 1817, durch D. Ioze Maria de Souza Botelho neu, in klein Folio-Format herausgegeben worden. Da dieſe Ausgabe, man mag nun den vortrefflichen Didot'ſchen Druck, die in Kupfer geſtochenen, oder in Holz geſchnittenen Verzierungen anſehen, zu den voll-

endetſten typographiſchen Prachtwerken gehört, ſo iſt es wohl der Mühe werth dasjenige was die bildende Kunſt beygetragen in nähere Betrachtung zu ziehen.

Der Kupferſtiche ſind überhaupt zwölf, von denen zehn jeder einen Geſang des Gedichts zieren, einer der Biographie des Dichters vorgeſetzt iſt, und einer als Titelblatt des Ganzen dient. Alle ſind unter Aufſicht des berühmten Malers Gerard verfertigt, welcher auch das Bildniß des Camoens auf dem Titel ſelbſt gezeichnet, L. Visconti die reichen Ornamente um daſſelbe, Fragonard und Deſenne verfertigten die Zeichnungen zu den übrigen Blättern. Lignon, Forßel, Maſſard, Oortmann, Laurent, Bovinet, Pigeot, Toschi, Forſter und Richomme haben ſich als Kupferſtecher genannt und ſich ohne Ausnahme als geſchickte, treffliche Künſtler bewieſen.

Der Tadel theatraliſcher Gebärden, welcher die Producte der neuern franzöſiſchen Malerſchule

nicht mit Unrecht treffen mag, trifft auch meh⸗ rere der hier zu betrachtenden Kupfertafeln. Inzwiſchen herrſcht doch überhaupt ein hübſcher zierlicher Geſchmack, ſo in den Formen wie in den Gewändern, ſelbſt die Anordnung der Gruppen iſt öfters gelungen und das wohl beobachtete Koſtüme ebenfalls eine mit Lob zu erwähnende Eigenſchaft.

Viel aufgewendeten Fleiß von Seiten der Zeichner, wie von Seiten der Kupferſtecher wird man gewahr, die Letztern haben überhaupt ſehr ſauber gearbeitet, es kommen Stellen vor welche muſterhaft genannt werden dürften; als Beyſpiele führen wir die Tafel zum ſiebenten Geſang an, Gama's Landung zu Calicut darſtellend, von Toſchi mit ſeltener Klarheit, Kraft und Glanz geſtochen; faſt gleich großes Lob verdient das von Forſter geſtochene, dem achten Geſang vorgeſetzte Blatt, eine Audienz des Gama beym Samorin.

Das Blatt vor der Lebensbeſchreibung des Dichters, auf welchem er ſelbſt, mit ſeinem

Gedicht in der einen und dem Griffel in der andern Hand erſcheint, von Forßel geſtochen, hat eine maleriſch markige Behandlung, und ähnliches Verdienſt geſtehen wir mit Vergnügen auch dem von Richoinme geſtochenen, vor dem neunten Geſange befindlichen zu, wo die Helden an die Inſel der Venus gelangt ſind. Die von Lignon geſtochene Platte, zu Anfang des vierten Geſanges, wo Indus und Ganges dem König Emanuel im Traum erſcheinen, hat vor allen andern viel Uebereinſtimmung und macht ſich dadurch dem Auge ſehr gefällig; noch gedenken wir gern der zierlich in Holz geſchnittenen Vignetten; eine brennende Lampe, Seite 36, eine ſchön verzierte Vaſe, Seite 290, und Seite 375 ein Füllhorn mit Früchten, ſind vorzüglich von gutem Geſchmack und ſchöner Ausführung.

Die Arbeit der Zeichner veranlaßt uns zu folgenden Betrachtungen.

Auf dem Titelblatt zeichnete Gerard des Dichters Bildniß, halbe Figur mit Rüſtung angethan, um das Haupt einen Lorbeerkranz. Es hat zwar edle belebte Züge, nur thut das blinde geſchloſſene Auge der rechten Seite dem linken ſehenden gegenüber eine ſehr unangenehme ſtörende Wirkung. Beſſer wäre es ohne Zweifel geweſen das Geſicht ins Profil zu wenden, wie bekanntlich Apelles vor Alters den ebenfalls einäugigen König Antigonus dargeſtellet und in neuerer Zeit, Mengs ſich auf eine geiſtreiche Weiſe aus einer ungefähr ähnlichen Verlegenheit geholfen. Die von Visconti gezeichneten Ornamente welche das Bildniß umgeben ſind bedeutend und von gutem Geſchmack, vielleicht nur in zu großem Ueberfluß angebracht.

In dem Blatt vor der Biographie des Camoens erhielt die Figur deſſelben eine wohlgewählte Stellung, das Koſtüme iſt zierlich, würdig, der Sitte jener Zeit angemeſſen. Licht

und Schatten theilte der Zeichner Desenne, zwar in großen, ſchönen Effect bewirkenden Maſſen aus, hat ſich aber dabey nicht ganz zu entſchuldigende Freyheiten genommen.

Eben derſelbe Künſtler zeichnete die Götterverſammlung, welche dem erſten Geſang vorgeſetzt iſt, mit edlen Formen und wohlgefälliger Beleuchtung. Kundige des Alterthums treffen unter den Figuren mehrere alte Bekanntſchaften an, z. B. die ſogenannte Venus Urania, ganz genau nach der antiken Statue gezeichnet.

Bey dem Kupfer zum zweyten Geſang: wie der König von Melinde und Gama ſich begrüßen, von Fragonard, möchte bemerkt werden daß der Sonnenſchein über des Königs Haupt, als Motiv zu Gunſten der maleriſchen Wirkung des Bildes vortheilhafter hätte benutzt werden mögen.

Die Ermordung der Ignes de Caſtro lieferte Stoff zu dem Kupferblatt des dritten

Geſanges, wo die hingeſunkene, ſterbende Ignes mit ihren zwey Kindern eine ſehr ſchöne Gruppe bildet; auch verdient der zierliche Wurf des Gewandes Lob, nicht weniger der wohlausgedachte Grund des Bildes.

Das ſchon vorhin, wegen angenehmer Ruhe und Uebereinſtimung im Ganzen, mit Beyfall erwähnte Kupfer zum vierten Geſange, wo dem König Emanuel die Flüſſe Indus und Ganges im Traume erſcheinen, von Fragonard gezeichnet, mag auch in Hinſicht auf Erfindung für das gelungenſte gelten. Freylich möchten wir nicht wagen die Verwandtſchaft des ſchlafenden Königs mit dem ſchlafenden Jakob in Raphaels Logen abzuläugnen, dieſer aber iſt auch von ſolcher vollendeter Vortrefflichkeit daß der ſpätere Künſtler lobenswürdig erſcheinen dürfte, der es nicht anders machen wollte, da es nicht beſſer zu machen war.

Weniger erfreulich als das jetzt gedachte Blatt iſt das zum fünften Geſang dienende, ebenfalls von Fragonard entworfen. Ein Rieſenbild erſcheint dem, das Vorgebirg der guten Hoffnung umſchiffenden Gama; der Ausdruck wahrhaftiger Großheit gelang aber nicht, auch ſind die Figuren des Gama und ſeiner Schiffsgeſellen keineswegs zierlich angeordnet.

Auf dem Kupfer zum ſechsten Geſang, abermals Erfindung von Fragonard, befiehlt Venus den Sturmwinden zu ruhen und die Göttin, eine zierliche, woferne wir nicht irren, einem alten Vaſengemälde nachgebildete Figur, gruppirt mit ihren Nymphen gut genug, hingegen iſt die Wirkung des Bildes wenig angenehm.

Gamas Ankunft und Landung zu Calicut, auch von Fragonard gezeichnet, und dem ſiebenten Geſange vorgeſetzt, hat hinſichtlich auf Anordnung des Ganzen kein ausgezeichnetes

Verdienſt; doch ſind die einzelnen Figuren faſt alle wohl gelungen, zumal haben wir das Ritter-Koſtüme nicht leicht mit mehr Geſchick, Verſtand und Anmuth gebraucht geſehen als hier bey Gama und ſeinen Gefährten geſchah.

Mehr erwähnter Fragonard ſollte in der Anordnung des Blatts vor dem achten Geſang, Gama's zweyte Audienz beym Samorin darſtellend, glücklicher geweſen ſeyn, weil daſſelbe alsdann keinem der andern nachſtehen würde: denn das Indianiſche Koſtüme iſt hier ſehr wohl angewandt, der abendländiſche Ritter in ſtählerner Rüſtung contraſtirt vortrefflich dagegen, die Zeichnung überhaupt iſt gut, die Köpfe von geiſtreichem Ausdruck und die Gewänder zierlich gefaltet.

Im Kupfer zum neunten Geſang, von Deſenne gezeichnet, wo die Helden an der Inſel der Venus gelandet ſind, gefällt der

landſchaftliche Grund und von den Gruppen der zärtlichen Ritter und Mädchen nehmen ſich mehrere gut aus und ſelbſt noch zierlicher als die, ebenfalls nicht zu tadelnden beiden Hauptfiguren, Venus und Gama. Allein das Liebeln und Herzen ſteht ſchon bejahrten, würdigen, bärtigen, in Stahl gekleideten Rittern nicht ſonderlich an, und ſie ſehen aus wie zum beſten gehalten. Ganz unbedenklich glauben wir behaupten zu können, ſolche Scenen eignen ſich nicht für die bildende Kunſt, außer etwa wenn man ſcherzhafte Darſtellungen beabſichtigt. Gegenwärtig aber war alles ernſt gemeint, und der Künſtler wollte nichts weniger als ſeiner Helden ſpotten.

Das letzte, dem zehnten Geſang vorgeſetzte Blatt, wo Gama, nach ſeiner Rückkehr, an den König Emanuel Bericht erſtattet und die mitgebrachten indiſchen Seltenheiten vorweiſt, von Fragonard gezeichnet, iſt in Hin-

ſicht auf Anordnung, Zeichnung und Charaktere nicht zu tadeln, nur hätte das Licht beſſer geſammelt werden ſollen, damit die Wirkung fürs Auge erhöhet worden wäre.

8.

Die Steindruckerey oder Lithographie, welche, bekanntlich eine deutſche Erfindung, an mehreren Orten in Deutſchland, mit dem vorzüglichſten Erfolg aber zu München geübt wird, hat in kurzer Zeit ſchon ſehr bedeutende Fortſchritte gemacht, ſieht ihrer weitern Vervollkommnung entgegen und, indem ſie die mannigfaltigſte Anwendung geſtattet, ſind uns eben dadurch die wichtigſten, jetzt noch gar nicht, ihrem ganzen Umfange nach, zu ermeſſenden Vortheile verheißen. Wir gedenken bey anderer Gelegenheit weiter davon zu handeln; gegenwärtig mag die Bemerkung genügen daß auch außer Deutſchland die Lithographie bereits mit Erfolg getrieben wird,

denn es ſind uns aus Paris vier Blätter Landſchaften zu Geſichte gekommen — de l' Imprimerie de C. de Lassteyrie, Lithographe du Roy, Dessiné par Thiénon.

No. 1. Vue prise à la Riccia.
— 2. Vue prise sur le bord du Teverone.
— 3. Vue prise à la Ville d' Est.
— 4. Vue prise à Tivoli.

Alle vier Blätter in mäßig großem Folioformat und in die Höhe gezeichnet. Seine Standpuncte wählte der Zeichner mit vielem Geſchmack und Sinn für das Maleriſche, vorzüglich iſt dieſes bey der Ausſicht in Villa d' Eſte der Fall. Sollen dieſe Blätter, was wir freylich nicht wiſſen können, zeigen wie weit man mit der lithographiſchen Technik in Frankreich gekommen iſt, ſo haben die Münchner Lithographen es allerdings im Kräftigen

und Vollendeten viel weiter gebracht, aber, mag es vielleicht an der Beſchaffenheit des Steins oder an einem etwas andern Verfahren liegen, wir geſtehen, daß wir noch nie lithographiſche Blätter geſehen von ſo gefälligem Effect, ſolcher anmuthigen Klarheit in den Halbſchatten; auch keine wo alle Theile ſich ſo deutlich auseinander ſetzen. Die Gebäude befriedigen vorzüglich; das Waſſer wie auch der Baumſchlag erſcheinen etwas manierirt, ſolches iſt aber wohl nicht Fehler des Steindrucks ſondern vom Zeichner verſchuldet.

9.

Paris, d' l'Imprimerie Royale 1819. Voyage dans le Levant en 1817 et 1818 pr. Mr. le Comte de Forbin, beſtehend aus 132 Seiten Text, 78 Bildertafeln und zwey, nicht numerirten, mit Planzeichnungen, Durchſchnitten ꝛc.

Noch nie dürfte ein Prachtwerk ſo ſchnell als dieſes vollendet und dem Publikum übergeben worden ſeyn. Kaum iſt der Reiſende aus den fernen, von ihm beſuchten Gegenden wieder zu Hauſe angelangt, ſo erfährt man auch ſchon, was er geſehen und beobachtet, herrlich gedruckt in ſehr großem Folioformat, reich und mannigfaltig mit Bildern geſchmückt. Ein ſolches konnte nur geſchehen indem die Lithographie den bildlichen Theil des Werks förderte. Und ſo ſind denn die 78 verſchiedenen Darſtellungen von Gegenden, Städten, Ruinen alter Gebäude, Volkstrachten u. dgl. mit Ausnahme weniger, auf Kupfer geätzten Blätter, alles Steindrücke, in der bey lithographiſchen Arbeiten gewöhnlichen Zeichnungs-Manier mit ſchwarzer Kreide ausgeführt. Da es unſer Geſchäft nicht ſeyn kann zu unterſuchen welchen Werth die Reiſebeſchreibung des Herrn Grafen Forbin, hinſichtlich auf Völker- und Länderkunde behauptet, ſo übergehen wir den Text ganz und lenken

unſre Betrachtung auf die Bilder, vornehmlich auf die lithographiſchen, von denen immer mehr, und auf mannigfaltigere Weiſe, nicht allein bey uns in Deutſchland, ſondern auch bey unſern kunſtgeübten Nachbaren Gebrauch gemacht wird. Dieſer Umſtand iſt für die lithographiſche Technik von unverkennbarem großen Nutzen und läßt mit Zuverſicht fernere Ausbildung dieſes vielverſprechenden Kunſtzweigs hoffen.

Darſtellungen und Reihenfolge der Blätter in dem anzuzeigenden Werk deuten den Weg an welchen der Reiſende genommen. Das erſte Blatt enthält eine Ausſicht von der Inſel Milo, mit Theater-Ruinen im Vorgrunde. Es folgen zwey Proſpecte aus Athen, mehrere aus Conſtantinopel, einer von Ruinen zu Epheſus, vier von St. Jean d'Acre, einer von alten Ueberbleibſeln zu Cäſarea in Syrien, eine Anſicht des luſtig gelegenen Jaffa, ſodann die beträchtliche Folge von Anſichten

aus Jeruſalem und andern Orten des heiligen Landes, welche unſere anſchauliche Kenntniß jener merkwürdigen Gegenden allerdings erweiterten. Auch ſcheinen ſie überhaupt am ſorgfältigſten ausgeführt, ja oft ſind ſie, durch glückliche Wahl der Standpuncte, zu wahrhaft maleriſchen Bildern geworden. Von No. 46. bis zu Ende haben alle Bilder auf Aegypten Bezug und ſind ebenfalls nicht ohne Verdienſt; ziehen aber weniger an weil man, durch Denon und das große franzöſiſche Werk über Aegypten, bereits vollſtändiger und beſſer von dortigen Merkwürdigkeiten belehrt iſt.

Die Blätter ſind mehr und weniger fleißig ausgeführt, vermuthlich nach der jedesmaligen Beſchaffenheit der an Ort und Stelle verfertigten Entwürfe, auch wird einige Verſchiedenheit der Manier in der Ausführung wahrgenommen, da eine beträchtliche Anzahl, zum Theil rühmlich bekannter Künſtler ſich unter den Blättern als Zeichner derſelben genannt

haben. Unter einem der zarteſten und zierlichſten, das Thor von Damascus zu Jeruſalem darſtellend, leſen wir den Namen J. Iſabey. Der Brunnen Siloa, faſt eben ſo zierlich und gefällig behandelt, iſt von Buton, ſo wie eine Anſicht vom Innern der Kirche des heiligen Grabes, welche ſich durch wohlgerathene Angabe der Halbſchatten auszeichnet. Mehreres Gelungene rührt von Thienon her, deſſen wir ſchon einmal in dieſen Blättern rühmlich erwähnt haben, anderes von Baltard, Deſeynes, Burgois, Bouteiller, C. Vernet, Fragonard, Legros, Vauzelle, Daguerre und Herſent.

Allen Blättern iſt beygeſchrieben Lithographie de G. Engelmann, und wir ſtehen nicht an ihnen das Zeugniß zu ertheilen, daß ſie zu den beſten gehören welche dieſe Kunſtart hervorgebracht. Nach Maßgabe des gegenwärtigen Zuſtandes der Lithographie ſchicken ſich einfache Gegenſtände für dieſelbe am

beſten. Landſchaften hingegen mit weiten Fernen und mannigfaltiger Abſtufung verſchiedener Gründe, ſetzen ſich nie deutlich auseinander, auch Lüfte wollen nicht gerathen; vornehmlich aber mangelt den dunklen Schattenparthien des Vordergrundes Sättigung, Klarheit und Deutlichkeit. Daß alſo einfache Landſchaften, mit wenigen Gründen am beſten ausfallen, bethätigt ſich durch mehrere Blätter des angezeigten Werks, vornehmlich durch No. 56. Vue de Minié, sur le Bord du Nil, dans la haute Egypte, von Le Comte gezeichnet, welches Blatt in Hinſicht auf gefälligen, anmuthigen Schein allen andern vorzuziehen iſt. Die Anſicht von Rama hingegen, an ſich ein reiches und ſchönes Bild, war eine zu ſchwere Aufgabe; kaum kann der Maler mit Pinſel und Farbe die Wirkung aus Wolken hervorbrechender Sonnenſtrahlen nachahmen, weniger der Kupferſtecher, und auf Stein in Kreidemanier iſt dergleichen am allerwenigſten zu leiſten; zwar geben wir gerne zu die Litho-

graphie ſey noch großer, weitausreichender Verbeſſerungen fähig; für jetzt aber mögen Künſtler welche ſich mit derſelben befaſſen wohl erwägen: daß Bilder von zarter, künſtlicher Haltung und ſolche die gewaltigen Effect, durch große dunkle Maſſen, bezwecken nur mit ſehr unſicherm Erfolg unternommen werden.

Freylich haben wir unter denen zu München erſchienenen Steindrucken, nach Gemälden der dortigen Gallerie, verſchiedenes von Seiten kräftiger Wirkung Wohlgelungenes angetroffen. Andere lithographiſche Anſtalten aber ſcheinen darin weniger als die Münchner zu leiſten. Die Haltung betreffend müſſen wir jedoch geſtehen daß uns keine Beyſpiele bekannt ſind, wo dieſelbe in Steindruck ſo untadelhaft bewirkt worden wäre, als von Kupferſtechern öfters geſchehen iſt.

Die untermiſchten Kupferblätter unſers Werks in Aqua-Tinta-Manier, enthalten zwey

intereſſante Anſichten von Jeruſalem, eine, die ganze Stadt darſtellend, vom Thal Joſaphat her gezeichnet, Hauptgegenſtand der andern iſt die El Haran genannte Moſchee an der Stelle des ehemaligen Tempels auferbaut; andere zeigen Grabmäler ägyptiſcher Sultane und Ruinen altägyptiſcher Gebäude zu Theben. Als Vorbilder ſcheinen nur flüchtig entworfene Zeichnungen hier gedient zu haben.

10.

Lebensbeſchreibung des ſchweizeriſchen Reformators Ulrich Zwingli.

Mit 8 Kupferblättern und einer Nachahmung ſeiner Handſchrift. Zürich bey Ziegler und Söhnen. 1819. in 4to.

Dieſer Schrift, welche durch die Feyer des dritten Secularfeſtes der Reformation in Zürich veranlaßt worden, gedenken wir hier

vornehmlich wegen der wohlgerathenen Kupferſtiche mit denen ſie geziert iſt, da ihr übriger Inhalt ſich beſſer zur Anzeige in einem litterariſchen Blatt eignet; doch enthalten wir uns nicht auch dem Text, oder der Lebensbeſchreibung unſern Beyfall zu bezeugen. Sie ſtellt ein treffendes, aber, eben weil es nach der Wahrheit geſchildert iſt, nicht ſehr freundliches Bild des damaligen Zuſtandes, des Widerſtreits der Meinungen und wie dieſe von Privat-Intereſſen gewaltig erregt und gelenkt worden, dar; iſt übrigens mit vieler Mäßigung gegen andere Religionspartheyen geſchrieben, berührt kurz, doch befriedigend alle Hauptmomente aus Zwingli's Leben, deſſen Eifer als Patriot, deſſen Lehre als Reformator, bis auf ſeinen am 11ten October 1531 in der Schlacht bey Cappel erfolgten Tod.

Die acht Kupfertafeln ſind ohne Ausnahme reinliche Arbeiten; zwey derſelben rühren von

Eßlinger her, drey hat Hegi, zwey Oberkogler und eine H. Meyer verfertigt; Künſtler die bereits durch andere Arbeiten dem Publikum vortheilhaft bekannt ſind.

Zwinglis Bildniß auf der erſten Kupfertafel intereſſirt nicht allein weil es, fleißig ausgeführt, den ſo merkwürdigen Mann mit charakteriſtichen Zügen darſtellt, ſondern auch darum daß es einem Gemälde von Hans Aſper nachgebildet iſt, welcher Künſtler ausgezeichnete Verdienſte beſeſſen und allenfalls dem Lucas Kranach gleichgeſchätzt werden möchte, aber wegen der großen Seltenheit ſeiner Werke wenig bekannt iſt.

Die reiche Compoſition, welche Zwingli's Abſchied von ſeiner Familie darſtellt, als er, den Zürcher Heerhaufen begleitend, zum Kampf auszog, verdient von Seite der Erfindung betrachtet großes Lob; der Künſtler hat ſeine Motive wohl gewählt, der Hauptfigur

die erforderliche Würde gegeben, alles iſt voll lebendiger Bewegung, aber das zerſtreute Licht und einige zu dunkle Schatten ſtören die Ruhe des außerdem mit vielem Geiſt radirten Blatts. Gleiches Lob in Hinſicht auf Erfindung iſt auch dem Blatt zu ertheilen welches Zwingli darſtellt in der Hauptkirche zu Bern predigend, im Vordergrund einen Prieſter der eben Meſſe leſen wollte, aber durch die Predigt überzeugt daß Meßgewand ablegt. Nur erſcheinen auch hier die Figuren des Prieſters und zweyer Chorknaben etwas zu grell beleuchtet und zu dunkel abſchattirt. Die Ausſicht vom Schlachtfeld bey Cappel, auf das ehemalige Kloſter und die Kette der ſchweitzeriſchen Hochgebirge, iſt ſehr gefällig und von guter Wirkung. Ein Blatt mit Abbildung der Waffen Zwingli's verdient Lob wegen geſchmackvoller Anordnung derſelben, auch iſt es ſauber ausgeführt. An die letzte Tafel mit ſieben verſchiedenen Denkmünzen auf Zwingli, alle mit deſſen Bildniß und in ältern Zeiten ihm zu Ehren geprägt,

müſſen wir ebenfalls beſonders erinnern, da ſie reinlich und geiſtreich gearbeitet iſt.

II.

Geſchah im Vorigen der Biographie Zwingli's und der ſie verzierenden Kupferſtiche beyfällige Erwähnung, ſo fordert uns ſolches auf auch der beyden Medaillen zu gedenken, welche der geſchickte Stempelſchneider, Herr Bruckmann in Heilbronn, zur Feyer des in Zürich und Winterthur ſtatt gehabten Jubelfeſtes der Reformation verfertigt hat. Beyde Medaillen, eine größere und eine kleinere, zeigen auf dem Avers des Reformators Bruſtbild, mit löblicher Kunſt fleißig und geiſtreich ausgeführt, die Averſe enthalten Schrift. Wir möchten die Aufmerkſamkeit der Kunſtfreunde dieſen, und noch mehr einer größeren auf Luther von demſelben Künſtler zugewendet wiſſen, weil die Kunſt Stempel zu ſchneiden gegenwärtig in Deutſchland eben nicht in blühendem Zu-

ſtande iſt, wie die ganz abſcheulichen Münzgepräge mehrerer, ja der meiſten deutſchen Staaten zur Genüge darthun.

12.

Wahrhaftig verdienſtliche Schaumünzen, in Mayland geprägt und die Stempel von dortigen Künſtlern geſchnitten, ſind uns zu Geſicht gekommen; von den vorzüglichſten wollen wir unſern Leſern einige nähere Nachricht geben.

1) Vorderſeite, Kopf des bekannten Dichters Vincenzo Monti, mit deſſen Namensumſchrift. Kehrſeite, Lorbeerkranz, in demſelben ſteht: Il Dante del Secolo XIX.

2) Avers, das Bildniß des Malers Andrea Appiani, Revers, die Worte: L'insubre Apelle del Secolo XIX, umgeben mit einem Eichen- und Lorbeerzweig.

3) Avers, Bildniß des Kupferſtechers Longhi, mit der Umſchrift: Giuseppe Longhi incisore filosofo. Kehrſeite, ein Lorbeerkranz und inner demſelben: Arte, Grazia e Sapere.

L. Coſſa iſt der Name des Stempelſchneiders von dem dieſe drey Münzen herrühren.

4) Avers, das mit Lorbeer gekrönte Haupt des öſtreichiſchen Kaiſers, umher FRANCISCO I. AUSTRIACO. PIO. AUG. FELICI. Ganz unten Vasallo f. Der Revers ſtellt den Kaiſer zu Pferde in römiſcher Kleidung dar; vor ihm ſteht perſonificirt die Stadt Mayland, an ihrem Wappenſchild und der Mauerkrone kenntlich, umher die Worte: ADVENTU AUGUSTI FAUSTISSIMO. Unten im Abſchnitt: ordo et populus Mediol. Die XXXI. Decembris MDCCCXV. Ein anderer Künſtler als der

ſo des Kaiſers Bildniß geſchnitten hat dieſen Revers gearbeitet, er heißt L. Manfredini und iſt vermuthlich derſelbe welcher ſich L. M. unterzeichnete auf der ſchönen Medaille

5) deren Avers das Bruſtbild der verſtorbenen Kaiſerin von Oeſtreich enthält mit der Umſchrift: MARIA LUD. AUSTR. IMP. LONGOB. ET VENET. REG. unten: UXORI AD LARES REDUCI FRANCISCUS. Der Revers, die Iris ſchwebend mit einem großen Merkurſtab, rundsum die Worte: IRIS AUGUSTA. MEDIOLANI MDCCCXVI.

6) Gedächtnißmünze auf den unlängſt verſtorbenen Maler Giuſeppe Boſſi, mit deſſen Bildniß; auf der Kehrſeite lieſt man: Pittore dotto, valentiſsimo Maestro, onore di sua patria, unten: Milano A. 1818.

7) 8) Zwey einander faſt ganz ähnliche Schaumünzen auf den berühmten Bildhauer

Antonio Canova, die Vorderſeite ſtellt auf beyden deſſen Profilbildniß dar; der Revers, eine einen Kreis bildende Schlange, in welchem, oben der Huth des Mercurius, unten das Haupt der Minerva zu ſehen iſt; dazwiſchen die Worte: Al Secolo decimo nono.

Der Meiſter dieſer letzten Medaillen nennt ſich Putinati und hat ſeine Kunſt außerdem noch in einer äußerſt zierlich flacherhaben gearbeiteten kleinen Nachbildung des Abendmals von Lionardo da Vinci bewieſen.

Bey der Anzeige der genannten Schaumünzen geht unſere Abſicht nicht dahin den Gehalt der allegoriſchen Erfindungen, oder das Paſſende der Um- und Inſchriften zu prüfen, denn, offen geſagt, der insubre Apelle, der Incisor filosofo und der Dante del Secolo XIX. erfreuen uns eben nicht; ſondern wir wollen die Arbeit der Stempelſchneider

berückſichtigen und es läßt ſich gar manches Gute von denſelben ſagen.

Mit lobenswürdigem Fleiß ſind alle drey von L. Coſſa verfertigten Köpfe ausgeführt, die Behandlung iſt indeſſen etwas ſtreng, zumal in den Haaren; Appiani's Bildniß iſt dem Künſtler am beſten gerathen und in der That ein ſchönes Werk. Das des Poeten Monti hat zwar nicht minder Geiſt, aber einen etwas grämlichen, wenig angenehmen Ausdruck, auch ſcheint in den Zügen mehr Detail angebracht als eben nöthig war.

In dem von Vaſallo geſchnittenen Profil des öſtreichiſchen Kaiſers Franz I. herrſcht gute Manier und Geſchmack, es iſt ein edler wohlgezeichneter Kopf, die Arbeit an den Haaren ſollte nur freyer und kecker ſeyn. L. Manfredini, welcher den Revers zu dieſer Medaille geſchnitten, hat ſich ſehr wacker benommen; das Pferd gefällt durch lebhafte

Bewegung und Wohlgeſtalt, der Reuter ſitzt bequem; nicht weniger gelang ihm die, Mayland vorſtellende, weibliche Figur.

Mit noch mehr Vorzügen ausgeſtattet finden wir die leichtſchwebende, geſchmackvoll gekleidete Iris auf einer Schaumünze, welche zu Begrüßung der höchſtſeligen Kaiſerin Louiſe geprägt worden. Ahndungsvoll ſcheint der Künſtler, indem er die Ankunft bezeichnen wollte, zugleich das Scheiden vorbedeutet zu haben. Und in dieſem Doppelſinne werden die Verehrer einer unvergleichlichen Fürſtin dieſe Schaumünze niemals ohne die innigſte Rührung betrachten können.

Den beſten Geſchmack, Styl und Behandlung finden wir in den drey Münzen von Putinati. Die Zeichnung iſt fließender als auf denen von Coſſa, die Fleiſchpartien erſcheinen natürlicher und weicher, die Haare weniger drathartig und die Ausführung eben ſo ſorgfältig.

Am vorzüglichſten iſt nach unſerer Meynung derjenige Kopf Canova's gelungen, wo der Name Putinati auf dem Stück Bruſt inwendig geſchrieben ſteht.

Gleiche Kunſt und Geſchmack von Seite der Ausführung wie in den Schaumünzen auf G. Boſſi und A. Canova bewies Putinati auch an einer Schaumünze, deren Avers das Bildniß des Großherzogs von Sachſen-Weimar enthält; die Kehrſeite aber kleine gegen einander gewendete Profilköpfe des L. da Vinci und des genannten Boſſi, am Rand umher die Worte: ITALIA SALVTATA MONVMENTIS ARTIVM CONQVISITIS PATRIAEQ. DONATIS. und unter den beſagten Profilköpfen: SAXONIA MEMOR, MDCCCXVII.

Vergleicht man dieſe Schaumünze mit denen welche derſelbe Künſtler auf A. Canova verfertigt hat, ſo möchte ſie, in Hinſicht auf

Styl und Harmonie des Ganzen, jenen beyden nachſtehen, ſelbſt der Münze auf Boſſi den Vorzug laſſen müſſen. Nichts deſto weniger hat das Geſicht des Großherzogs geiſtreiche Züge, der untere Theil, zumal Wange, Mund und Kinn ſind trefflich gearbeitet, mit beſtimmt gezeichneten Formen und doch weich, angenehm und natürlich, der Hals iſt noch beſſer, man kann beynahe ſagen muſterhaft in Form und Behandlung.

Im dritten Hefte des erſten Bandes findet ſich die Veranlaſſung zu dieſem Kunſtwerk S. 117. ausgeſprochen.

Die kleine länglich-viereckte Nachbildung des Abendmals, von Leonard da Vinci, gleichfalls in Metall ausgeprägt, wird Jedermann mit Vergnügen betrachten. In den Köpfen der Apoſtel iſt die Verſchiedenheit des Charakters recht ſehr gut ausgedrückt, und wer die traurigen Reſte des Originals, alte Copien,

oder auch nur R. Morghens ſchönen Kupferſtich im Gedächtniß behalten hat, erkennt hier die Züge jeder Figur wieder. Der perſpectiviſche Grund, wie auch die übrigen reichen Nebenwerke ſind mit großer Sorgfalt, ohne die Figuren zu benachtheiligen, ausgeführt.

An die mayländiſchen Schaumünzen mag ſich wohl füglich eine zu Paris geprägte anſchließen, welche ſowohl von Seiten der Kunſt der Arbeit als des dargeſtellten Gegenſtandes unſerer Aufmerkſamkeit werth iſt. Wie in Deutſchland ſo feyerten auch in Frankreich die Glaubensverwandten der lutheriſchen Kirche ihrer Gründung drittes Jubelfeſt und zur Erinnerung an daſſelbe wurde dieſe Schaumünze geſchlagen. Die Vorderſeite ſtellt das Bruſtbild Martin Luthers vor, ähnlich, das Geſicht beſonders gut gearbeitet, beſtimmt zwar, doch gleichwohl weich und fleiſchig; die Haare ſind zierlich, man möchte aber die

Locken etwas feiner wünſchen, weil ſolches dem Eigenthümlichen in Luthers Geſtalt mehr angemeſſen geweſen wäre, die Falten des Chorrocks dürften weniger geſchwungene Linien und Rundungen haben. Um das Haupt ſteht MARTIN LVTHER und unten mit kleinerer Schrift der Wahlſpruch: Verbum Dei manet in aeternum.

Auf der Kehrſeite ſieht man eine vom Himmel herab ſchwebende wahrhaft elegant gezeichnete weibliche Figur; ſie iſt von einem langen zarten Gewand und weiten Schleyer umfloſſen, Licht ſtrahlt hinter ihr her und drey Sterne ſtehen über ihrem Haupte. Sie trennt und ſchiebt Wolken zurück welche einen geiſtlichen Altar und auf demſelben das Evangelienbuch umhüllend deckten. Zu den Füßen der Figur auf dem von ihr kaum berührten Erdrund lieſt man den Namen Wittenberg, als an welchem Orte die kirchlichen Aufklärungen begannen, am Rand ſtehen die Worte:

TROISIEME IUBILÉ DE LA REFORMATION und unten im Abſchnitt: Celebré à Paris MDCCCXVII. Der treffliche und aus andern Arbeiten noch nicht bekannte Künſtler, welcher die Stempel zu dieſer Medaille geſchnitten, heißt Depaulis, und ſein Werk gehört zu den guten, ja zu den vorzüglichſten der neuern franzöſiſchen Schaumünzen. Wir reden aber hier nur von der Ausführung ſowohl des Bildniſſes Luthers als der Figur auf der Kehrſeite; denn ob die Erfindung von dieſer letztern, womit man ohne Zweifel Glaubens-Aufklärung hat bedeuten wollen, zu loben ſey oder Einwendung erlaube, würde einer zu weitläuftigen Unterſuchung bedürfen als daß wir uns hier ſchicklich darauf einlaſſen könnten.

Von dem Monument welches zu Ehren des Fürſten Blücher von Wahlſtatt durch Herrn Director Schadow in Berlin verfertigt worden, erfuhren unſere Leſer aus

dem vorigen und vorvorigen Heft manches die Veranlaſſung, die Darſtellung wie auch den glücklichen Fortgang der Arbeit Betreffende; das Ganze iſt ſeitdem vollendet und zu Roſtock auf dem dafür beſtimmten Platz errichtet worden. Der Meiſter hat ſelbſt in einer beſondern Schrift: Ueber das Denkmal des Fürſten Blücher von Wahlſtatt, als es am 26ten Auguſt 1819 zu Roſtock feyerlich aufgeſtellt wurde, 18 S. in 4to dem Publicum Rechenſchaft geben wollen, von der Hauptfigur, ihrer Stellung und Bekleidung, vom Inhalt der die Seiten des Fußgeſtelles zierenden Basreliefe, wie auch von dem Verfahren welches man bey dem Guß der verſchiedenen Stücke beachtet; wir können alſo auf dieſen eignen Bericht des Künſtlers die Antheil nehmenden Kunſtliebhaber verweiſen. Der Schaumünze aber ſo auf die Feyer der Aufſtellung des Denkmals geprägt worden müſſen wir noch gedenken. Ihre Hauptſeite ſtellt das bronzene

Standbild auf dem reich verzierten Fußgeſtelle dar, mit der Umſchrift: Denkmal des Fürſten Blücher von Wahlſtatt, und auf der Kehrſeite lieſt man: Errichtet in ſeiner Vaterſtadt Roſtock von Meckelnburgs Fürſten und Volk den 26ten Auguſt 1819. Der Stempelſchneider Herr Jachtmann hat die hier flachrelief im Kleinen nachgebildete Statue mit ungemein viel Fleiß und Geſchicklichkeit ausgeführt, der Kopf gleicht, die Hände ſind richtig und deutlich gezeichnet, die Glieder haben gute Verhältniſſe, auch auf die Falten iſt Sorgfalt verwendet, und wenn die Stellung der beiden Hände des Helden zum Ganzen der Figur nicht günſtig componirt, ſo mag zur Entſchuldigung dienen daß wenn das Denkmal mehr von vorn gezeichnet wäre, man die reiche Seitenanſicht des Fußgeſtelles mit dem auf den Sieg bey Belle-Alliance ſich beziehenden Basrelief eingebüßt hätte. Ueberhaupt iſt die Arbeit des Herrn Jachtmann ſehr zu loben, ſie befriedigt den Ver-

ſtand indem ſie wahrhaft gut und geiſtreich iſt, die Nettigkeit aber lockt, beſticht das Auge. Wir hoffen dieſe Eigenſchaften werden dem Werk die wohlverdiente günſtige Aufnahme bey allen Kunſtfreunden bereiten und finden uns veranlaßt noch einmal an das zu erinnern was wir oben bey der Gelegenheit der Schaumünzen auf Luther und Zwingli von Herrn Brückmann angemerkt haben.

15.

Zu Nürnberg erſchien bey Riegel und Weisner: Neues Taſchenbuch von Nürnberg, enthaltend eine topographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung dieſer Stadt und geſchichtliche Einleitung LXVIII. S. in 8vo 1819, mit neun Kupfern und drey Vignetten, von ſo vielem Kunſtverdienſt daß eine nähere Anzeige derſelben, wie wir hoffen, den Liebhabern der Kunſt angenehm ſeyn wird: denn je gewohnter man iſt in ähnlichen Städtebeſchreibungen mittelmäßige Kupfer zu finden, deſto unerwar-

teter begegnet man hier Arbeiten von ausgezeichnet fleißiger und reinlicher Behandlung, welche auch überdem noch billige Kunſtanſprüche befriedigen. Die genannten neun Kupfertafeln enthalten folgende Gegenſtände: 1) Bildniſſe von Hans Sachs und J. C. Grübel. 2) Bildniſſe von Willibald Pirkheimer und dem berühmten Coſmographen Martin Behaim. 3) Anſicht der St. Sebaldskirche, 4) des vortrefflichen bronzenen Grabmals des heiligen Sebaldus, 5) der Lorenzkirche, 6) der Frauenkirche, 7) der Burg, 8) des Hoſpitals zum heiligen Geiſt, 9) des ſchönen Brunnens. Die drey Vignetten ſtellen das alte Wappen der Stadt Nürnberg, das metallne Taufgefäß in der Sebaldskirche und einen großen, reich verzierten Erker am Pfarrhof derſelben dar. Das Grabmal des heiligen Sebaldus iſt nach Reindels Zeichnung von Geißler mit wahrhaft bewundernswürdigem Fleiß und Nettigkeit geſtochen. Die übrigen Anſichten ſind nach Zeichnungen des Herrn G. C. Wilder, No. 3)

5) und 6) von Dutenhofer, 8) von Haldenwang gearbeitet, welche beyde daran ihre ſchon bekannte Kunſtfertigkeit bewieſen haben. No. 7) und 9) nebſt den Vignetten ſind von dem vorhin gelobten Herrn Geißler und die vier Bildniſſe auf No. 1) und 2) nach verſchiedenen Vorbildern von Herrn Fleiſchmann in punctirter Manier, ſehr reinlich mit Kraft und Geiſt geſtochen. Pirkheimers Bildniß nimmt ſich als ganz vorzüglich gelungen aus. Auch der Umſchlag verdient beyfällige Erwähnung, er iſt mit vielem Geſchmack von C. Heideloff entworfen, von Geißler geſtochen, und zeigt, in Form von Medaglions, die Bildniſſe Albrecht Dürers und P. Fiſchers mit nebenſtehenden allegoriſchen Figuren.

Wir wollen die Anzeige dieſes Taſchenbuchs mit der Bemerkung ſchließen, daß man an der ganzen ſchönen, mit Liebe und mit Aufwand beſorgten, nicht auf Gewinn berechneten Ausſtattung, wie auch an manchem Zug

des wohlabgefaßten Textes mit Vergnügen ein patriotiſches Zuſammenwirken der Künſtler, der Verfaſſer und des Verlegers gewahr wird, welches um ſo mehr am Platz und ehrenwerth iſt als der Nürnberger vor andern Deutſchen Grund hat ſich ſeiner Vaterſtadt zu rühmen und deſſen was die Vorfahren geleiſtet ſich zu erfreuen.

16.

Frankfurt am Mayn, 1818. Fünfundzwanzig Anſichten von Frankfurt am Mayn, ſeiner Umgegend und den nahen Heilsquellen, Wilhelmsbad, Soden, Wiesbaden, Schlangenbad, Schwalbach und Ems. Text von Anton Kirchner.

Wir laſſen dieſes Werk gleich auf das vorangezeigte Taſchenbuch von Nürnberg folgen, weil es mit demſelben die ausnehmende Reinlichkeit der Arbeit gemein hat; auch fanden wir unter mehreren Blättern die Namen der Herren Geißler, Haldenwang und Dutenhofer wieder, zu denen ſich noch Jury und Veith

geſellen. Die von letztern geſtochenen Blätter gehören ſogar zu den beſten, vornehmlich in Betracht des Baumſchlags. Herr Geißler hat die Waſſerparthien ſchimmernder und klarer als einer ſeiner Mitarbeiter zu machen gewußt; Herr Haldenwang am meiſten Tag und Duft in ſeine Bilder gebracht. Die von Herrn Jury gearbeiteten Platten gehören zu den zarteſten und fleißigſten in der Ausführung, und wenn die welche Herr Dutenhofer geliefert von dieſer Seite gegen die andern etwas zurückbleiben, ſo gab er hingegen den Formen am meiſten Bedeutung und Charakter.

17.

Anſichten von Berlin, Potsdam, Charlottenburg, Parez und der Pfauen-Inſel. Berlin bey L. W. Wittich.

Obwohl von dieſem Werk nur erſt zwey Hefte, jedes von 8 Blättern kl. Quer-Fol.

in Aqua-Tinta-Manier erſchienen ſind, eignet es ſich doch zu einer Anzeige; denn Art und Kunſt iſt bereits deutlich ausgeſprochen und die nachfolgenden Blätter werden nicht bedeutend von den vorhandenen abweichen.

Das Räumliche der Plätze, der Straßen, die Pracht der Gebäude, mit einem Wort, der Charakter einer Königsſtadt iſt in den Anſichten von Berlin recht gut dargeſtellt; bringt man weiter noch in Anſchlag die im Ganzen ungemein reinliche Arbeit, die klaren Schatten, heitern Lüfte und den gefälligen ſanften Ton mancher Blätter, ſo verdient das Werk Billigung und gute Aufnahme bey den Kunſtfreunden. Den vorhin angezeigten Proſpecten von Frankfurt und der Umgegend gegenüber möchte alles zum Fach architektoniſcher Darſtellung Gehörige hier von beſſerm Geſchmack und Wirkung ſeyn, dort aber haben die landſchaftlichen Gegenſtände ſehr bedeutende Vorzüge.

18.

Sehr niedliche und zum Theil ſehr anmuthige naive Darſtellungen ſind acht kleine Blätter, Steindrucke mit Farben illuminirt, von den Gebrüdern Herrn Henſchel in Berlin; ſieben dieſer Blätter ſtellen Scenen aus Goethe's Jugendjahren dar, das Titelblatt deſſen Bildniß wie nach Marmor oder Gyps im Profil gezeichnet. Vorzüglich geiſtreich und mit heiterm Humor iſt die Scene gedacht, wo der Knabe Goethe mit ſeiner Schweſter Verſe aus Klopſtocks Meſſias declamirt und der erſchreckende Barbier den Vater mit dem Seifenbecken begießt; drey bis vier von den andern Blättern ſind nicht weniger lobenswerth, die Künſtler ſcheinen eine ähnliche Auffaſſungsgabe des Natürlichen wie weiland Chodowiecki zu beſitzen, doch ſcheint uns ihre Behandlung etwas mehr Freyheit und Leichtigkeit zu haben, ſie zeichnen die Falten mit beſſerm Geſchmack, Nebenwerke und Gründe ebenfalls, auch iſt die Beleuchtung maleriſcher.

19.

Wir erinnern uns bey dieſer Gelegenheit mit Vergnügen eines ſchon vor einigen Jahren erſchienenen Werks: Jfflands mimiſche Darſtellungen, worin die genannten Brüder Henſchel gar treu und der Wahrheit gemäß die ſprechendſten Mienen und Gebärden mit denen jener berühmte Schauſpieler die Hauptſtellen ſeiner beſteu Rollen zu begleiten pflegte aufgefaßt und dargeſtellt haben. Gewiß es bedurfte viel Talent und Kunſtfertigkeit, ſo verſchiedene angenommene Charaktere und Leidenſchaften darzuſtellen, und unter allen Abwechſelungen gleichwohl die eigenthümlichen Züge des Mannes beyzubehalten; der Künſtler Aufmerkſamkeit hat ſich noch weiter und bis auf das Koſtüme erſtreckt, ſo daß wer Jffland öfters ſpielen ſahe ſich aus den Bildern ſeines Anzugs wieder erinnern wird. — Die Manier womit dieſe mimiſchen Darſtellungen in Kupfer geſtochen ſind ahmt leichte Entwürfe in ſchwarzer Kreide nach, nur Umriſſe mit einiger An-

deutung des Schattens. Auf dem Titel iſt bemerkt ſämmtliche Figuren ſeyen während der Vorſtellung gezeichnet worden.

20.

Schon mehr als einmal iſt in unſern Heften der alten Bauriſſe zum Kölner Dom gedacht worden. Einer mit dem Entwurf zum nördlichen Thurm, wahrſcheinlich von des Baumeiſters eigner Hand gezeichnet, wurde ſonſt im Domarchive zu Köln aufbewahrt; bey den politiſchen Erſchütterungen aber, am Ende des vergangenen und zu Anfang des laufenden Jahrhunderts, vernachläſſigt und verloren, gerieth er, durch glückliche Zufälligkeit, in die Hände des Herrn Moller, zu Darmſtadt, der denſelben in neun großen Blättern, mit gewiſſenhafter Treue dem Orginal nachgebildet, hat ſtechen laſſen. Dieſe Blätter ſind von dem kunſterfahrnen Herrn Herausgeber begleitet mit Bemerkungen über

die aufgefundene Originalzeichnung des Doms zu Köln. 26. S. in klein Folio. Darmſtadt, bey Heyer und Leſke, 1818. worin Rechenſchaft gegeben iſt von der Zeit da das Gebäude des Doms angefangen wurde, von der Größe welche daſſelbe erhalten ſollte, von dem was wirklich ausgeführt iſt und was gegenwärtig noch fehlt. Die Geſchichte der Wiederauffindung des abgebildeten Bauriſſes wird ſodann erzählt, und man erfährt nicht ohne Vergnügen daß den Herren Boiſſeree, als glücklichen Sammlern, gelungen ſey noch eine Zeichnung auszuforſchen und zu erwerben, welche für den ſüdlichen Thurm entworfen war. Es folgen hierauf einige allgemeine Bemerkungen über die Grundſätze welche die alten deutſchen Baumeiſter bey dem Entwerfen ihrer Aufriſſe befolgten.

Ferner ſtellt der Verfaſſer die Fragen auf: Kann der Dom (zu Köln) ausgeführt werden? und welche Gründe ſind für die Ausbauung

des Domes vorhanden, oder iſt es vortheilhaft den Dom auszubauen? Beydes wird im Ganzen thunlich und ſelbſt nützlich befunden, obwohl die Schwierigkeiten, welche allenfalls dem Unternehmen im Wege ſtehen möchten, nicht überſehen werden.

Bey dieſer Inhalts-Anzeige wollen wir es bewenden laſſen, dem Herrn Möller im Namen des kunſtliebenden Publicums Dank ſagend. Ueber die Trefflichkeit der Conſtruction am Kölner Domgebäude, über das Große in der Geſammtmaſſe deſſelben wird gewiß jeder Sachkundige mit ihm einverſtanden ſeyn; auch die weitere Fortſetzung und Vollendung des Baues allenfalls für möglich halten; wie aber und auf welche Weiſe der erforderliche ganz ungeheure Aufwand beygebracht werden ſoll? iſt eine Sache welche zwar weder den Baumeiſter noch den Kunſtrichter zunächſt angeht; allein den ohnehin genug geplagten Finanzmännern ſchwere Sorgen verurſachen dürfte.

Um nun aber das große, durch die Einbildungskraft kaum zu erreichende Gebäude auch für ſolche Perſonen anſchaulich und deutlich zu machen, welche weniger Fertigkeit beſitzen über Werke der Architektur ſich aus bloßen Linienumriſſen zu verſtändigen, hat der Herausgeber geſorgt daß, neben den Abdrücken des gedachten Riſſes, auch Gegendrücke zu haben ſeyen, wodurch der Kunſtfreund in den Stand geſetzt wird die Vorderſeite des Domgebäudes vor ſeinen Augen aufzurichten.

Ein ſolches iſt bey uns in Weimar geſchehen, indem Herr Ober-Baudirector Coudray ſich die Mühe gegeben ein dergleichen Doppelexemplar auf Leinwand zu fügen und daſſelbe ſo kräftig als fleißig mit Aquarellfarben auszumalen. Zu dieſem erſten Verſuche gehörte manche theoretiſche und praktiſche Kenntniß; beſondere Einſicht und Aufmerkſamkeit war erforderlich um die Schatten richtig zu werfen, wobey der Grundriß gute Dienſte leiſtete und das Werk

in ſeinen Theilen vor- und rücktretend ſo belebt wurde daß man einen perſpectiviſchen Riß vor ſich zu ſehen glaubt. Auch im Einzelnen ward nichts verſäumt; die fehlenden Statuen ſind im alten Sinne eingezeichnet und manches andere zum Ganzen Förderliche beobachtet worden.

Die Mühe einer ſolchen Ausführung aber iſt ſo groß daß ſie kaum jemand zum zweytenmal unternehmen würde, wenn Technik und Handwerk nicht eingreifen und durch die ihnen eigenen Hülfsmittel, in einer gewiſſen Folge, die Behandlung erleichtern. Daher möchte wünſchenswerth ſeyn, zu allgemeiner Verbreitung eines ſolchen Anſchauens, daß Herr Moller ſelbſt dergleichen Exemplare auszuarbeiten ſich entſchlöſſe. Buchbinder, Tapezier, Architekt und Decorateur, zuſammen verſtanden, mehrere Exemplare auf einmal in einem großen Raum anlegend, ſchattirend, colorirend, müßten ſich hiebey in die Hand arbeiten und, wohlbedacht

und eingeübt, das Unternehmen leichter vollbringen. Wobey keine Frage iſt, daß ſich Liebhaber und Abnehmer finden würden; ja vielleicht wäre eine Subſcription zu verſuchen, welche ſchwerlich mißlingen dürfte. Man verzeihe uns, wenn wir allzudringend erſcheinen! Das Vergnügen aber ein ſolches einziges Gebäude, und deſſen vollſtändige Intention, mit Augen zu ſchauen gönnen wir unſern Landsleuten ſo gern und wir ſehen hierin zugleich eine Vorbereitung zu ernſter und nützlicher Aufnahme des Boiſſereeſchen Domwerks, wovon wir nun bald das erſte Heft zu erwarten haben.

So eben vernehmen wir, daß Herr Geh. Ober-Baurath Schinkel in Berlin ein gleiches coloſſales Bild verfertigte, welches das Glück hat in Ihro Majeſtät Palais aufgeſtellt zu ſeyn.

21.

Kaiſer Friedrichs I. Barbaroſſa Pallaſt, in der Burg zu Gellnhauſen; eine Urkunde von dem Adel der von Hohenſtaufen und der Kunſtbildung ihrer Zeit. Hiſtoriſch und artiſtiſch dargeſtellt von Bernhard Hundeshagen 1819. 81 S. Text und 13 Kupferblätter in Folio.

Mit dieſem Werk mögen wohl die meiſten unſerer Leſer, wenigſtens aus Anzeigen, bereits bekannt ſeyn, indem das Ganze ſchon im Jahr 1813 zur Herausgabe fertig war, aber im Brand zu Hanau den Flammen zum Raube geworden, daher kömmt die Benennung zweyte Auflage, welche man auf dem Titel lieſet. Daß der Verfaſſer ſich durch erwähntes Unglück nicht hat abſchrecken laſſen, ſondern ſeine Arbeit, zum Theil neu begonnen und nun in friedlichen Tagen die wirkliche Herausgabe zu Stande gebracht, iſt ein rühmliches Zeugniß von ausdauerndem Forſcherfleiß und Liebe für

deutſche Kunſt und Alterthümer. Wer dieſe Neigung mit ihm theilt, und wir möchten ſolches jedem gebildeten Deutſchen, wiewohl mit Mäßigung, zutrauen, wird die Arbeit des Herrn Hundeshagen dankbar aufnehmen und ihr verdiente Aufmerkſamkeit ſchenken. Eine umſtändliche Inhalts-Anzeige wäre demnach überflüſſig, es iſt genug wenn wir bemerken das Ganze zerfalle in zwey Abtheilungen, deren erſte das Leben der Edlen von Hohenſtaufen, insbeſondere Kaiſer Friedrichs des I. Barbaroſſa, enthält, die zweyte, Abbildung und Beſchreibung der Ueberreſte des kaiſerlichen Pallaſtes in der Burg zu Gellnhauſen; beyde ſind eben ſo unterhaltend als lehrreich. Den Kupferſtichen gehört das Lob, daß ſie reinlich gearbeitet ſind und alles architektoniſche Detail mit ſo vieler Genauigkeit darſtellen als man nur von einem begeiſterten Verehrer dieſer, allerdings achtungswürdigen Reſte erwarten darf. Was zur Entſchuldigung des am wenigſten gelungenen perſpectiviſchen Aufriſſes

der Pallaſtgebäude Tafel No. 1. zu ſagen iſt hat der Verfaſſer Seite 42 ſelbſt beygebracht.

22.

In der Gegend um Wiesbaden hat der Königlich Preußiſche Hofrath Herr Dorow, mit Bewilligung der Herzoglich Naſſauiſchen Regierung, mehrere alte Grabhügel der Germanen und Römer aufgraben laſſen. Was dabey am Merkwürdigkeiten gewonnen worden, Aſchenkrüge, Opfergeräthſchaften, Waffen u. ſ. w. beſchrieb der genannte, um vaterländiſche Alterthumskunde ſehr verdiente Freund, in einem, zu Wiesbaden, bey Schellenberg herausgegebenen Heft in 4. 66 S. Text, 22 Steindrücke und eine Karte enthaltend. Die Geräthſchaften ſind, größtentheils ungemein ſauber und vollendet, vom Herrn Bernhard Hundeshagen gezeichnet, einige Tab. 17. 18. und 21. vorkommende, gleichfalls fleißig und zierlich, von Herrn L. Metzger. Wo mehrere

Deutlichkeit ſolches zu erfordern ſchien, ſind ſie mit ihren natürlichen Farben dargeſtellt. Tab. 19. und 20. zeigen Grundriß und Durchſchnitte von Reſten eines zu Wiesbaden entdeckten Römiſchen Bades, von Herrn Kihm gezeichnet. Die Karte von Wiesbaden und der Gegend, wo die aufgedeckten alten Grabhügel und Opferſtätte liegen, iſt vom Herrn Profeſſor Brühl und in ſeiner Art ein ſehr lobenswürdiges Werk. Das von ebendemſelben gezeichnete Titelblatt ſtellt eine Waldgegend vor, mit einem Opferaltar der alten Deutſchen. Alle dieſe Blätter kommen aus der lithographiſchen Officin des Herrn C. T. Müller, in Carlsruhe, welche dadurch bewieſen daß ſie, in Hinſicht des Techniſchen dieſer Art, keiner der übrigen lithographiſchen Anſtalten nachſteht.

Der Herausgeber macht Hoffnung daß dem erſten Heft noch andere folgen ſollen. Möge das Publicum durch Theilnahme ſein löbliches Bemühen gehörig fördern!

23.

Dem angezeigten Dorowſchen Werke mag ſchicklich ſich ein anderes, von ähnlichen Gegenſtänden handelndes anſchließen. Die fürſtliche Alterthümer-Sammlung zu Braunfels, dargeſtellt von J. C. Schaum, 1819. 94. S. Text in 8. mit 12 lithographiſchen Platten mit Abbildungen alter Geräthſchaften, und dem ebenfalls in lithographiſcher Manier gezeichneten Titelblatt.

Alle hier abgebildeten und beſchriebenen Denkmale beſtehen in Aſchengefäßen, Armringen, Spangen, Waffen und dergl. Sie ſind aus 273 alten Grabhügeln in der Gegend von Braunfels hervorgezogen, welche Se. Durchlaucht der jetzt regierende Fürſt im Jahr 1816 aufgraben laſſen und, aus dem Gefundenen eine ſehr beträchtliche und, hinſichtlich auf vaterländiſche Alterthumskunde, allerdings merkwürdige Sammlung veranſtaltet hat. Die abgebildeten und beſchriebenen Stücke der Samm-

lung ſind Urnen aus gebranntem Thon, Geräth, Waffen, Zierathen, meiſtens aus Erz, wenige aus Eiſen.

Fleißiges und verſtändiges Suchen nach ſolchen altdeutſchen Ueberbleibſeln und Vereinigung des Gefundenen zu Sammlungen ſcheint uns in doppelter Hinſicht ein lobenswerthes Bemühen; erſtlich iſt Achtung und ſorgſames Bewahren alles deſſen was von den Vorfahren herrührt eine gute und fromme Sitte, die nicht genug empfohlen werden kann; zweytens ſind dergleichen Denkmale, da ihr Kunſtwerth gering iſt, einzeln und zerſtreut als bloße Curioſitäten der Vernachläſſigung, ja der Zerſtörung zu ſehr ausgeſetzt; als Maſſe jedoch, in einer Sammlung und Folge, erhalten ſie theils mehreren Werth, theils werden ſie unterrichtend, indem ſie dem aufmerkſam Betrachtenden die alte Zeit und Zuſtände unſerer Nation vor Augen ſtellen, Nachrichten bethä-

tigen, über Culturzuſtand, Sitten und Gebräuche u. ſ. w. neues Licht ertheilen.

Der Text iſt, nach unſerer Einſicht, mit vieler Sachkenntniß abgefaßt, die lithographiſchen Tafeln lobenswürdig und, ob ſie gleich nicht ganz ſo ſauber und fleißig ausgeführt ſind als die meiſten des vorerwähnten Werks, doch wie es ſcheint mit vieler Treue nach den Denkmalen gezeichnet und, was bey lithographiſchen Blättern bemerkt zu werden verdient, größtentheils ſehr kräftig.

24.

Obwohl England, ſchon ſeit mehreren Jahren, in den Denkmalen welche Lord Elgin aus Griechenland mitgebracht, die höchſten Schätze der Kunſt erworben, ſo ſcheint der Streit der Meinungen über dieſelben, in Betreff ihres wahren Werths, noch nicht ganz geſchlichtet, wie aus zwey kleinen im Jahr 1818 zu London erſchienenen Schriften geſchloſſen werden kann, welche Herr B. R. Haydon, ein wackerer Hiſtorienmaler, verfaßte. Die erſte derſelben führt den Titel: Sentiment des connoisseurs sur les Ouvrages de l'art, comparé avec celui des artistes et plus particulièrement sur les marbres de Lord Elgin. 19 S. in 8. Die andere: Comparaison entre la tête d'un des chevaux de Venise, qui étoient sur l'Arc triomphal des Tuilleries, et qu'on dit être de Lysippe, et la téte du cheval d'Elgin du

Parthenon. 15 S. in 8. nebſt einem Kupferſtich. Jene erſte Schrift iſt wider Mr. Payne Knight und die an ſeine Kunſtkennerſchaft Glaubenden gerichtet. Knight, welcher ein Mann von vielem Einfluß zu ſeyn ſcheint, hatte nämlich über die alten Bildwerke ſo Lord Elgin in Griechenland geſammelt und nachher an das brittiſche Muſeum überlaſſen, eine ſehr ungünſtige Meinung geäußert, ihnen zuerſt gar kein Verdienſt einräumen wollen, dann behauptet ſie gehörten der Zeit des Hadrians, und ferner, ſie ſeyen bloß von gemeinen Arbeitern verfertigt, welche kaum den Namen Künſtler verdienten. Hierauf thut nun Mr. Haydon dar: daß dieſer Mann, der für einen Kenner gelten wolle und abſprechend urtheile, von der Kunſt durchaus nichts verſtehe; und in der That, wenn alles Obige gegründet iſt, ſieht man ſich genöthigt ſo etwas zu vermuthen; darin aber hat ſich Mr. Haydon von ſeinem übrigens wohlgemeinten Vertheidigungs-Eifer für die vom Parthenon

abgenommenen Bildwerke zu weit führen laſſen, wenn er S. 10 verſichert: die Marbres d'Elgin ſeyen „au-dessus de tous les autres ouvrages de l'art qui exiſtent. S. 11. Ces Marbres feront oublier les vieux antiques, und weiter mit der etwas ſchiefen Bemerkung auftritt: Si ces marbres eussent été perdus, il y auroit eu dans les progrès de l'art une Lacune, comme en philosophie, si l'immortel Newton n'eut jamais existé.

Die zweyte Schrift enthält, wie ſchon der Titel anzeigt, eine Vergleichung zwiſchen einem großen Pferdekopf aus Marmor, von den Giebelverzierungen am Parthenon herrührend, und einem Kopf der vier einander faſt ähnlichen bronzenen Pferde zu Venedig, welche vom Verfaſſer, der gewöhnlichen, aber freylich unerweisbaren Sage gemäß, Pferde des Lyſippus genannt werden. Doch darauf, ob dieſe Benennung gegründet ſey, läßt Mr. Hay-

von ſich nicht ein, er will nur die beyden Kunſtwerke vergleichen und, was ſich ſchon aus der Schrift wider Mr. Payne Knight erwarten läßt, den großen Vorzug des Pferdekopfs aus Athen über den Kopf eines der venetianiſchen Pferde zeigen. Dieſem letztern giebt er eine unrichtige Geſtalt und Lage der Augen ſchuld, ſagt, die Kinnlade ſey von unentſchiedener Form; wenn man beyde Denkmale im Profil anſehe, ſcheine der venetianiſche Pferdekopf kurz und habe etwas ſtierartiges, auch die Naſenlöcher nicht an der rechten Stlle, die Oberlippe nicht genug vorſpringend; dahingegen der Kopf aus Athen ganz den Charakter eines muthvollen Pferdes edler Art an ſich trage. Noch anderes zum Lob dieſes in der That höchſt lobenswürdigen Kunſtwerks wird angeführt und, was uns weder nöthig noch billig dünkt, die venetianiſchen Pferde ſehr heruntergeſetzt, auch Raphael beyläufig ſchwer getadelt daß er, für Pferdefiguren, gelegentlich das noch ſchlechtere des Marcus Aurelius

(ſo beliebt es dem Verfaſſer ſich auszudrücken) zum Muſter nahm. Endlich ſchließt die Schrift folgendermaßen:

La tête du cheval qui se trouve dans la collection d'Elgin, ayant été démontrée supérieure à toutes celles de cet animal représenté dans un autre siècle; on peut également démontrer que la représentation de figure humaine de la même collection, peutêtre démontrée supérieure en principes et en style à l'Apollon, à l'Antinous, à l'Hercule Farnése et à toutes les autres statues antiques du monde.

Wir genießen des Vortheils in unſerer Nähe von den beyden Pferdeköpfen, welche Mr. Haydon vergleichend beurtheilt, ſehr friſche Gypsabgüſſe zu haben; können alſo was er behauptet deſto genauer prüfen, auch

eigene Beobachtungen anſtellen, welche wir den kunſtliebenden Leſern vorlegen.

Beyde, ſowohl der venetianiſche Pferdekopf als der aus Athen, ſind bewundernswürdige Werke und jedes, in ſeiner Art, vortrefflich; doch einige Bekanntſchaft mit den Denkmalen der alten Kunſt läßt den Beſchauer bald eine auffallende Verſchiedenheit des Styls in beyden gewahr werden; gewahr werden daß in dem Pferdekopf aus Athen ein zum Erhabenen ſtrebender Sinn herrſcht; die venetianiſchen Bronzen hingegen weicher, fließender, zierlicher gearbeitet ſind, ohne Zweifel alſo in einer ſpätern Zeit entſtanden.

Das Pferd aus Athen iſt höher gedacht, gewaltiger, ſchnaubend, mit gerundeten vorliegenden Augen geſpenſtermäßig blickend. Die Ohren zurückgelegt, den Mund geöffnet ſcheint

es ſtürmiſch vorwärts zu dringen, aber mit Macht angehalten zu werden. Sehen wir auf die Arbeit ſo zeigt ſich überall die alte Simplicität, ehrenwerther Fleiß und Treue, aber auch wohl noch einiges Steife. An der Mähne z. B. iſt Strich neben Strich gelegt, keiner mehr oder weniger vertieft, ganz gleichlaufend; an der Biegung des Halſes Falte der Haut neben Falte, mit faſt gar keiner Abwechſelung. Die Ausführung überhaupt verdient großes Lob, Muſkeln und Knochen hat der Meiſter genau, mit gründlicher Kenntniß, Ausdruck und Wahrheit dargeſtellt. Die Augen ſind vortrefflich geſtaltet und vollendet, die Stirne breit, flach, knöchern; die Naſenöffnungen weit gedehnt vom Strome des Athems, die Oberlippe wie belebt und in Bewegung. Iſt gleich der Marmor an der Naſe gegen die Stirne hinauf ſtark ausgewittert, ſo erkennt man doch noch die Spur urſprünglich angedeuteter Adern an dieſer Stelle.

An dem Kopf des venetianiſchen Pferdes, den wir vor Augen haben, erſcheint alles viel glatter, viel zierlicher, die Umriſſe ſind fließender, biegen ſanfter aus und ein; das Thier iſt weit ruhiger und bezähmter dargeſtellt, freudigen Muthes, doch willig dem Zügel gehorchend. In ſolch milderem Sinne hat der Meiſter ſich das Ganze gedacht und dazu das Verhältniß der Theile ſchicklich gewählt, die Augen blicken ſanfter, obgleich der Stern kräftig angedeutet iſt, ſind weniger rund, nicht vorliegend, wie an dem Kopf aus Athen, ſondern flacher gehalten, mehr zurückgezogen beſonders der Augapfel unter dem beträchtlich übertretenden Augenlied. Einige Abweichung von der Natur an dieſer Stelle und Hinneigen zur Geſtalt des menſchlichen Auges läßt ſich daher nicht läugnen. Die Ohren ſind in ſpielender Bewegung, das rechte zurück, das linke etwas vorwärts gebogen, die Naſenlöcher, wie hier dem gemäßigtern Weſen geziemt, weniger ge-

öffnet, weniger ſchnaubend, aber, gleich der Oberlippe, nicht ſo natürlich, nicht ſo belebt, als oben von dem Denkmal aus Athen bemerkt worden.

Unſere Vergleichung weiter fortſetzend und nun die Arbeit oder das Verfahren der Künſtler an den beyden Denkmalen betrachtend, iſt auch von dieſer Seite auffallende Verſchiedenheit wahrzunehmen. An dem venetianiſchen Pferde, obwohl ſonſt an bronzenen Werken alles ſtrenger pflegte angedeutet zu werden, erſcheinen doch die Haare der Mähne weit zierlicher, weniger ſteif, die Striche abwechſelnder, und ſo iſt es auch mit den Falten der Haut am Halſe. Dagegen ſind, eben weil ein milderer Geiſt im Ganzen weht, weil überhaupt das Gefällige, Sanfte herrſchen ſoll, Muſkeln und Knochen viel weniger beſtimmt angedeutet, alle Uebergänge fließender und gelinder. Wir wiſſen ſehr wohl, daß durch die hier mitgetheilten Bemerkungen kein Urtheil über das

Verhältniß des Werths, welchen beide Denkmale gegen einander haben mögen, begründet wird, ſondern bloß Verſchiedenheit des Styls dargethan, folglich auch der Zeit welcher ſie angehören. Doch mehr ſollte nicht geſchehen und keineswegs das eine dieſer Monumente höher, das andere geringer geſchätzt werden: denn beyde ſind vortrefflich und ein tadelndes Urtheil über das eine oder andere ſteht uns gar nicht zu, weil ſie beyde weit über dem gegenwärtigen Künſtlervermögen ſtehen. Verhehlen mögen wir indeſſen auch nicht daß unſere beſondere Neigung dem atheniſchen Denkmal zugewendet iſt, und wir alſo in Betreff deſſelben uns mit Mr. Haydon wohl verſtändigen könnten. Ihm aber und mehr noch den uns näher angehenden deutſchen Kunſtrichtern möchten wir ernſtlich zu bedenken empfehlen, daß ächte fördernde Kritik nicht alles überein zu beurtheilen pflegt und daß um das Vortreffliche zu preiſen keineswegs nöthig ſey andern eben-

falls guten Werken Fehler aufzubürden. Wer gründlich die Kunſt verſteht wird auch wiſſen wie mannigfaltig ſie iſt und jedem Verdienſt, es äußere ſich nun in welcher Form es wolle, Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Literariſche,

Poetiſche

Mittheilungen.

Unmöglich iſt's den Tag dem Tag zu zeigen,
Der nur Verworrnes im Verworrnen ſpiegelt,
Und jeder ſelbſt ſich fühlt als recht und eigen,
Statt ſich zu zügeln nur am andern zügelt;
Da iſt's den Lippen beſſer daß ſie ſchweigen,
Indeß der Geiſt ſich fort und fort beflügelt.
Aus Geſtern wird nicht Heute; doch Aeonen
Sie werden wechſelnd ſinken, werden thronen.

I.

Klaſſiker und Romantiker

in Italien, ſich heftig bekämpfend.

Romantico! den Italiänern ein ſeltſames Wort, in Neapel und dem glücklichen Campanien noch unbekannt, in Rom unter deutſchen Künſtlern allenfalls üblich, macht in der Lombardie, beſonders in Mayland, ſeit einiger Zeit großes Aufſehen. Das Publicum theilt ſich in zwey Partheyen, ſie ſtehen ſchlagfertig gegen einander und, wenn wir Deutſchen uns ganz geruhig des Adjectivum romantiſch bey Gelegenheit bedienen, ſo werden

dort durch die Ausdrücke Romanticismus und Kriticismus zwey unverſöhnliche Secten bezeichnet. Da bey uns der Streit, wenn es irgend einer iſt, mehr praktiſch als theoretiſch geführt wird, da unſere romantiſchen Dichter und Schriftſteller die Mitwelt für ſich haben und es ihnen weder an Verlegern noch Leſern fehlt, da wir über die erſten Schwankungen des Gegenſatzes längſt hinaus ſind und beyde Theile ſich ſchon zu verſtändigen anfangen; ſo können wir mit Beruhigung zuſehen, wenn das Feuer, das wir entzündet, nun über den Alpen zu lodern anfängt.

Mayland iſt aber vorzüglich geeignet ein Schauplatz dieſes Kampfes zu werden, weil daſelbſt mehr Literatoren und Künſtler als irgendwo in Italien ſich beyſammen finden, die, bey ermangelnden politiſchen Händeln, nunmehr literariſchen Streitigkeiten ein Intereſſe abgewinnen. Vorzüglich aber mußte in dieſer wichtigen Stadt zuerſt eine ſolche Be-

wegung entſtehen, da man ſich daſelbſt von deutſcher Sprache und Bildung, bey ſo naher Nachbarſchaft und mannigfaltigen Handelsverhältniſſen, einen Begriff zu machen Gelegenheit findet.

Daß in Italien jene Cultur, die ſich von den alten Sprachen und den darin verfaßten unnachahmlichen Werken herſchreibt, in großer Verehrung ſtehe, läßt ſich gar wohl denken, ja, daß man auf dieſem Grunde, worauf man ſich erbaut, nun auch allein und ausſchließlich zu ruhen wünſcht, iſt der Sache ganz gemäß; daß dieſe Anhänglichkeit zuletzt in eine Art Starrſinn und Pedanterie auslaufe, möchte man als natürliche Folge gar wohl entſchuldigen. Haben doch die Italiäner in ihrer eignen Sprache einen ſolchen Widerſtreit, wo eine Parthey an Dante und den früheren, von der Crusca citirten Florentinern feſthält, neuere Worte und Wendungen aber, wie ſie Leben und Weltbewegung jüngern Geiſtern aufdringt, keineswegs gelten läßt.

Nun mag einer ſolchen Geſinnung und Ueberzeugung ihr Grund und Werth nicht abgeſprochen werden; allein wer bloß mit dem Vergangenen ſich beſchäftigt kommt zuletzt in Gefahr das Entſchlafene, für uns mumienhafte, vertrocknet an ſein Herz zu ſchließen. Eben dieſes Feſthalten aber am Abgeſchiedenen bringt jederzeit einen revolutionairen Uebergang hervor, wo das vorſtrebende Neue nicht länger zurückzudrängen, nicht zu bändigen iſt, ſo daß es ſich vom Alten losreißt, deſſen Vorzüge nicht anerkennen, deſſen Vortheile nicht mehr benutzen will. Freylich wenn das Genie, der gute Kopf ſich beſtrebt das Alterthum wieder zu beleben, ſeine Zeitgenoſſen in abgelegene Regionen zurückzuführen, ihnen das Entfernte, durch gefällige Abſpiegelung, näher zu rücken, da finden ſich große Schwierigkeiten; demjenigen Künſtler dagegen wird es leicht der ſich umthut was die Zeitgenoſſen ohnehin lieben, wornach ſie ſtreben, welche Wahrheit ihnen behagt, welcher Irrthum ihnen am Herzen

liegt? Und dann iſt er ja ſelbſt ein Moderner, in dieſe Zuſtände von Jugend auf eingeweiht und darin befangen, ſeine Ueberzeugung ſchließt ſich an die Ueberzeugung des Jahrhunderts. Nun laſſe er ſeinem Talente freyen Lauf, und es iſt kein Zweifel daß er den größten Theil des Publicums mit ſich hinreißen werde.

Bey uns Deutſchen war die Wendung ins Romantiſche aus einer, erſt den Alten, dann den Franzoſen abgewonnenen Bildung, durch chriſtlich-religioſe Geſinnungen eingeleitet, durch trübe, nordiſche Heldenſagen begünſtigt und beſtärkt; worauf ſich denn dieſe Denkweiſe feſtſetzen und verbreiten konnte, ſo daß jetzt kaum ein Dichter, Maler, Bildhauer übrig geblieben, der ſich nicht religioſen Gefühlen hingäbe und analogen Gegenſtänden widmete.

Einen ſolchen Verlauf nimmt die Dicht- und Kunſtgeſchichte nun auch in Italien. Als

praktiſche Romantiker werden gerühmt Johann Torti und deſſen poetiſche Darſtellung der Leidensgeſchichte Chriſti; ferner ſeine Terzinen über die Poeſie. Alexander Manzoni, ſodann, Verfaſſer eines noch ungedruckten Trauerſpiels, der Carmagnol, hat ſich durch heilige Hymnen guten Ruf erworben. Von wem man ſich aber theoretiſch viel verſpricht iſt Hermes Visconti, welcher einen Dialog über die drey dramatiſchen Einheiten, einen Aufſatz über die Bedeutung des Wortes poetiſch und Ideen über den Styl geſchrieben hat, die noch nicht im Publicum verbreitet ſind. Man rühmt an dieſem jungen Manne einen höchſt geiſtreichen Scharfſinn, vollkommene Klarheit des Gedankens, tiefes Studium der Alten ſo wie der Neuern. Er hat verſchiedene Jahre der kantiſchen Philoſophie gewidmet, deutſch deßhalb gelernt und ſich den Sprachgebrauch des königsberger Weiſen zu eigen gemacht. Nicht weniger hat er andere deutſche Philoſophen ſtudirt, ſo wie unſere vorzüglichſten Dichter.

Von dieſem hofft man daß er jenen Streit beylegen und die Mißverſtändniſſe aufklären werde die ſich täglich mehr verwirren.

Eine gar eigene Betrachtung hierüber veranlaßt ein merkwürdiger Fall. Monti, Verfaſſer von Ariſtodem und Cajus Gracchus, Ueberſetzer der Ilias, kämpft eifrig und kräftig auf der klaſſiſchen Seite. Seine Freunde und Verehrer ſtehen dagegen für die romantiſche Parthey und verſichern, ſeine eignen beſten Werke ſeyen romantiſch, und bezeichnen ſolche namentlich, worüber der koſtbare Mann, höchſt verdrießlich und aufgebracht, das ihm zugedachte falſche Lob gar nicht anerkennen will.

Und doch ließe ſich dieſer Widerſtreit ſehr leicht heben, wenn man bedenken wollte daß jeder, der von Jugend an ſeine Bildung den Griechen und Römern verdankt, nie ein gewiſſes antikes Herkommen verläugnen, vielmehr jederzeit dankbar anerkennen wird was

er abgeſchiedenen Lehrern ſchuldig iſt, wenn er auch ſein ausgebildetes Talent der lebendigen Gegenwart unaufhaltſam widmet und, ohne es zu wiſſen, modern endigt wenn er antik angefangen hat.

Eben ſo wenig können wir die Bildung verläugnen die wir von der Bibel hergenommen haben, einer Sammlung bedeutender Documente, welche bis auf die letzten Tage einen lebendigen Einfluß hat, ob ſie uns gleich ſo fern liegt und ſo fremd iſt, als irgend ein anderes Alterthum. Daß wir ſie näher fühlen kommt daher, weil ſie auf Glauben und höchſte Sittlichkeit wirkt, da andere Literaturen nur auf Geſchmack und mittlere Menſchlichkeit hinleiten.

In wiefern nun die italiäniſchen Theoretiker ſich in Güte vereinigen können wird die Zeit lehren. Gegenwärtig iſt noch keine Ausſicht dazu; denn weil, wie nicht zu läugnen

iſt, in dem romantiſchen Weſen manches Abſtruſe vorkommt, was nicht gleich einem jeden klar wird, vielleicht auch mancher Mißgriff obwaltet, den man eben nicht vertheidigen kann, ſo iſt die Menge gleich fertig, wenn ſie alles was dunkel, albern, verworren, unverſtändlich iſt, romantiſch nennt; hat man ja auch in Deutſchland den edleſten Titel eines Natur-philoſophen, frecher Weiſe, zum Spitz- und Schimpfnamen entwürdigt!

Wir thun deßhalb ſehr wohl, wenn wir auf dieſe Ereigniſſe in Italien Acht haben, weil wir, wie in einem Spiegel, unſer vergangenes und gegenwärtiges Treiben leichter erkennen, als wenn wir uns nach wie vor innerhalb unſeres eigenen Zirkels beurtheilen. Beobachten wollen wir daher was in Mayland einige gebildete liebenswürdige Geiſter noch unternehmen, die, mit geſitteten und ſchicklichen Manieren, die verſchiedenen Partheyen einander anzunähern und auf den wahren Stand-

punct zu leiten gedenken. Sie kündigten ein Journal an das der Vermittler heißen ſollte, deſſen Program aber ſchon mit widerwärtiger Beleidigung empfangen wurde; indeſſen das Publicum, nach ſeiner löblichen Art, über beyde Meinungen ſpottet und dadurch jeden wahren Antheil vernichtet.

Auf alle Fälle jedoch müſſen die Romantiker auch dort in Kurzem die meiſten Stimmen vor ſich haben, da ſie ins Leben eingreifen, einen jeden zum Zeitgenoſſen ſeiner ſelbſt machen und ihn alſo in ein behagliches Element verſetzen. Wobey ihnen denn ein Mißverſtändniß zu gute kömmt, daß man nämlich alles was vaterländiſch und einheimiſch iſt auch zum Romantiſchen rechnet, und zwar deßhalb, weil das Romantiſche an Leben, Sitten und Religion herantritt, wo denn Mutterſprache, Landesgeſinnung als höchſt lebendig und religios erſcheinen muß. Wenn man z. B. anfängt Inſchriften, ſtatt wie bisher in

lateiniſcher Sprache, nunmehr in italiäniſcher zu verfaſſen, allgemeiner Verſtändlichkeit willen; ſo glaubt man dieſes auch dem Romantiſchen zu verdanken; woraus deutlich erhellt, daß unter dieſem Namen alles begriffen ſey was in der Gegenwart lebt und lebendig auf den Augenblick wirkt. Zugleich iſt uns ein Beyſpiel gegeben: daß ein Wort durch Gebrauchsfolge einen ganz entgegengeſetzten Sinn annehmen kann, da das eigenlich Romantiſche unſeren Sitten nicht näher liegt als Griechiſches und Römiſches.

Der ſo eben mitgetheilte Aufſatz war ſchon vor mehreren Monaten aus Privatnachrichten entwickelt, und hätte dem vorigen Hefte als Neuigkeit hinzugefügt werden ſollen. Nun ſind aber zeither, außer dem angeführten Conciliatore, auch die übrigen bezeichneten Schriften uns zur Hand gekommen, die wir, in Hoffnung unſern Leſern Nützliches und Erfreuliches vorlegen zu können, treulich und

fleißig betrachtet haben. Ob in der Zwiſchenzeit von Andern etwas hierüber ins Publicum gebracht worden, iſt uns unbekannt geblieben, wir jedoch glauben unſere Pflicht deßhalb mit wenigen allgemeinen Betrachtungen zu erfüllen.

Eine jede Theorie, ſie ſey von welcher Art ſie wolle, ſetzt eine Unterlage voraus, irgend etwas in der Erfahrung Gegebenes, welches man ſich ſo gut als möglich zurecht legen möchte. Von Ariſtoteles bis auf Kant muß man erſt wiſſen was dieſen außerordentlichen Menſchen zu ſchaffen machte, ehe man nur einigermaßen begreift warum ſie ſich ſo viel Mühe gegeben.

Jene neueren mayländiſchen Schriften alſo mögen wir mit dem beſten Willen, mit redlichſter Sorgfalt leſen, ſo können wir doch nicht klar einſehen, warum und wozu ſie geſchrieben ſind? was dieſen Streit aufregt, was ihm Intereſſe giebt und ihn lebendig er-

hält? Wenigſtens wüßten wir darüber nicht mehr zu ſagen, als was im Vorſtehenden ſchon geäußert worden und man müßte eine geraume Zeit an Ort und Stelle zubringen, um davon ausreichende Nachricht zu geben.

Eine große herrliche Stadt, die ſich vor kurzem noch als das Haupt Italiens anſehen durfte, die der großen Zeit noch mit einigem Gefallen gedenken muß, hegt in ihrem Buſen, der köſtlichen Bild- und Bauwerke nicht zu gedenken, ſo mannigfaltig lebendige Kunſterzeugniſſe, von denen wir guten Deutſchen uns keinen Begriff machen. Um ihr Urtheil darüber zu begründen, ſondern ſie, den Franzoſen ähnlich, doch liberaler, ihre Darſtellungen in verſchiedene Rubriken. Trauerſpiel, Luſtſpiel, Oper, Ballet, ja Decoration und Garderobe ſind abgeſonderte, obgleich in einander greifende Kunſtfächer, deren jedem das Publicum und, in ſofern er zum Worte kommt, der Theoriſt, innerhalb gewiſſer Begränzungen,

eigene, beſondere Rechte und Befugniſſe zugeſteht. Hier ſehen wir verboten was dort erlaubt, hier bedingt was dort frey gegeben iſt. Aber alle dieſe Meynungen und Urtheile ſind auf unmittelbare Anſchauung gegründet, durch einzelne Fälle veranlaßt und ſo ſprechen Aeltere und Jüngere, mehr oder weniger Unterrichtete, frey oder befangen, leidenſchaftlich hin und wieder, über allgemein bekannte Mannigfaltigkeiten des Tages. Hieraus ſieht man denn, daß nur der Gegenwärtige, Mitgenießende allenfalls mit zu urtheilen hätte; und vielleicht nicht einmal der gegenwärtige Fremde, der in die Fülle eines ihm unerklärlichen Zuſtandes hineinſpringt und ſeine Anſichten dem Augenblick, der auf dem Vergangenen ruht, wohl ſchwerlich gerecht und billig fügen könnte.

Mit den heiligen Hymnen des Alexander Manzoni iſt es ſchon ein etwas anderer Fall. Wenn ſich über mannigfaltige Vorkommenheiten der Zeit die Menſchen entzweyen;

ſo vereinigt Religion und Poeſie, auf ihrem ernſten tiefern Grunde die ſämmtliche Welt. Vorbenannte Gedichte waren uns überraſchend, obgleich nicht fremdartig.

Wir geſtehen Herrn Manzoni wahres poetiſches Talent mit Vergnügen zu, Stoff und Bezüge ſind uns bekannt; aber wie er ſie wieder aufnimmt und behandelt, erſcheint uns neu und individuell.

Es ſind überhaupt nur vier Hymnen, welche nicht mehr als drey und dreyßig Seiten einnehmen, und folgendermaßen geordnet: Die Auferſtehung, das Grundergebniß der chriſtlichen Religion; das eigentlichſte Evangelium. Der Name Maria, durch welchen die ältere Kirche jede Ueberlieferung und Lehre höchſt anmuthig zu machen weiß. Die Geburt, als die Morgenröthe aller Hoffnungen des Menſchengeſchlechts. Die Paſſion, als Nacht und Finſterniß aller Erdenleiden,

in welche die wohlthätige Gottheit ſich, einen Augenblick, zu unſerm Heil verſenken mochte.

Dieſe vier Hymnen ſind verſchiedenen Ausdrucks und Tons, in verſchiedenen Sylbenmaßen abgefaßt, poetiſch erfreulich und vergnüglich. Der naive Sinn beherrſcht ſie alle; aber eine gewiſſe Kühnheit des Geiſtes, der Gleichniſſe, der Uebergänge zeichnen ſie vor andern aus und locken uns immer näher mit ihnen bekannt zu werden. Der Verfaſſer erſcheint als Chriſt ohne Schwärmerey, als römiſch-katholiſch ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte. Doch ganz ohne Bekehrungstrieb darf der Dichter ſich nicht zeigen, dieſer wendet ihn aber, auf eine anmuthige Weiſe, gegen die Kinder Iſrael, denen er freundlich vorwirft: Maria ſey doch aus ihrem Stamme geboren und ſie wollten allein einer ſolchen Königin die Huldigung verſagen, die eine ganze Welt ihr zu Füßen legt.

Dieſe Gedichte geben das Zeugniß, daß ein Gegenſtand ſo oft er auch behandelt, eine

Sprache wenn ſie auch Jahrhunderte lang durchgearbeitet worden, immer wieder friſch und neu erſcheinen, ſobald ein friſcher jugendlicher Geiſt ſie ergreifen, ſich ihrer bedienen mag.

II.

Urtheilsworte franzöſiſcher Kritiker.

Unter dieſer Rubrik hatte ich im dritten Hefte gegenwärtiger Zeitſchrift ein Verzeichniß eingerückt, wo freylich ſehr viele Worte des Tadels gegen kärgliche Worte des Lobes erſcheinen. Hierüber hat der Vrai Libéral unterm 4ten Febr. 1819 ſich beſchwert und mich einer Ungerechtigkeit gegen die franzöſiſche Nation beſchuldigt. Er thut dieß jedoch mit

ſo vieler Anmuth und Artigkeit, die mich beſchämen würde, wenn nicht hinter meiner Mittheilung jener Worte ein Geheimniß verborgen läge, deſſen Entdeckung ich ihm und meinen Leſern hiermit vorzubringen nicht ermangle.

Ich bekenne daher ganz ohne Anſtand, daß der Correſpondent des wahren Freyſinnigen zu Brüſſel ganz mit Grund bemerkt: wie unter den von mir angegebenen Tadelsworten ſich manche wunderliche befinden die man eben nicht erwartet hätte; ferner, daß an den Worten des Lobes mehrere fehlen die einem jeden ſogleich einfallen ſollten. Wie dieſes zu erklären mag die Geſchichte deutlich machen, wenn ich erzähle wie ich zu jenem Verzeichniß eigentlich veranlaßt wurde.

Als vor vierzig Jahren Herr von Grimm ſich in der damals ausgezeichneten geiſt- und talentvollen pariſer Geſellſchaft einen ehren-

vollen Zutritt gewonnen und für ein Mitglied eines ſo außerordentlichen Vereins wirklich anerkannt wurde, beſchloß er ein Tagesblatt, ein Bulletin literariſchen und weltgefälligen Inhaltes, ſchriftlich zu verſenden an fürſtliche und reiche Perſonen in Deutſchland, um ſie, gegen bedeutende Vergeltung, von dem eigentſten Leben der pariſer Zirkel zu unterhalten, nach deren Zuſtänden man äußerſt neugierig war, weil man Paris als den Mittelpunct der gebildeten Welt wirklich anſehen konnte. Dieſe Tagesblätter ſollten nicht nur Nachrichten enthalten, ſondern es wurden die herrlichſten Arbeiten Diderots: die Kloſterfrau, Jacob der Fataliſt u. ſ. w. nach und nach, in ſo kleinen Portionen zugetheilt, daß Neugierde, Aufmerkſamkeit und jedes gierige Beſtreben, von Sendung zu Sendung, lebendig bleiben mußte.

Auch mir war, durch die Gunſt hoher Gönner, eine regelmäßige Mittheilung dieſer Blät-

ter beſchieden, die ich mit großem Bedacht eifrig zu ſtudiren nicht unterließ. Nun darf ich mir wohl nachrühmen, daß ich von jeher die Vorzüge der Menſchen und ihrer Productionen willig anerkannt, geſchätzt und bewundert, auch mich daran dankbar auferbaut habe. Deßhalb mußte mir in der Grimmiſchen Correſpondenz gar bald auffallen, daß, in Erzählung, Anekdote, Charakterſchilderung, Darſtellung, Urtheil, durchaus mehr Tadel als Lob zu bemerken ſey, mehr ſcheltende als ehrende Terminologie vorzukommen pflege. Wohlgelaunt begann ich eines Tages, zum Vortheil meiner Betrachtung und eigenen Unterrichts, jene ſämmtlichen Ausdrücke auszuziehen, auch in ſpäterer Zeit zu ſondern und alphabetiſch zu ordnen, halb im Scherz, halb im Ernſt, und ſo blieben ſie viele Jahre bey mir liegen.

Da nun endlich die Grimmiſche Correſpondenz in öffentlichem Druck erſchien, las ich ſolche, als ein Document vergangener Zeit, mit

Sorgfalt abermals durch und ſtieß gar bald auf manchen früher von mir bemerkten Ausdruck. Wobey ich mich denn aufs Neue überzeugen konnte, daß der Tadel bey weitem das Lob überwog. Da ſuchte ich nun die ältere Arbeit vor und ließ ſie, geiſtiger Anregung willen, die mir denn auch nicht mißlang, gelegentlich abdrucken. Bemerken muß ich jedoch, daß ich der Sache eine neue Aufmerkſamkeit zu ſchenken im Augenblick nicht mehr vermochte, deßhalb denn manches Wort des Lobes und Tadels, welches mir entgangen, in dieſem voluminoſen Werk zu finden ſeyn möchte.

Damit nun aber nicht der Vorwurf, welcher eine ganze Nation zu treffen ſchien, auf einem einzigen Schriftſteller haften bleibe; ſo behalten wir uns vor nächſtens im Allgemeinen über dieſen höchſt wichtigen literariſchen Gegenſtand zu ſprechen.

Der Pfingſtmontag,

Luſtſpiel in ſtraßburger Mundart, fünf Aufzügen und Verſen. Straßburg 1816.

Das große Verdienſt dieſes Kunſtwerks um die deutſche Sprache, jenen bedeutenden ſtraßburger Dialect, und nebenher die verwandten oberdeutſchen, lebhaft und ausführlich dargeſtellt zu haben, iſt wohl eben Urſache daß es nicht nach ſeinem eigentlichen Werthe allgemein beachtet werden kann: denn, indem es jenen Kreis vollkommen ausfüllt, verſchließt es ſich vor dem übrigen Vaterlande; wir wollen daher verſuchen deſſen Vorzüge unſern ſämmtlichen lieben Landsleuten eingänglicher und anſchaulicher zu machen.

„In jeder Volksmundart, ſagt der Verfaſſer, ſpricht ſich ein eigenes inneres Leben aus, welches, in ſeinen Abſtufungen, eine beſondere National-Charakteriſtik darbietet.“ Dabey drängte ſich uns folgende Betrachtung auf. Wenn man auch keineswegs den Nutzen abläugnen darf, der uns durch ſo manche Idiotiken geworden iſt, ſo kann man doch nicht abläugnen daß jene, ſo eben berührten, in einer lebendigen, lebhaft gebrauchten Sprache unendlich mannigfaltigen Abſtufungen unter der Form eines alphabetiſchen Lexicons nicht bezeichnet werden können, weil wir nicht erfahren wer ſich dieſes oder jenes Ausdrucks bedient und bey welcher Gelegenheit? Deßwegen wir auch in ſolchen Wörterbüchern hie und da die nützliche Bemerkung finden: daß z. B. ein oder das andere Wort von gemeinem und gemeinſtem Volke, wohl auch nur von Kindern und Ammen gebraucht werde.

Die Unzulänglichkeit einer ſolchen Behandlung hat ein, mit dem ſtraßburger Volks-

kreiſe von Jugend auf innigſt bekanntes Talent wohl und tief gefühlt, und uns ein Werk geliefert, das an Klarheit und Vollſtändigkeit des Anſchauens und an geiſtreicher Darſtellung unendlicher Einzelnheiten wenig ſeines Gleichen finden dürfte. Der Dichter führt uns zwölf Perſonen aus Straßburg und drey aus der Umgegend vor. Stand, Alter, Charakter, Geſinnung, Denk- und Sprechweiſe contraſtiren durchaus, indem ſie ſich wieder ſtufenartig an einander fügen. Alle handeln und reden vor uns meiſt dramatiſch lebhaft; weil ſie aber ihre Zuſtände ausführlich entwickeln ſollen, ſo neigt ſich die Behandlung ins Epiſche, und, damit uns ja die ſämmtlichen Formen vorgeführt werden, weiß der Verfaſſer den anmuthigſten lyriſchen Abſchluß herbey zu leiten. Die Handlung iſt in das Jahr 1789 geſetzt, wo das althergebrachte ſtraßburger Bürgerweſen ſich gegen neuernden Einfluß noch einigermaßen derb und zäh bewahren konnte; und ſo wird uns das Werk doppelt wichtig, weil es

das Andenken eines Zuſtandes erhält, welcher ſpäter, wo nicht zerrüttet, doch gewaltſam durch einander gerüttelt worden. Die auftretenden Charaktere ſchildern wir kürzlich der Reihe nach.

Starkhans, Schiffsbauer und großer Rathsherr; tüchtiger Bürger, folgerechter Hausvater, aufs zärtlichſte gegen ſeine einzige Tochter geſinnt. Ein jüngerer Sohn, Danielchen, kommt nicht zum Vorſchein und ſpielt ſchon durch ſein Außenbleiben eine Rolle. Dorthe, ſeine Gattin; wackere Hausfrau, ſtrenge Wirthſchafterin; gar vielem was ſie mißbilligt mit Heftigkeit begegnend und widerſtrebend. Liſſel, ihre Tochter; reines, bürgerliches Naturkind, gehorſam, theilnehmend, wohlthätig, unſchuldig liebend, ſich an ihrer Liebe mit Verwunderung erfreuend. Mehlbrüh, Feuerſpritzenmacher und kleiner Rathsherr; in Sprüchwörtern redend, und als Mechanikus ſich höher verſteigend, an Sympathie

glaubend, nicht weniger an Phyſiognomik und dergleichen. Roſine, deſſen Gattin; verſtändige gemächliche Frau, ihrem Sohn eine vortheilhafte, wo möglich reiche Heyrath wünſchend. Er iſt Wolfgang genannt, Magiſter und Abendprediger; im Beſitz hochdeutſcher Sprache und Bildung; einfachen, vernünftigen, verſtändigen Sinnes, fließender, löblicher Unterhaltung. Chriſtinel; Mädchen von zwanzig Jahren, und doch leider ſchon die älteſte ihrer Geſpielinnen; guter Art, aber eifrig und liſtig, gewandt, nach Heyrath ſtrebend. Licentiat Mehlbrüh; Hageſtolz, Karrikatur eines alten, halbfranzöſirten, mittelbürgerlichen Straßburgers. Reinhold, Mediciner Doctorand, von Bremen gebürtig; vollendete deutſche Cultur und Sprache, einigermaßen enthuſiaſtiſch, halbpoetiſchen Ausdrucks. Frau Prechtere; mäßige Frau, um ihrer Tochter willen lebend. Klärl; gleich als unglückliche Liebhaberin auftretend, dem jungen geiſtlichen Wolfgang mit Herz

und Seel ergeben. Rein und ſchön wie Liſſel, an auffallend=würdiger Geſtalt ihr vorzuziehen; auf einer höhern Stufe der Empfindung des Gedankens und Ausdrucks. Gläßler, von Kaiſersberg; Kaufmann, in Colmar wohnhaft, Meiſterſtück eines wackern, in einer Stadt zweyter Ordnung ausgebildeten Charakters. Bärbel, Nachbarin; rohſte, heftigſte, mit Schimpf- und Drohworten freygebigſte Perſon. Bryd, Magd bey Starkhans; neunzehnjährig; reine, derbe Mägdenatur, heiter und artig; mit der Frau im Widerſtreit, Herrn und Tochter aufrichtig ergeben. Chriſtlieb, Pfarrer aus dem Ortenauiſchen, Klaus aus dem Kochersberg, kommen erſt gegen das Ende, um mit Gläßler Dialect und Charakter der Umgegend darzuſtellen.

Nunmehr zeichnen wir vor allen Dingen den Gang des Stücks, um alsdann weitere Betrachtungen folgen zu laſſen. Hiebey iſt

unſere Hauptabſicht, denen die es leſen, durch einen allgemeinen Begriff des Inhalts jeder Scene, über die einzelnen Sprachſchwierigkeiten hinauszuhelfen.

Erſter Aufzug.

(Pfingſtſonntag Nachmittag. Starkhans Wohnung.) Frau Dorthe ſchilt ihre Tochter Liſſel ſehr heftig, daß ſie einen Spatziergang mit den Eltern ausſchlägt, worauf ſie ſich doch vor kurzem ſo ſehr gefreut habe. Der Vater nimmt ſich des Mädchens an, der die Thränen in die Augen kamen. Die Mutter läßt ſich begütigen und geht mit dem Vater allein ſpatzieren. Kaum iſt Liſſel von ihnen befreyt, ſo erklärt ſich daß ſie einen Liebhaber in allen Ehren erwarte, von deſſen holder, tüchtiger Perſönlichkeit ſie ganz und gar durchdrungen iſt. Nur bedauert ſie, daß er das wunderliche Hochdeutſch rede, worin ſie ſich nicht ſchicken könne. Sie wünſcht in Deutſchland erzogen zu ſeyn und nicht in einer unglücklichen

Penſion an der lothringer Gränze, wo ſie weder deutſch noch franzöſich gelernt. Chriſtinel kommt und will den zaudernden Liebhaber verdächtig machen. Liſſel vernimmts nicht, und da Reinhold hereintritt iſt ſie voll ſtiller Freude. Seine geſuchte ſchwülſtige Rede bleibt den guten Mädchen unverſtändlich, ſie legen ſichs gar wunderlich aus. Eben ſo verſteht er ſie nicht, als ſie verlangen daß er ſie auf dem Spatziergang begleiten ſoll. Endlich werden ſie einig; Liſſel will nur noch den jüngeren verzogenen Bruder, Danielele, abwarten, um ihn, wie ſie den Eltern verſprochen, mitzunehmen. Reinhold ſoll indeſſen ſeinen Freund Wolfgang herbeyholen. Der deutſchfranzöſiſche Licentiat tritt auf, er merkt den Mädchen ſogleich ab, daß ſie einen Spatziergang vorhaben und droht ſie überall hin zu verfolgen. Durch ein Mährchen von einer Officiersleiche werden ſie ihn los. Chriſtinel entfernt ſich für einen Augenblick. Herr Mehlbrüh und Frau Roſine treten auf, ſie quälen

Liſſeln mit einer nahen Heyrath, ohne den Bräutigam zu nennen, und da ſie mit ihnen zu ſpatzieren gleichfalls ablehnt, gehen ſie weiter. Chriſtinel tritt zu Liſſel, die mit großen Freuden für bekannt annimmt daß ſie mit Reinhold werde verheyrathet werden. Die Freundin aber behauptet, es ſey der Wolfgang gemeint. Chriſtinel bleibt allein und es ergiebt ſich daß ſie auf Reinholden ſelbſt Abſicht habe. Dieſer und Wolfgang treten auf, die Jünglinge bequemen ſich zur ſchlichten Proſe, damit das Mädchen ſie verſtehe. Sie gebraucht nun die Liſt erſt von Wolfgang ein Bekenntniß herauszulocken daß er liebe. Der Freund dem er nichts davon vertraut, verwundert ſich befremdet, und ſie ſagt ihnen keck und kühn ins Geſicht: der Gegenſtand ſey Liſſel. Reinhold, über den Verrath ſeines Freundes aufgebracht, entfernt ſich, Wolfgang ihm nach, Chriſtinel überlegt was weiter zu thun? Nachdem auch ſie den Platz verlaſſen treten beyde Freunde wieder auf, und es erklärt ſich daß

Wolfgang in Klärchen verliebt ſey, jetzt nur gegen ſie zurückhaltend, weil er die Einwilligung ſeiner Eltern, die ihn freylich an das reichere Liſſel zu verheyrathen wünſchten, erſt durch Vorſprache bedeutender Gönner müſſe zu erlangen bemüht ſeyn.

Zweyter Aufzug.

(Starkhans Wohnung bleibt.) Bryd legt Frau Dorthen die Marktrechnung ab; die ſtrenge haushälteriſche Knauſerey zeigt ſich an dieſer, an jener eine hübſche, reine Mägdehaftigkeit. Bryd bleibt allein und ſpricht mit wenigen Worten das Lob des Hausherrn und der Jungfer. Der Licentiat tritt zu ihr und beginnt gleich etwas antaſtlich zu ſcharmiren; das Mädchen, neckiſch gewandt, weicht aus, er verliert das Gleichgewicht, fällt zu Boden und verrückt Anzug und Kopfputz. Bryd ſchickt ſich an ihn wieder herzuſtellen, und im Geſpräch wird verplaudert daß Liſſel den

Reinhold heyrathen werde. Er ſelbſt ſcheint Abſicht auf das Mädchen zu haben, und als Frau Dorthe hereintritt bringt er ſeine Werbung an, fährt aber ab. (Andere bürgerliche Wohnung). Frau Prechtere und Klärl. Letztere kündigt ſich an als liebend und leidend. Nie iſt eine volle, herzliche, auf das Verdienſt des Geliebten gegründete Leidenſchaft ſchöner ausgedrückt worden, die Sorge ihn zu verlieren nie rührender. Die Mutter tröſtet ſie im Allgemeinen und räth ihr die Liebe Gläßlers aus Colmar nicht ganz abzuweiſen. Der Licentiat kommt herein und, da man des Mädchens Zuſtand durch ein Kopfweh entſchuldigt, iſt er mit Recepten freygebig; noch freygebiger mit Katzengeſchichten, als die Mutter, um ſeine Fragen abzulehnen, vorgiebt: es ſey der Tochter eine geliebte Katze geſtorben. Für Ungeduld läuft das Mädchen fort. Liſſels Heyrath kommt zur Sprache, Gläßler und Chriſtinel treten auf, jener iſt herzlich und heftig verliebt in Klärl und er-

hebt ihr Verdienſt faſt ausſchließlich. Der Licentiat behauptet: in Straßburg gäb' es dergleichen viel, das komme von der guten Kinderzucht, die er umſtändlich ausführt und deßhalb von Gläßlern für einen Fmilienvater gehalten werden muß. Nun aber wird er lächerlich indem er ſich als Hageſtolzen bekennt, doppelt aber als Klärl und Chriſtinel eintreten und er umſtändlich erzählt wie ihn die Mädchen myſtificirt. Gläslers treu-bürgerliche Liebe bricht wieder lakoniſch-unſchätzbar hervor. Der Licentiat tadelt ihn deßhalb nicht, weil in Colmar ſolche Mädchen, wegen Mangel an Gelegenheit zu ihrer Ausbildung, nicht gefunden würden; auch überhaupt es dort nicht ſonderlich beſtellt ſey. Gläßlers colmariſcher Patriotismus äußert ſich eben ſo derb und tüchtig wie ſeine Liebe; er fragt: ob ſie in Straßburg einen Pfeffel hätten? und wird im Hin- und Wiederreden heftig, grob und drohend. Frau Prechtere verbittet ſich ſolchen Lerm in ihrem Hauſe. Licentiat

entfernt ſich. Chriſtinel, nach ihrer anſchmiegenden Weiſe, erkundigt ſich bey Gläßlern nach Colmar und der Umgegend; er beſchreibt das Oberelſaß lakoniſch, deſſen Berge, Schlöſſer, Hügel, Thäler und Flächen; es erſcheint vor unſerer Einbildungskraft weit und breit und genußvoll. Aber er hat auch ſelbſt Pferde, um ſeine Freunde und ſeine Gäſte, die er hiermit einlädt, überall herumzukutſchieren. Chriſtinel hilft ihm ſchmeichleriſch nach, Klärl nur lakoniſch und begiebt ſich, ein Uebelſeyn vorwendend, mit der Freundin weg. Frau Prechtere geſteht Gläßlern: daß ihre Tochter ſich um Wolfgang gräme. Gläßler antwortet: es ſey ihm ganz recht: denn wenn jener ſie verlaſſe, könne ſie ihn ja haben. Gläßler allein drückt ſeine Liebesqual gar wunderlich aus. Reinhold tritt hinzu und da er hört Klärl ſey krank, fragt er leidenſchaftlich, warum man Wolfgang nicht hole. Dabey ergiebt ſich daß dieſer nicht untreu ſey und daß Gläßler wohl auf Klärl Verzicht thun müſſe. Der

Gute von Colmar in Verzweiflung geht ab. Reinhold, allein bleibend, macht verſtändige, zarte Betrachtungen über den gegenwärtigen Zuſtand der ſämmtlichen Liebenden, wodurch das Künftige glücklich vorbereitet wird.

Dritter Aufzug.

(Mehlbrühs Wohnung). Man hat Gäſte zum Abendeſſen geladen. Frau Dorthe findet ſich ein, entſchuldigt bey Frau Roſinen daß ſie das liebe Danielele, welches noch immer nicht zu ſehen iſt, nicht mitbringen können. Auf Kinderſpiele, denen das liebe Söhnlein unmäßig ergeben, wendet ſich nun das Geſpräch. Sie ſehen hierauf durchs Fenſter Baſe Bärbel herankommen und reden gleich Uebels genug von ihr. Sie tritt auf, zeigt ſich als leidenſchaftlich gemein, ſchüttet ihren Haß gegen Reinhold aus, ſchildert ihn als Trunkenbold und von den ſchlechteſten Sitten. Endlich entdeckt ſich's woher ihre Wuth ſich

ſchreibe! Er hat nämlich einmal, ſie nicht kennend, gefragt, oder ſoll gefragt haben: Wer iſt denn die dort, die rothen Puder braucht? d. h. die rothe Haare hat. Dieſes gehe nun an allen Brunnen und auf allen Märkten umher, da ſie doch gar wohl noch zu den Blonden gehöre. Ihre Raſerey hat keine Gränzen, ſie droht ihm aufpaſſen, ihn ausprügeln zu laſſen. Nun bleiben die beyden Frauen allein. Bärbels Herkunft, Schickſal und unglückliche Erziehung wird meiſterhaft geſchildert und abgeleitet. Sodann äußert Frau Roſine den Argwohn, daß Liſſel ihren Sohn Wolfgang eigentlich nicht liebe, ſondern Reinholden. Vergebens will Frau Dorthe es ihr ausreden, die Differenz läßt ſich nicht heben; einig aber als Hausfrauen eilen ſie zu ſehen ob der Abendtiſch gut gedeckt und beſtellt ſey? Mehlbrüh und Reinhold kommen als Gäſte. Beym Erwähnen eines kranken Kindes in der Familie gerathen ſie auf die Medizin. Mehlbrüh bekennt ſeinen Glauben

an Sympathie und an einen Miſchmaſch wahrer und erträumter Wunderkräfte der Natur. Ingleichen hält er viel auf Phyſiognomik. Er geht ins Tafelzimmer. Reinhold, zurückbleibend, hält eine Lobrede auf Straßburg und deſſen Bewohner, ſchätzt ſein Glück hier zu heyrathen, ſich anzuſiedeln. Wolfgang kommt. Reinhold berichtet wie er die entſchiedene Leidenſchaft Klärchens zu ſeinem Freund entdeckt. Die beyden Liebhaber ſchildern und loben ihre Mädchen wechſelſeitig, und begeben ſich zum Abendeſſen. Bärbel und Chkiſtinel treten auf und muſtern die geladenen, eingetroffenen und ausgebliebenen Gäſte, denen ſie auf das Schlimmſte mitſpielen. Bärbel bleibt allein und entdeckt ihren Vorſatz Reinholden, wenn er vom Eſſen weggehen werde, überfallen zu laſſen. In dieſem Sinne entfernt ſie ſich. Der Licentiat trit auf und, da er ſeine Abſichten auf Liſſel immer noch durchzuſetzen gedenkt, iſt ihm eine Nachricht ganz willkommen: Reinhold habe falſche Wech-

ſel geſchmiedet, und werde deßhalb mit Steck-briefen verfolgt.

Vierter Aufzug.

(Mehlbrühs Haus bleibt.) Frau Dorthe und Mehlbrüh treten auf, ſie glauben dem Gerücht daß Reinhold ein Schelm ſey, und beſchließen daß beyde Familien ſich vor ihm in Acht nehmen ſollen, bis der Handel aufgeklärt iſt. (Starkhans Wohnung.) Er und Liſſel kommen. Der Vater giebt ihr ſcherzhaft zu rathen auf, was er ihr für ein Geſchenk beſtimme? Nachdem er ſie lange hingehalten löſ't er endlich das Räthſel und ſagt: es ſey ein Mann! Liſſel, nur an Reinhold denkend, läßt es ohne weiters gelten. Für ſich allein drückt ſie ihr Entzücken gar anmuthig aus. Die Mutter kommt, auch dieſe ſpricht von einem Manne; es erklärt ſich aber bald daß Wolfgang gemeynt ſey. Von dieſem will Liſſel ein für allemal nichts wiſſen. Mutter und Tochter verzürnen ſich. Starkhans

tritt in den Lerm herein und da er etwas zu tief ins Glas geguckt wird die Sache nicht beſſer. Das Mädchen geht weinend zu Bette; Vater und Mutter machen ſich wegen der Kinderzucht Vorwürfe und entfernen ſich. Der Licentiat kommt in ſchmutzigen und elenden Umſtänden, geführt von Gläßler, Chriſtinel und Bryd. Er iſt denen von Bärbeln angeſtellten Aufpaſſern in die Hände gerathen, doch, da ſie ihn bald als den Unrechten erkannten, nur oberflächlich übel zugerichtet worden. Man hilft ihm wieder zurechte und bringt ihn weg. Mehlbrüh, ob es gleich ſchon Nacht iſt, kommt zu Starkhans, offen zu erklären: daß Wolfgang in eine Heyrath mit Liſſel nicht einſtimme, und da, im Verlauf des Geſprächs, das Vermögen beyder Familien in die Rede kommt, entzweyen ſich die Väter aufs Heftigſte; ſodann machen es die beyden Mütter nicht beſſer und Frau Roſine zeigt ſich zuletzt entſchieden, ihren Sohn zu keiner Heyrath zwingen zu wollen.

Fünfter Aufzug.

(Pfingſtmontag Morgen, öffentlicher Platz.) Die beyden Freunde treten auf, und in welcher Lage die Liebesangelegenheiten ſich befinden wird klar. (Mehlbrühs Wohnung.) Wolfgangs Eltern, hört man, ſind durch Herrn Stettmeiſter bewogen worden in die Verbindung mit Klärchen zu willigen; ſie fühlen ſich über die Ehre, die eine hohe Magiſtrats-Perſon ihrem Wolfgang ſowohl als ſeiner Geliebten, durch Lob und Theilnahme, bewieſen, höchſt entzückt, und der Vater findet des Sohnes eintretende Braut, die er zum erſtenmal ſieht, ſelbſt bedeutend ſchön. Eine kurze aber höchſt liebliche Scene. (Starkhans Garten.) Licentiat erklärt, monologirend, daß er die Heyrath Gläßlers und Chriſtinels durch eine Ausſtattung begünſtigen werde, da ihr Vormund erſt in einem Jahr, wenn ſie majorenn geworden, ſeine Zuſtimmung geben wolle. Gläßler und deſſen Geliebte haben ſich um

ihn, bey dem Unfall von geſtern Abend, ſehr verdient gemacht, er will ſie glücklich wiſſen, da er ſelbſt vom Heyrathen abgeſchreckt iſt. Starkhans und Frau Dorthe treten höchſt vergnügt auf. Reinhold iſt aller Schuld entbunden, der Steckbrief galt einem Landläufer, und ein Brief von Reinholds Vater an Starkhans iſt angekommen. Dieſer, Senator von Bremen und Doctor Juris, hält den Rathsherrn von Straßburg auch für einen entſchiedenen Juriſten und graduirten, titulirt ihn Hochwohlgeboren, wodurch der Schiffsbauer ſehr geſchmeichelt iſt und dem Anſuchen Reinholds um Liſſel nicht mehr widerſtehen kann. Die Geſellſchaft verſammelt ſich, manche angenehme, aufklärende Familienunterhaltung wird gepflogen.

In dieſer frohen Stunde erinnern ſich endlich die beyden Väter, daß ſie noch zu den letzten alten Meiſterſängern gehören, die auf der Herrenſtube bis 1781 geſungen haben.

Pfarrer Chriſtlieb aus Ortenau tritt auf, da ſie ſich ſchon feyerlich niedergelaſſen. Ein liebenswürdiger junger Mann, der den Tod einer angebeteten Braut nicht verwindet. Aufgefordert ſingt er ein ſehnſüchtiges Lied in hochdeutſcher Sprache; Wolfgang preiſt gleichermaßen eine glückliche Liebe; Reinhold die gegenwärtige feſtliche Geſelligkeit; Starkhans feyert, im Elſaſſer Dialect, das Lob der Stadt Straßburg und, damit es an Lächerlichem nicht fehle, trägt der Licentiat ein Gedicht vor mit falſch accentuirten Endreimen wie es wohl halbgebildeten Menſchen begegnet, die, in ungeſchicktem Buchſtabiren ſich verwirrend, Quantität und Betonung falſch nehmen. Bäueriſch gemein, aber wacker, beſingt Klaus das Lob ſeiner Annamey. Heiter aufgeregt durch ſoviel Anmuthiges giebt Mehlbrüh endlich ſeine Einwilligung in die Heyrath Gläßlers und Chriſtinels; zum Schluß aber, um das Feſt vollkommen zu krönen, fahren Herr Stettmeiſter und Herr Ammeiſter, als Brautführer,

an den Garten an. Die Geſellſchaft zieht ihnen mit Blumenſträußen entgegen und ſo iſt Pfingſtmontag, der ſtarkhanſiſchen Eheleute ſilberne Hochzeit, und ſo manche neue Verbindung auf alle Weiſe gefeyert.

Nach vorgetragenem Plan und deſſen Ausführung, von Scene zu Scene, kann wohl verlangt werden, daß wir noch einiges über Technik und Behandlung der vorzüglichſten Motive ſprechen, und da dürfen wir unterrichteten Leſern nicht erſt bemerklich machen daß dem Verfaſſer eine löbliche Kunſtfertigkeit zu Dienſten ſtehe. Er überſchreibt ſein Stück: der Pfingſtmontag und beſchränkt daher, wie billig, die Zeit ſeiner Handlung auf vier und zwanzig Stunden. Sie beginnt Pfingſtſonntag nach Tiſche, die vier erſten Acte dauern bis tief in die Nacht. Erſt, als Entwickelung und Schluß, tritt, mit dem Morgen, Pfingſtmontag hervor. Der Schauplatz iſt abwechſelnd im Hauſe einer der drey Familien, auch

wohl mitunter an einem unbeſtimmt gelaſſenen Orte, und, vom fünften Auftritt des letzten Aufzugs an, in Starkhans Garten, nahe vor dem Thore. Der Verfaſſer hat die Veränderung des Orts nicht über den Scenen angezeigt, wahrſcheinlich um den Freunden der drey Einheiten nicht geradehin die Beweglichkeit ſeiner Localitäten zu bekennen. Allein die Klarheit des Stücks wird hierdurch äußerſt getrübt und wir haben nur mit vieler Mühe den Zweck erreicht in unſerer Darſtellung der Einbildungskraft vorzuarbeiten.

Glücklich und lobenswürdig dagegen iſt der Verfaſſer in Betracht des Sylbenmaßes. Er hat den Alexandriner mit ſtrenger Cäſur gewählt, um den Leſer, beſonders den auswärtigen, wegen Quantität und Betonung ohne Zweifel zu laſſen, welches auch für den aufmerkſamen Liebhaber vollkommen erreicht wird.

Wenden wir uns nun abermals zu dem innern Gehalte des Stücks, ſo ſieht man aus

unſerm Vortrag, wie einfach und wirklich dramatiſch die Anlage des Ganzen ſey. Wenige Hinderungen und Mißverſtändniſſe ſchürzen die unſchuldigen Knoten, die ſich denn auch ganz bürgerlich und natürlich zuletzt wiederauflöſen. Die Manifeſtation der auftretenden Charaktere, die Ankündigung der Figuren die man erwartet, die Bezeichnung der Perſönlichkeiten abweſender und gegenwärtiger Individuen iſt muſterhaft. Das klüglich gebrauchte Mittel, durch liebreiche Scheltworte, die in jenem Dialectskreiſe nicht ſelten ſind, mit ſcheinbarer Ungunſt etwas günſtig zu bezeichnen, iſt erfreulich wirkſam, ſo wie directes, redliches Lob, directe, gehäſſige Mißreden uns mit allen Figuren nach und nach hinlänglich bekannt machen.

Auf gleiche Weiſe, jedoch mit epiſcher Ausführlichkeit, werden wir mit allen häuslichen, geſelligen, örtlichen Zuſtänden bekannt. Die Stadt von einem Ende zum andern,

Straßen und Gäßchen, Plätze und Winkel, Wirths- und Lusthäuser, innen und außen. Zeitvertreib und Spiel der Alten wie der Jungen, Vorurtheil, Aberglaube, Geſpenſter und was nicht ſonſt! alles kommt ausführlich an die Reihe, ſo daß keine dunkle Stelle im ganzen Bilde bleibt. Das gränzenloſe Spazierengehen, das Durcheinander-Rennen der Familienglieder aus einem Hauſe ins andere und die dadurch bewirkte augenblickliche Theilnahme in Freud und Leid, hat der Verfaſſer verſtändig benutzt, um ſeine ſonſt vereinzelt und zerſtückelt erſcheinenden Scenen vor unſerm Gefühl zu motiviren.

Die hochdeutſche Büchersprache der beyden Liebhbaer läßt ſchon darin einen zarten Unterſchied bemerken, daß Wolfgangen eine ruhige Proſe, wie ſie dem proteſtantiſchen Geiſtlichen ziemt, zugetheilt iſt; Reinhold aber einige Floskeln und Phraſen anzubringen pflegt, wodurch er den liebenden, liebenswürdigen

Mädchen unverſtändlich wird. Liſſel iſt das reine ſtraßburger Bürgerkind, in einer dumpfen Erziehungsanſtalt zu St. Didier weder verdorben noch gefördert; Klärle, auf dem rechten Rheinufer gebildet, durch Liebesſchmerz erhöht, und beym Ausdruck der edelſten Gefühle den elſaſſer Dialect nicht verleugnend, begünſtigt einigermaßen den Uebergang zu der reineren Sprache der Liebhaber. Eben ſo zeichnen ſich der große und kleine Rathsherr, Schiffsbauer und Spritzenmacher, von einander aus; jener tüchtig und das Nächſte ſuchend, ſpricht ohne Umſchweif; dieſer, in wunderlichen Liebhabereyen befangen, muß auch mit ſeiner Sprache überall herumtaſten, ſich in Sprüchwörtern vorzüglich gefallen. Nun aber führen uns die Mütter in den innern Haushalt; die Magd auf den Markt, die heftige Nachbarin in die gemeinſten Umgebungen und Verhältniſſe. Der Licentiat Mehlbrüh, beſchränkt und affectirt, giebt die Einmiſchung galliſch - deutſch

ausgeſprochener Worte und alle Unarten jener Zwitterſchaft aufs deutlichſte zu erkennen.

Wir maßen uns nicht an, die durchgängigen Feinheiten alle zu unterſcheiden, zu beurtheilen, aber glauben behaupten zu dürfen, daß unter die genannten Perſonen alle Abſtufungen der Sprache vertheilt ſind, an welchen man Stand, Beſchäftigung und Sitten auf das entſchiedenſte geſondert erkennen kann; deßwegen wir denn dieſem Werke den Ehrennamen eines lebendigen Idiotikons wiederholt zu gewinnen wünſchen.

Und ſo enthalten wir uns auch nicht, nochmals die Menſchenkenntniß des Verfaſſers zu rühmen, der nicht etwa nur die Einſichten in das Gemein-Tägliche darthut, er weiß vielmehr auch das Edle und Erhabene in dieſen reinen Naturmenſchen zu finden und nachzubilden. Fürtrefflich gezeichnet ſind Liſſels Aeußerungen einer ſittlich-ſinnlichen Liebe, Klärls

Trauer über befürchteten Verluſt eines einzig geſchätzten Mannes; die Einführung Klärls in die Familie des Bräutigams, die Todesgedanken des Vaters mitten im Glück, alles iſt ſo tief und rein, als es nur irgendwo aufzuweiſen wäre. Ja die Worte Liſſels, Seite 132: diß macht merr nix, do geh i mit! ſtehen als erhabener Lakonismus dem oft gerühmten: qu'il mourut! des Corneille völlig zur Seite. Man verzeihe uns Vorliebe und Vorurtheil und unſere, vielleicht durch Erinnerung beſtochene Freude an dieſem Kunſtwerk.

Trafen wir ſodann auf die gewaltſamen Schimpf- und Schmähreden, auf gehäſſige Darſtellung ſo mancher Perſönlichkeit; ſo fanden wir uns zu der Betrachtung genöthigt: daß Geſinnung und Redeweiſe ſich in Straßburg, dreyhundert Jahre lang, um nicht länger zu ſagen, unverändert erhalten habe, indem ſich eine freye, freche, unbändige Originalität

in die unterſten Stände geflüchtet. Sebaſtian Brand und Geiler von Kaiſersberg ſind ihren Ruhm und Ruf doch auch nur einer heftigen, alles mißbilligenden, beſchränkten Denkart und einer ſchonungsloſen Darſtellungsweiſe ſchuldig; und wenn Bärbel und Chriſtinel ſprechen, ſo vernimmt man ganz genau die Nachkommenſchaft jener würdigen Männer. Auch dieſe ungebildeten Mädchen, wie jene hochgelahrten Doctoren, läſtern die mitlebende Welt. Einem jeden armen Menſchen wird ſeine Individualität, aus der er nicht heraus kann, ſein beſchränkter Zuſtand aufgemutzt, ſeine Liebhaberey die ihn einzig glücklich macht verleidet und verkümmert. Und ſo wär' es denn, nach wie vor, das alte Narren-Schiff, die Narren-Diligence, die ewig hin- und wiederfährt.

Warum in gebildeten Ständen dergleichen nicht leicht vorkommt beruht nur darin daß die höher Geſtellten, ohne beſſer, oder anders

zu ſeyn, ſich nur mehr zuſammennehmen, nicht gränzenlos ihre Eigenheiten aufſchließen, ſondern, indem ſie ſich äußerlich nach allgemeinen Formen betragen, in ihr Inneres zurücktreten und von da aus den eignen Vortheil ſo gut als möglich beſorgen, wodurch ein allgemeines Gebrechen, der ſogenannte Egoismus, über die Welt ſich verbreitet, den ein jeder von ſeiner Seite glaubt bekämpfen zu müſſen, ohne zu ahnden daß er das Pfeifchen ſelbſt in den Rockfalten trage. Und ſodann haben wir, um übertriebene Eigenheiten zu bezeichnen, das höflichere Wörtchen Steckenpferd, bey deſſen Gebrauch wir einander mehr ſchmeicheln als verletzen.

In gar manchem Sinne daher iſt dieſes Stück zu empfehlen, man betrachte nun was es bringt oder was es aufregt. Deßwegen verdient es wohl daß wir uns noch weiter damit beſchäftigen, um zu ſeiner künftigen Verbreitung das Unſrige beyzutragen. Schon

aus dem was wir geſagt wird der nachdenkende Kenner gar leicht ermeſſen daß dieſes Stück für die Arbeit eines ganzen Lebens angeſehen werden müſſe. Die kindlichſten Eindrücke, Jugendfreuden und Leiden, abgedrungenes Nachdenken und endlich reifes heiteres Ueberſchauen eines Zuſtandes den wir lieben, indem und weil er uns beengt; dies alles war nöthig um eine ſolche Arbeit hervorzubringen. Wie überlegt, treu und gewiſſenhaft die Ausführung und Vollendung ſey, davon kann der wohl das beſte Zeugniß geben, der gleicher Art und Kunſt ſich befliſſen; und ſo ſagen wir beherzt, daß im ganzen Stück kein leeres, zufälliges oder nothdürftfg eingeſchaltetes Flickwort zu finden ſey.

Das Stück ſpielt 1789, und wahrſcheinlicher Weiſe war es zu jener Zeit, ſeinen Haupttheilen nach, ſchon fertig, worüber uns der Verfaſſer, wenn es ihm beliebt ſich zu nennen, am beſten belehren kann. Es ward

1816 zum Beſten der Armen der, in den Kriegsvorfällen des vorhergegangenen Jahres, bey Straßburg abgebrannten Dörfer, ſo wie der ſtraßburger Armen-Arbeitsſchule gedruckt. Wahrſcheinlich erfüllte damals die Auflage den frommen Zweck und gelangte nicht in den weitern Kreis der deutſchen Leſewelt, da es ohnehin als ein verſiegeltes Buch anzuſehen war und noch iſt.

Sollte man jedoch, wie wir wünſchen, zu einer zweyten Ausgabe ſchreiten, ſo würde dabey folgendes zu beobachten räthlich ſeyn. Ein Schema des ganzen Stücks, nach unſerer Anleitung, ſollte vorausgehen, die Ortsveränderungen der Scenen gleichfalls angezeigt werden, und, ob wir ſchon ſonſt die Noten unter dem Text nicht lieben, ſo würden wir doch in dieſem Falle das kleine angehängte Wörterbuch unter jede Seite vertheilen und zwar, ohne den Text durch Zeichen zu entſtellen, die Worte hinter einander weg, wie ſie von

oben bis herunter vorkommen; der Leſer fånde ſich gleich und leicht. Wollte man ſie zum Schluße alphabetiſch wiederbringen, ſo wůrden die Paar Blåtter auch wohl angewendet ſeyn.

Durch alles das was wir vorgetragen glauben wir zuerſt dieſem Werke den ehrenvollen Platz eines lebendigen Idiotikons in den Bibliotheken der deutſchen Sprachkenner geſichert zu haben. Ferner werden gebildete und ſich bildende Perſonen im langen, weiten, herrlichen Rheinthal, von Baſel bis Maynz, dieſes Bůchlein als bekannt wieder hervorſuchen und das ſåmmtliche obere Deutſchland, die Schweiz mit eingerechnet, wird aus dieſem verwandten Kunſtwerk Freude und Nutzen ziehen, und vielleicht ermuthigt ſich ein åhnliches Talent zu gleicher Darſtellung verwandter Zuſtånde. In wiefern es ůbrigens auch in die Hånde der, in Mittel- und Nieder-Deutſchland hauſenden Literaturfreunde gelangen werde,

ſteht zu erwarten, wenigſtens haben ihm Hebels allgemein erfreuliche Gedichte ſchon glücklich den Weg gebahnt.

IV.

Die heiligen drey Könige.

Manuſcript, lateiniſch,

aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Die Zueignung iſt an einen Biſchoff und ſein Capitel, wahrſcheinlich von Köln, gerichtet. Darauf wird zur Einleitung geſagt:

Die heiligen Leichname der drey Könige ſeyen zwar nach ihrem Tode in den Occident gebracht worden, allein von ihrem Leben und Wandel im Orient ſey noch manches dort bekannt geblieben das nicht zu uns gekommen. Was nun, durch Schauen, Hören und Ueberliefern, ſich daſelbſt erhalten, werde auch in verſchiedenen Büchern aufbewahrt. Dieß alles

nun ſey zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau in gegenwärtiger Schrift verfaßt und vereiniget worden.

Die Geſchichte beginnt mit dem Auszug der Kinder Iſrael aus Egypten. Ihre Siege und Eroberungen ſetzen die Welt in Erſtaunen und machen ſelbſt die Indier aufmerkſam; dieſe ſtellen auf dem höchſten Berge Vaus Wachen auf, die, wenn irgend ein feindſeliger Einbruch geſchähe, bey Tage durch Rauch, bey Nacht durch Flamme, ein von allen kleineren Bergen zu wiederholendes Zeichen geben ſollten.

Bald darauf aber kommt die Nachricht: Balaam, keineswegs ein Zauberer, ſondern ein Naturprophet wie Hiob, habe geweiſſagt: es wird ein Stern aufgehen aus Jakob und ein Scepter aus Iſrael aufkommen! Ein Held ſolle geboren werden die ganze Welt zu überwinden und zu beherrſchen. Hierüber freute

ſich Jung und Alt, da ſie ſeit langer Zeit keinen auslangenden Fürſten gehabt. Nun wird die Anſtalt auf dem Berge Vaus aſtronomiſch und bedeutend, tüchtige Männer werden beſoldet die den Himmel Tag und Nacht beobachten und, wie ſie einen ſeltſamen Stern erſehen, ſolches durch verabredete Zeichen verkündigen ſollten; wozu ſie denn freylich die beſte Gelegenheit hatten, indem, bey der öſtlichen Lage, der großen Höhe des Bergs und der reinen Atmoſphäre gar mancher Stern zu erblicken war, der weſtlicher, an tiefer gelegenen Orten, unſichtbar bleiben mußte. Eine ſo ernſtlich gegründete Anſtalt hat ſich bis in ſpätere Zeiten erhalten und die Edlen vom Berge Vaus waren zu Zeiten der Kreuzzüge wohlangeſehen und aufgenommen. Hier zeigt ſich nun der Urſprung unſerer ſchriftlichen Ueberlieferung.

Als im Jahre 1200 die herrliche Stadt Acco zum höchſten blühte, Fürſten, Freyherrn

und Edelleute, Ordensgeiſtliche jeder Art, Handelsleute und Neugierige aller Nationen zuſammenfloſſen, drang ihr Ruf und Ruhm nach Indien. Ein Edler vom Geſchlechte Vaus reiſt nach Acco und bringt die koſtbarſten Schätze mit. Unter andern eine goldne, mit Steinen beſetzte Krone, worauf oben das Zeichen des Kreuzes, mit chaldäiſchen Buchſtaben und ein Stern zu ſehen, in Geſtalt und Gleichniß wie er den drey Königen erſchien. Dieſes Diadem ſoll dem König Melchior von Nubien gehört haben und hatte wunderthätige Kraft, es heilte die Fallſucht und erfriſchte hinfällige Geiſter. Nachher kam ſie in die Hände der Tempelherren, die reichlichen Vortheil davon zu ziehen wußten, und ging, zu großer Trauer der dortigen Umgegend, bey Aufhebung der Ordens verloren.

Aber dieſer Prinz vom Berge Vaus brachte auch Bücher aus Indien, hebräiſch und chaldäiſch geſchrieben, von Leben und

Thaten und ſonſtigen Bezügen der heiligen drey Könige herbey. Dieſe Bücher wurden zu Acco ins Galliſche überſetzt und ſind bey Fürſten und Herren und ſonſtigen Orten aufbewahrt worden. Hieraus nun, und andern Schriften iſt gegenwärtiges Büchlein zuſammengetragen.

Nun fängt die Erzählung wieder von Balaams Weiſſagung an und führt den Stern und die Hoffnung auf auf denſelben durch Patriarchen und Propheten; inzwiſchen freylich die Aſtronomen des Berges Vaus ihre Beobachtung mit großer Geduld Jahrhunderte lang fortſetzen.

Endlich erbarmt ſich Gott der ſündigen Welt. Die Fülle der Zeit erſcheint; ein Gebot des römiſchen Kaiſers geht aus; Joſeph und Maria kommen in Bethlehem an; eine, zur Stallung benutzte Höhle nimmt ſie kümmerlich auf; zum anmuthigſten beſchrieben; Chri-

ſtus wird geboren und den Hirten verkündigt. Auch der verheißene Stern iſt aufgegangen und über dem Berge Vaus unbeweglich ſtehen geblieben, wetteifernd bey Tage mit der Sonne, ja ſie überleuchtend mit wunderſam beweglichen, bald da bald dorthin ſchießenden Strahlen und von andern ſeltſamen Erſcheinungen begleitet.

Alle Völker werden aufgeregt, vorzüglich drey weiſe Könige. Zuerſt Melchior, König der erſten Indien, das heißt Nubien u. ſ. w. wie ſeine Reiche beſchrieben werden. Balthaſer, König der zweyten Indien, von Godolien und Saba und wie ſeine Reiche ſämmtlich aufgezählt ſind. Caspar, König der dritten Indien, Herr von Tarſus und der großen Inſel Egryſculla, wo gegenwärtig der heilige Thomas begraben liegt. Dieſe machen ſich auf mit großem Geſolg und Heereskraft, ohne von einander zu wiſſen; die Menſchen erſchrecken über ſolchen Durchzug: denn der Stern leuchtet ihnen auf ſonderbaren Wegen; Berg

und Thal, Sumpf und Wüſte gleichen ſich vor ihnen aus; ohne Speiſ' und Trank kommen ſie und die Ihrigen in dreyzehn Tagen nach Judäa. Melchior und Balthaſer und auch endlich Caspar gelangen, jeder von ſeiner Seite an den Kalvarienberg, ein ſtarker Nebel fällt ein, der Stern verſchwindet und ſie ſind in großer Verlegenheit. Endlich klärt ſich der Himmel auf, ſie finden, erkennen und begrüßen ſich mit großem Entzücken, erzählen einander ihre Geſchichten und Begebenheiten, und, obgleich verſchiedene Sprachen redend, verſtehen ſie ſich vollkommen, ein künftiges Pfingſtfeſt vorbedeutend. So nahe bey Jeruſalem halten ſie für räthlich beym König Herodes einzuſprechen; dieſer wird durch die Schriftgelehrten unterrichtet, das Kind müſſe in Bethlehem geboren ſeyn. Der Stern erſcheint wieder, viel ſtärker leuchtend und funkelnd, die begegnenden Hirten ertheilen nähere Nachricht vom Kinde und deſſen Aufenthalte. Bedeutung und Wichtigkeit dieſes

Zuſammentreffens wird hervorgehoben. Denn durch die Hirten ſind die erſten Gläubigen aus dem jüdiſchen Volke bedeutet, durch die Könige, die Erſtlinge der Heyden, die ſich künftig zu Chriſto wenden ſollen. Die Aermſten aus der Nähe, die Reichſten aus der Ferne treffen hier zuſammen und dieſe werden erſt durch jene von dem wahren Heilswege unterrichtet. Die Könige kleiden ſich aufs prächtigſte, der Stern geht voran und leitet ſie durch ganz Bethlehem, eine lange bazar-ähnliche Straße hin, bleibt endlich über der Herberge und einer Höhle ſtehn, wie im bergigen Bethlehem mehrere zur Stallung benutzt werden. Der Glanz des Sterns vermehrt ſich, durchdringt mit herrlicher Phosphorescenz alles Dunkele; die Höhle gleicht einem glühenden Ofen.

Anmuthige Beſchreibung des Kindes, der Mutter und ihrer Umgebung. Die Könige, verehrend, anbetend, überreichen ihre

Geſchenke. Melchior Gold, Balthaſer Weyh-rauch, Caspar Myrrhen, geringe Gaben, wie ſie ihnen beym Abſteigen ſogleich in die Hand fielen: denn, auf Kameelen und Dromedaren, führen ſie gränzenloſe Schätze mit ſich. Nichts Geringeres als den ganzen Schatz Alexanders, den der Beherrſcher des Morgenlandes gehäuft, inbegriffen alle Schätze, welche die Königinn von Saba im Tempel Salomonis niederge-legt, und der Welt-Ueberwinder von dort weggeraubt. Unter allen dieſen Koſtbarkeiten findet ſich doch das Koſtbarſte, ein Apfel von gediegenem Gold. Auch ihn hatte der Mon-arch beſeſſen und gern in der Hand getragen, als ein Zeichen ſeiner Allherrſchaft; dieſen vor-züglich reicht Melchior dem Kinde, als ein würdiges Spielzeug, es aber bläſ't ihn an und er zerſtiebt in die Luft.

Die Audienz iſt geendigt und die from-men, bisher ſtrenge Faſten ausübenden Könige ſpeiſen und ſchlafen zum erſtenmal. Sie wer-

den im Traum von der Rückreiſe zu Herodes abgemahnt, ſie ziehen auf einem andern Weg in ihre Lande. Auf der Herreiſe hatten ſie nur dreyzehn Tage zugebracht, vom Chriſttage bis Epiphanias; auf der Rückreiſe brauchten ſie zwey Jahre, damit aller Welt das große Wunder bekannt würde. Sie gelangen zum Berge Vaus, bauen auf demſelben dem Chriſtkind eine Kapelle, beſtimmen dabey ihre Gräber und vertheilen ſich nach den drey Reichen.

Indeſſen, gleich nach dem Abzug dieſer edlen Gäſte, begiebt ſich die heilige Familie in eine andre Höhle. Joſeph wird im Traum ermahnt nach Egypten zu fliehen. Hier kommen die, in dieſem Fall freylich ſehr beſchwerlichen, indiſchen Schätze wieder zur Sprache; werden aber, durch eine kluge Wendung des Erzählers, ſo ins Enge gezogen daß ſie in dem Futterſack des Pflegevaters gar wohl Platz finden, welcher Sack und Bündel bey maleriſcher Vorſtellung der hohen Flüchtigen nie-

mals vergeſſen wird. Der Aufenthalt in Egypten giebt Gelegenheit zu anmuthigen Geſchichten vorgekommener Wunder, nicht weniger zu weitläufiger Nachricht über den wahren Balſam und ſonſtige Naturdinge.

Die Entflohenen kehren zurück, Chriſti Erdenwandel wird nur im Vorübergehen berührt; umſtändlicher jedoch erzählt wie er den heiligen Thomas nach Indien ſendet. Dieſer gehorcht dem hohen Beruf, gelangt bis zum äußerſten Oſten, predigt das Evangelium, zerſtört den Götzendienſt; die heiligen drey Könige, nunmehr uralt, hören von ihm, beſuchen ihn; mit großem Ergötzen empfängt er ſie, erzählt Chriſti Leben, Leiden und Verherrlichung. Durch die heilige Taufe führt er die Erſtlinge der Heyden ganz eigentlich der Kirche zu. Er wandert mit ihnen zum Berge Vaus, an welchem her eine herrliche Stadt Sculla gebaut wird. St. Thomas übernimmt die Würde des Patriarchen, weiht ſeine drey Kö-

nige zu Erzbiſchöffen. Weil ſie aber, im hohen Alter, keine Nachkommenſchaft zu erwarten haben, wird ein Presbyter, Namens Johann, für die Zukunft gewählt, mit dem Beding, daß alle ſeine Nachfolger den gleichen Namen führen ſollen.

(Dieſe haben, wie beyläufig erzählt wird, noch im Jahre 1380 Geſandte nach Rom geſchickt.) Die Könige ſterben, erſt Melchior, dann Balthaſer, dann Caspar und werden mit den höchſten Ceremonien begraben.

Aber im Verlauf der Zeit verunreinigt ſich die chriſtliche Lehre, Ketzereyen miſchen ſich ein, das Heydenthum ſtellt ſich her, die ehrwürdigſten Localitäten werden vernachläſſigt, beſudelt und mit Götzendienſt befleckt. Unter dieſem Druck ſeufzt der Orient, bis endlich Helena, Conſtantins Mutter, den heilig-claſſiſchen Boden bewallfahrtet, jede einzelne Stelle in Betracht zieht, alle ſäubert,

mit Kirchen- und Kloſtergebäuden in Beſitz nimmt, die koſtbarſten Reliquien unverſehrt antrifft, die Stationspuncte künftiger Wallfahrer bezeichnet, und ſich um die wanderluſtige Chriſtenheit das größte Verdienſt erwirbt.

Nun gedenkt ſie auch der heiligen drey Leichname, bringt ſie vom Berge Vaus nach Conſtantinopel; ſpäter werden ſie nach Mayland verſetzt und endlich im Jahr 1164 nach Köln. Nun verbreitet ſich ihre Verehrung über den ganzen Weſten; aber auch der Orient läßt an Würdigung und Anbetung nicht nach, denn ſelbſt die ketzeriſchen Chriſten müſſen Werth und Heiligkeit derſelben anerkennen. Hier folgt nun umſtändliche Nachricht von vielerley Ketzern, in den ehemaligen Reichen der drey Könige: als, Nubianer, Soldaner, Neſtorianer, Lateiner, Inder, Armenier, Griechen, Syrer, Georgianer, Jakobiten, Cophten, Maroniten, Mandopolen, Arianer. Bey dieſer Gelegenheit werden auch einige

Nachrichten hiſtoriſchen und geographiſchen Inhalts gegeben.

Sodann folgt kurze Anweiſung wie und wann das Andenken der Heiligen zu verehren. Köln wird glücklich geprieſen ſolche Feſte zu beſitzen, und zum Schluß die Geſtalt der Erſtlinge des Glaubens aus den Heyden, in welcher ſie auf Erden wandelten, zu völliger Vergegenwärtigung umſtändlich beſchrieben.

Vorgedachtes Manuſcript iſt auf 84 Blättern in klein Quart verfaßt, welches Format aus zuſammengebrochenem Klein-Folio entſteht. Leinenpapier, quergeſtreift, eine Traube zum Zeichen. Auf jeder Seite iſt die Form des Quadrats, wodurch der Text zuſammengehalten wird, ſehr fein liniirt; auch ſind Linien für einen nicht ausgeführten Titel gezogen. Die Schrift durchaus gleich und ſorgfältig, mit vielen, immer wiederkehrenden Abkürzungen, ohne alle Interpunction. Die Capitel fan-

gen mit einem großen rothen Buchſtaben an, innerhalb des Textes ſind manche größere Buchſtaben zu einiger Unterſcheidung, von oben herunter, roth durchſtrichen. Hieraus folgt daß das Manuſcript im Ganzen wohl zu leſen ſey, übrigens gut erhalten, auch in ſpäterer Zeit mit ſchwärzerer Dinte, hie und da, corrigirt, unleſerliche Randſchrift beygefügt.

Innere Kennzeichen weiſen uns in das 15te Jahrhundert. Die Art wie von der Aufhebung der Tempelherren und anderen hiſtoriſchen Vorfallenheiten geſprochen wird, die ausdrückliche Jahrzahl dreyzehn hundert und achtzig, in welchem Jahr Prieſter Johannes Geſandte nach Rom ſoll geſchickt haben, möchten, wenn gegenwärtiges auch eine ſpätere Copie ſeyn ſollte, dahin deuten daß das Orginal zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gefertigt ſey.

Der Biſchoff an den es gerichtet iſt, heißt Florenz von Vulkannen, Biſchoff der Mün-

ſter-Kirche. Ob dies nun den Dom von Köln bedeute? und ob dieſer, zu jenen Zeiten, wie zu Straßburg und andern Orten, der Münſter genannt worden? wird ſich erweiſen; daß es in Köln und für Köln geſchrieben ſey, ergiebt ſich aus dem Inhalte und aus dem Schlußrufe: „o glückliches Köln!"

Die Art zu erzählen, wo Geſchichte, Ueberlieferung, Mögliches, Unwahrſcheinliches, Fabelhaftes, mit Natürlichem, Wahrſcheinlichen, Wirklichen, bis zur letzten und individuellſten Schilderung zuſammengeſchmolzen wird, erinnert an Johannes von Montevilla, und obgleich der Verfaſſer nicht ausdrücklich erwähnt daß er im gelobten Lande geweſen, ſo ſcheinen doch ſeine genauen Schilderungen dahin zu deuten; er müßte ſich denn bey zurückkehrenden Wallfahrern umſtändlichſt erkundigt haben. Seine Legenden und Ableitungen altes Herkommens treffen weder mit Montevilla, noch mit den Actis Sanctorum zuſammen; alles

iſt neu und friſch und läuft, wie der Auszug beweiſt, geſchwätzig hinter einander weg; wobey ſich aber folgende Betrachtung aufdringt.

Wenn irgend eine uralte Mythe und ein aus derſelben unmittelbar entwickeltes ächtes Gedicht der Einbildungskraft genugſamen Spielraum läßt ſich das Unwahrſcheinliche, Unmögliche ſelbſt auszubilden, ſo iſt der Hörer zufrieden, und der Rhapſode darf kühnlich vorſchreiten; bey einer proſaiſchen Behandlung jedoch, wo man unternimmt gegebene lakoniſche Ueberlieferungen ausführlich auszuſpinnen, findet ſich der Erzähler von Zeit zu Zeit in Verlegenheit, weil in der bis ins Einzelne durchgeführten Fabel manche Widerſprüche hie und da hervortreten und ſelbſt den gläubigſten Hörer ſchütteln und irre machen. Will man jedoch auch dieſe Weiſe gelten laſſen, ſo kann man ſich an ihr wie an einem andern Mährchen ergötzen.

Uebrigens zeigt uns vorliegendes Werk, gleich ſo manchem andern, wie ſehr von Palä-

ſtina aus die Einbildungskraft gegen Indien gerichtet war; wie ſie in jenen fernen Landen als in einem Irrgarten herumtaumelte und, um halbgekannte Perſonen, Länder und Städte zu bezeichnen, neue wunderliche Namen erfand, oder die ächten ſeltſam verunſtaltete.

In dieſem Sinne vermuthet ein geiſtreicher Freund, der Berg Vaus ſolle der Berg Kaus heißen und dadurch der indiſche Kaukaſus gemeynt ſeyn. Das Himelaja-Gebirge war durch Tradition wohl ſchon bekannt genug. Unter der Inſel Egryſculla müßte, da der heilige Thomas darauf begraben ſeyn ſoll, die indiſche Halbinſel verſtanden werden. Die Stadt Sculla, am Fuße des Berges Vaus, wäre ſodann die zweyte Hälfte des ganzen Landes-Namens; ob hier irgend nachzukommen wird die Folge zeigen. Nähere Gegenden jedoch ſind ganz richtig genannt und wenigſtens ähnlich angedeutet.

Vom großen Chan, vom Einbruch der Tartaren, (homines rudes et viles,) im

Jahre 1268, wodurch die ketzeriſchen Neſtori=aner gedemüthigt und aufgerieben werden, iſt ausführlich geſprochen. Jene öſtlichen Völker haben ſich auch einen Schmied zum Führer gewählt, wie die ältern Perſer. Etwas von der Geſchichte der Kaliphen, und wie die Neſtorianer endlich den Prieſter Johann gegen die Tartarn anrufen, ſo wie manches andere, ſchwebt zwiſchen Geſchichte und Fabel.

Von natürlichen Dingen finden wir den Balſam, und um zu bevorworten daß die Hirten noch im December mit ihren Heerden ſich auf dem Felde befinden, wird vom Unterſchied der Berg= und Thalweiden gehandelt, ferner der Schafe Nabaoth mit Fettſchwänzen gedacht, wodurch arabiſche Schafe wohl gemeynt ſeyn mögen.

Unter die fabelhafteſten Weſen aber gehört ein dürrer Baum im Tempel der Tartaren. Er ſteht hinter Mauern und Befeſtigungen von Riegeln und Schlöſſern wohl ver=

wahrt, auch mit Heereskraft bewacht: denn welchem Fürſten es gelingt ſein Schild an dieſen Baum zu hängen, der wird Herr des ganzen Oſtens, wie es dem großen Chan, der deßhalb unwiderſtehlich iſt, gelungen ſeyn ſoll. Nicht unwerth möchte es daher der Bemühung ſolcher Männer ſeyn, die, in der Uebereinſtimmung mehrerer Traditionen, den Zuſammenhang der Völker und Zeiten aufſuchen und gegen einander ſtellen, wenn ſie ſich mit dieſem Büchlein näher befaſſen wollten. Gleichfalls wäre es vielleicht belohnend, wenn man das was hier von Ketzern umſtändlich erzählt iſt mit der anerkannten Kirchengeſchichte zuſammenhalten wollte.

Ins Deutſche überſetzt ſchlöſſe ſich das Büchlein unmittelbar an die Volksbücher: denn es iſt für die Menge erfunden und geſchrieben, die ſich, ohne den kritiſchen Zahn zu wetzen, an allem erfreut was der Einbildungskraft anmuthig geboten wird. Und ſo

ſind die Einzelnheiten über die wir flüchtigen Fußes hingingen durchaus allerliebſt und mit heiterem Pinſel ausgemalt.

Nicht unbemerkt darf bleiben daß manche Stellen ſich auf Gemälde wie auf Documente beziehen. So ſey z. B. der Stern nicht ein allſeitig funkelnder, wie die gewöhnlichen geweſen, ſondern habe einzelne da- und dorthin deutende Strahlen geworfen, wie ihn die Maler vorzuſtellen pflegen. Beſtätigt ſich unſere Meynung, daß dieſes Werk in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts geſchrieben ſey, ſo fällt es in die Zeiten des Dombildes, und es fragt ſich ob nicht noch andere Zeugniſſe vorhanden ſind, daß man damals, durch wörtliche und bildliche Darſtellung, die Verehrung der heiligen Reliquien wieder zu beleben geſucht habe.

Bey allem dieſen jedoch entſteht die Vorfrage, ob dieſes Werk ſchon bekannt, ob ein Manuſcript deſſelben ſich irgendwo vorfinde, ob es genutzt, oder gar gedruckt ſey?

V.

Hör= Schreib= und Druckfehler.

Den Sprachgelehrten iſt es längſt bekannt, daß bey Verbeſſerung alter Manuſcripte manchmal bemerkt wird, daß ſolche diktirt worden und daß man daher auf Hörfehler, woraus die Schreibfehler entſtanden, aufmerkſam zu ſeyn Urſache habe.

Hiervon kann ich aus eigener Erfahrung die wunderbarſten Beyſpiele anführen: denn da ich, von jeher an das Diktiren gewöhnt, oft auch ungebildeten, oder wenigſtens zu einem gewiſſen Fache nicht gerade gebildeten Perſonen diktirt, ſo iſt mir daraus ein beſonderes Uebel zugewachſen. Vorzüglich geſchah es, wenn ich über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, denen ich nur Zwiſchenſtunden widmen konnte, Blätter, ja Hefte diktirte, ſolche aber nicht ſo=

gleich durchſehen konnte. Wenn ich ſie nun aber nach Jahren wieder vor die Hand nehme, ſo muß ich die wunderlichſten und unverſtändlichſten Stellen darin entdecken. Um den Sinn ein ſolches Abracadabra zu entziffern leſe ich mir die Abhandlung laut vor, durchdringe mich von ihrem Sinn, und ſpreche das unverſtändliche Wort ſo lange aus, bis im Fluß der Rede das rechte ſich ergiebt.

An den Hörfehlern aber iſt der Diktirende gar oft ſelbſt ſchuld. Man horche nur, wenn in Geſellſchaften vorgeleſen wird, ob wohl alles zur Klarheit kommt? Man merke den Schauſpielern auf! Dieſe, ſelbſt beſſere nicht ausgenommen, haben den wunderlichen Tick, die Eigennamen der Perſonen, Länder und Städte undeutlich auszuſprechen. Mir ſchien es, bey langjähriger Erfahrung, daher zu rühren, weil ein ſolches Wort ihre Empfindung nicht anſpricht und ſie es daher als gleichgültig obenhin behandeln. Eine andere Art der Undeutlichkeit entſpringt auch, wenn

der Vortragende mitten im Sprechen ſeine Stellung verändert, ſich umwendet, oder mit dem Kopfe hin und wieder fährt.

Die Hefte der Studirenden mögen daher meiſt ſo richtig ſeyn, weil der Diktirende ſeinen Platz nicht verändert und es ihm angelegen iſt ſo vielen aufmerkſamen, lehrbegierigen jungen Leuten genug zu thun. Hört man dagegen die Zuhörer über Unverſtändlichkeit ihrer Lehrer klagen, ſo kommt es daher, weil dieſe zwar die Wiſſenſchaft in ſich tragen, ſie aber nicht außer ſich zu ſetzen wiſſen, wozu ein eignes Studium gehört und nicht einem jeden dieſe Gabe von Natur verliehen iſt.

Der Hörer aber und ſein Ohr tragen gleichfalls zu gedachtem Fehler bey. Niemand hört als was er weiß, niemand vernimmt als was er empfinden, imaginiren und denken kann. Wer keine Schulſtudien hat, kommt in den Fall alle lateiniſche und griechiſche Ausdrücke in bekannte deutſche umzuſetzen; dieſes geſchieht ebenmäßig mit Worten aus fremden

Sprachen, deren Ausſprache dem Schreiben-den unbekannt iſt.

Höchſt merkwürdig bleibt in einem verwandten Falle die Art, wie eine ungebildete Menge fremde, ſeltſam klingende Worte in bekannte, ſinngebende Ausdrücke verwandelt, wovon ein kleines Wörterbüchlein wohl zu wünſchen wäre. Ferner kommt auch wohl beym Diktiren der Fall vor, daß der Hörer ſeine inwohnende Neigung, Leidenſchaft und Bedürfniß an die Stelle des gehörten Wortes ſetzt, den Namen einer geliebten Perſon, oder eines gewünſchten guten Biſſens einfügt.

Hör-Fehler

Anſtatt		lies
Beritten	. .	Pyriten.
Schon Hundert	.	John Hunter
Daß ſie die älteſte	.	das Ideelſte.
und Damen	. .	und Ammen.
gnädigſt	. .	zunächſt.
Lehmgrube	. .	Löwengrube (Daniels)

Anſtatt	lies
Küchenſeite . .	Kirchenſeite.
Kuchenfreund .	Tugendfreund.
Reſidenz . .	Evidenz.
ſehr dumm . .	Irrthum.

Druck- und Schreibfehler aus Unachtſamkeit.

geſchlungenen. .	geſchwungenen.
Unbildung . .	Umbildung.
einſeitigen Leſern .	einſichtigen Leſern.
Mädchen . .	Mährchen.
leidig . . .	leidlich.
Unform . .	Uniform.
Lob . . .	Leib.
Zeuge . . .	Zunge.
gefürſtete . .	gefürchtete.
Ermüdung . .	Ermuthung.
Furchtbarkeit . .	Fruchtbarkeit.
Verwehrung . .	Vermehrung.
Vermehrung . .	Vermählung.
wohlthätig . .	wohlhäbig.
Trojaniſche Säule .	Trajaniſche Säule.

Verwandlung franzöſiſcher Worte im Ohr und Sinn der deutſchen Menge.

Imbuhß (Einbuſe). Impoſt.
Rückruthen . . Recruten.
reine führen . . renoviren.
Inſpectrum . . Inſpector.

Verwandlung eines deutſchen Worts durch franzöſiſche akademiſche Jugend.

Verjus (unreifer Traubenſaft) Ver — ruf.

Ueber dieſe Mängel hat niemand mehr Urſache nachzudenken als der Deutſche, da in wichtigen Werken, aus denen wir uns belehren ſollen, gar oft ſtumpfe, nachläſſige Correctoren, beſonders bey Entfernung des Verfaſſers vom Druckort, unzählige Fehler ſtehen laſſen, die oft erſt am Ende eines zweyten und dritten Bandes angezeigt werden.

Iſt man nun beym Leſen wiſſenſchaftlicher Bücher nicht ſchon mit der Sache bekannt,

ſo wird man von Zeit zu Zeit anſtoßen und ſich kaum zu helfen wiſſen, wenn man nicht eine divinatoriſche Gegenwart des Geiſtes lebendig erhält, ſich den Verfaſſer als einen verſtändigen Mann gegenüber denkt, der nichts Ungereimtes ſagen will noch darf. Aber iſt man denn einer ſolchen Anſtrengung fähig? und wer iſt es immer?

Da nun die werthe deutſche Nation, die ſich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in dieſem Punkte leider allen übrigen nachſteht, die, ſowohl in ſchönem, prächtigen Druck als, was noch mehr werth iſt, in einem fehlerfreyen, Ehre und Freude ſetzen; ſo wäre doch wohl der Mühe werth, daran zu denken, wie man einem ſolchen Uebel, durch gemeinſame Bemühung der Schreib- und Druckluſtigen, entgegen arbeitete. Ein bedeutender Schritt wäre ſchon gethan, wenn Perſonen, die ohnehin, aus Pflicht oder Neigung, von dem Ganzen der laufenden Literatur, oder ihren Theilen ununterbrochene Kenntniß behalten, ſich die Mühe

nehmen wollten bey jedem Werke nach den Druckfehlern zu ſehen und zu bezeichnen: aus welchen Officinen die meiſten incorrecten Bücher hervorgegangen. Eine ſolche Rüge würde gewiß das Ehrgefühl der Druckherrn beleben; dieſe würden gegen ihre Correctoren ſtrenger ſeyn; die Correctoren hielten ſich wieder an die Verfaſſer, wegen undeutlicher Manuſcripte, und ſo käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. Wollten die neuerlich in Deutſchland angeſtellten Cenſoren, denen als literariſch gebildeten Männern ein ſolches Unweſen nothwendig auffallen muß, wenn ſie, wie das Geſetz erlaubt, Aushängebogen cenſiren, die Druckherrn auch von ihrer Seite unabläſſig erinnern, ſo würde gewiß das Gute deſto ſchneller gefördert werden.

Denn wirft man die Frage auf, warum in Zeitungen und andern Tagesblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkommen als in Werken, zu denen man ſich Zeit nehmen kann? ſo darf man wohl dar-

auf erwiedern: ebendeßhalb weil zu tagtägli-chen Arbeiten vigilante Männer angeſtellt wer-den, dagegen man bey langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerkſame habe immer noch Aufmerkſamkeit genug. Wie dem auch ſey, wenn das Uebel nur recht lebhaft zur Sprache kommt, ſo iſt deſſen Heilung vorbereitet. Mö-gen einſichtige Druckherrn über dieſe, ſie ſo nah angehende Angelegenheit in unſeren viel-geleſenen Zeitblättern ſich ſelbſt ausſprechen und was zur Förderung der guten Sache wün-ſchenswerth ſey, ihrer näheren Einſicht gemäß, die wirkſamſten Aufſchlüſſe geben.

VI.
Manfred, a dramatic Poem by Lord Byron. London 1817.

Eine wunderbare, mich nahberührende Erſcheinung war mir das Trauerſpiel Manfred, von Byron. Dieſer ſeltſame, geiſtreiche Dichter hat meinen Fauſt in ſich aufgenommen, und, hypochondriſch, die ſeltſamſte Nahrung daraus geſogen. Er hat die ſeinen Zwecken zuſagenden Motive auf eigne Weiſe benutzt, ſo daß keins mehr daſſelbige iſt, und gerade deßhalb kann ich ſeinen Geiſt nicht genugſam bewundern. Dieſe Umbildung iſt ſo aus dem Ganzen, daß man darüber, und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchſt intereſſante Vorleſungen halten könnte; wobey ich freylich nicht läugne, daß uns die düſtere Gluth einer grenzenloſen, reichen Verzweiflung am Ende läſtig wird. Doch iſt der

Verdruß den man empfindet immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft.

Wir finden alſo in dieſer Tragödie ganz eigentlich die Quinteſſenz der Geſinnungen und Leidenſchaften des wunderbarſten, zu eigner Qual gebornen Talents. Die Lebens- und Dichtungsweiſe des Lords Byron erlaubt kaum gerechte und billige Beurtheilung. Er hat oft genug bekannt was ihn quält, er hat es wiederholt dargeſtellt, und kaum hat irgend Jemand Mitleid mit ſeinem unerträglichen Schmerz, mit dem er ſich, wiederkäuend, immer herumarbeitet.

Eigentlich ſind es zwey Frauen deren Geſpenſter ihn unablässig verfolgen, welche auch in genanntem Stück große Rollen ſpielen, die eine unter dem Namen Astarte, die andere, ohne Geſtalt und Gegenwart, bloß eine Stimme.

Von dem gräßlichen Abenteuer, das er mit der erſten erlebt, erzählt man folgendes: Als ein junger, kühner, höchſtanziehender

Mann gewinnt er die Neigung einer florentiniſchen Dame, der Gemal entdeckt es und ermordet ſeine Frau. Aber auch der Mörder wird in derſelben Nacht auf der Straße todt gefunden, ohne daß jedoch der Verdacht auf irgend Jemand könnte geworfen werden. Lord Byron entfernt ſich von Florenz und ſchleppt ſolche Geſpenſter ſein ganzes Leben hinter ſich drein.

Dieſes mährchenhafte Ereigniß wird durch unzählige Anſpielungen in ſeinen Gedichten vollkommen wahrſcheinlich, wie er denn z. B. höchſt grauſam in ſeinen eignen Eingeweiden wüthend, die unſelige Geſchichte jenes Königs von Sparta auf ſich anwendet. Sie iſt folgende: Pauſanias, Lacedämoniſcher Feldherr, durch den wichtigen Sieg bei Platäa ruhmgekrönt, nachher aber wegen Uebermuth, Starrſinn, rauhes, hartes Betragen die Liebe der Griechen, wegen heimlichen Verſtändniſſes mit dem Feinde das Vertrauen ſeiner Landsleute verlierend; dieſer lädt eine ſchwere Blutſchuld

auf ſich, die ihn bis an ſein ſchmähliches Ende verfolgt. Denn als er im ſchwarzen Meere die Flotte der verbündeten Griechen befehligt, entbrennt er in raſender Leidenſchaft gegen eine ſchöne byzantiniſche Jungfrau. Nach langem Widerſtreben gewinnt ſie der Machthaber endlich den Eltern ab; ſie ſoll Nachts zu ihm geführt werden. Schamhaft bittet ſie die Diener die Lampen zu löſchen, es geſchieht, und ſie, im Zimmer umhertaſtend, ſtößt die Lampenſäule um. Aus dem Schlafe erwacht Pauſanias, argwöhniſch vermuthet er Mörder, ergreift das Schwert und haut die Geliebte nieder. Der gräßliche Anblick dieſer Scene verläßt ihn niemals, der Schatten verfolgt ihn unabläſſig, ſo daß er Gottheiten und geiſterbannende Prieſter vergebens anruft.

Welch ein verwundetes Herz muß der Dichter haben, der ſich eine ſolche Begebenheit aus der Vorwelt herausſucht, ſie ſich aneignet und ſein tragiſches Ebenbild damit belaſtet. Nachſtehender, von Unmuth und Le-

bensverdruß überladene Monolog wird nun durch dieſe Anmerkungen verſtändlich; wir empfehlen ihn allen Freunden der Declamation zur bedeutenden Uebung. Hamlets Monolog erſcheint hier geſteigert. Kunſt gehört dazu, beſonders das Eingeſchaltete herauszuheben und den Zuſammenhang des Ganzen rein und fließend zu erhalten. Uebrigens wird man leicht gewahr werden, daß ein gewiſſer heftiger, ja excentriſcher Ausdruck nöthig iſt, um die Intention des Dichters darzuſtellen.

Manfred allein.

Der Zeit, des Schreckens Narren ſind wir! Tage
Beſtehlend ſtehlen ſie ſich weg. Wir leben
In Lebens Ueberdruß, in Scheu des Todes.
In all den Tagen der verwünſchten Poſſe —
Lebendige Laſt auf widerſtrebendem Herzen,
In Sorgen ſtockt es, heftig ſchlägts in Pein,
Der Freud' ein End' iſt Todeskampf und Ohnmacht —

In all den Tagen, den vergangnen, künftigen —
Im Leben iſt nichts Gegenwart — Du zählſt
Wie wenig. — weniger als wenig, wo die Seele
Nicht nach dem Tod verlangt und doch zurück
Wie vor dem Winterſtrome ſchröckt. Das Fröſtlen
Wär' nur ein Augenblick. — Ich hab' ein Mittel
In meiner Wiſſenskraft: Die Todten ruf' ich
Und frage ſie: was iſt denn das wir fürchten?
Der Antwort ernſteſte iſt doch das Grab.
Und das iſt nichts, antworten ſie mir nicht —

Antwortete begrabner Prieſter Gottes
Dem Weib zu Endor! Spartas König zog
Aus Griech'ſcher Jungfrau nie entſchlafnem Geiſt
Antwort und Schickſal. Das Geliebteſte
Hatt' er gemordet, wußt' nicht wen er traf,
Starb ungeſühnt. Wenn er auch ſchon zu Hülfe
Den Zeus von Phryxus rief, Phigaliens
Arcadiſche Beſchwörer aufrief, zu gewinnen
Vom aufgebrachten Schatten ſein Verzeihen,
Auch eine Gränze nur des Rächens. Die verſetzte
Mit zweifelhaftem Wortſinn; doch erfüllt wards.

Und hätt' ich nie gelebt! das was ich liebe
Wäre noch lebendig; hätt' ich nie geliebt!
Das was ich liebe wär' noch immer ſchön
Und glücklich, glückverſpendend. Und was aber,
Was iſt ſie jetzt? Für meine Sünden büßt ſie —
Ein Weſen? Denk' es nicht — Vielleicht ein Nichts.
In wenig Stunden frag' ich nicht umſonſt,
In dieſer Stunde fürcht' ich wie ich trotze.
Bis dieſe Stunde ſchröckte mich kein Schauen
Der Geiſter, guter, böſer. Zittr' ich nun?
Und fühl' am Herzen fremden kalten Thau!
Doch kann ich thun was mich im Tiefſten widert,
Der Erde Schröcken ruf' ich auf. — Es nachtet!

Auf Seite 156 bezüglich.

Johannes, ein Carmelit, gebürtig von Cöln, gelehrt, deßhalb Gregor XI. empfohlen, durch deſſen Gunſt Biſchoff von Hildesheim, des Namens der zweyte. Kriegeriſche Nachbarn zu bekämpfen unluſtig, erbat er ſich ruhigern Sitz, erhielt das Bisthum Augsburg, ſodann Worms, entſagte dieſem zuletzt und ſtarb 1373 zu Coblenz. Verfaſſer mehrerer Schriften, auch der Historia trium regum, die er an Florenz von Wewelkoven, einen Landsmann, der von 1364 bis 1379 auf dem biſchöfflichen Stuhl zu Münſter ſaß, widmend richtete. Er ſchrieb das Büchlein 1370. Es ward 1477 zu Maynz gedruckt.

Inhalt.

Mannigfaltige Kunſt-Anzeigen und Urtheile.

Vierundzwanzig Nummern. S. 1

Literariſche Mittheilungen.

I. Klaſſiker und Romantiker in Italien ſich heftig bekämpfend. — 101

II. Urtheilsworte franzöſiſcher Kritiker . . . . . — 117

III. Der Pfingſtmontag, Luſtſpiel in ſtraßburger Mundart . — 122

IV. Die heiligen drey Könige, nach einem lateiniſchen Mſcpt. aus dem 15ten Jahrhundert . — 156

V. Hör-, Schreib- und Druckfehler . . . . . . — 177

VI. Manfred, by Lord Byron — 186

Art. 127 k (2, 3

Ueber

Kunſt und Alterthum.

Von

Goethe.

Zweyten Bandes drittes Heft.

Stuttgard,
in der Cottaiſchen Buchhandlung.
1820.

Inhalt.

Dichtkunſt.

Ballade. . . . . S. 8
Luſt und Quaal. . . . — 13
März. . . . . . — 15
April. . . . . . — 16
May. . . . . . — 17
Juni. . . . . . — 19
Frühling übers Jahr. . . — 22
Fürs Leben. . . . . — 24
Für ewig. . . . . — 30
Zwiſchen beyden Welten. . — 31
Shakespear. . . . . — 32

Literatur.

Graf Carmagnola. . . — 35
Urworte Orphiſch. . . — 66
Bedenklichſtes. . . . — 79
Zahme Xenien. . . . . — 81

Art. 127 K (2,3

Kunſt und Alterthum.

National-Verſammlung.

Auf der recht- und linken Seite,
Auf dem Berg und in der Mitten,
Sitzen, ſtehen ſie zum Streite,
All' einander ungelitten.

Wenn du dich an's Ganze wendeſt,
Und votireſt wie du ſinneſt,
Merke welchen du entfremdeſt,
Fühle wen du dir gewinneſt.

Ueber

Kunſt und Alterthum.

Von

Goethe.

Zweyten Bandes drittes Heft.

Stuttgard,
in der Cottaiſchen Buchhandlung.
1820.

Wb 67/1722

Dringe tief zu Berges Grüften,
Wolken folge hoch zu Lüften;
Muſe ruft zu Bach und Thale
Tauſend aber tauſend Male.

Poeſie, Ethik, Literatur.

Töne Lied aus weiter Ferne,
Säuſle heimlich nächſter Nähe,
So der Freude, ſo dem Wehe!
Blinken doch auch ſo die Sterne.
Alles Gute wirkt geſchwinder;
Alte Kinder, junge Kinder
Hören's immer gerne.

Ballade.

Herein, o du Guter! Du Alter herein!
Hier unten im Saale da ſind wir allein,
Wir wollen die Pforte verſchließen.
Die Mutter ſie betet, der Vater im Hayn
Iſt gangen die Wölfe zu ſchießen.
O! ſing uns ein Mährchen, o! ſing es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne,
Wir haben ſchon längſt einen Sänger gehofft,
Die Kinder ſie hören es gerne.

Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus
Verläßt er das hohe, das herrliche Haus,
Die Schätze die hat er vergraben.
Der Graf nun ſo eilig zum Pförtchen hinaus,
Was mag er im Arme denn haben?
Was birget er unter dem Mantel geſchwind?
Was trägt er ſo raſch in die Ferne?
Ein Töchterlein iſt es, da ſchläft nun das Kind. —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Nun hellt ſich der Morgen, die Welt iſt ſo weit,
In Thälern und Wäldern die Wohnung bereit,
In Dörfern erquickt man den Sänger,
So ſchreitet und heiſcht er undenkliche Zeit,
Der Bart wächſt ihm länger und länger;
Doch wächſt in dem Arme das liebliche Kind,
Wie unter dem glücklichſten Sterne,
Geſchützt in dem Mantel vor Regen und Wind —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Und immer ſind weiter die Jahre gerückt,
Der Mantel entfärbt ſich, der Mantel zerſtückt,
Er könnte ſie länger nicht faſſen.
Der Vater er ſchaut ſie, wie iſt er beglückt!
Er kann ſich für Freude nicht laſſen,
So ſchön und ſo edel erſcheint ſie zugleich,
Entſproſſen aus tüchtigem Kerne,
Wie macht ſie den Vater, den theuren, ſo reich! —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Da reitet ein fürſtlicher Ritter heran,
Sie recket die Hand aus, der Gabe zu nahn,
Almoſen will er nicht geben.
Er faſſet das Händchen ſo kräftiglich an:
Die will ich! ſo ruft er, aufs Leben.
Erkennſt du, erwiedert der Alte, den Schatz,
Erhebſt du zur Fürſtin ſie gerne;
Sie ſey dir verlobet auf grünendem Platz —
Die Kinder die hören es gerne.

Sie ſegnet der Prieſter am heiligen Ort,
Mit Luſt und mit Unluſt nun ziehet ſie fort,
Sie möchte vom Vater nicht ſcheiden.
Der Alte der wandelt nun hier und bald dort,
Er träget in Freuden ſein Leiden.
So hab' ich mir Jahre die Tochter gedacht,
Die Enkelein wohl in der Ferne,
Sie ſegn' ich bei Tage, ſie ſegn' ich bey Nacht —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Er ſegnet die Kinder; da poltert's am Thor,
Der Vater da iſt er! Sie ſpringen hervor,
Sie können den Alten nicht bergen —
Was lockſt du die Kinder! du Bettler! du Thor!
Ergreift ihn, ihr eiſernen Schergen!
Zum tiefſten Verlies den Verwegenen fort!
Die Mutter vernimmt's in der Ferne,
Sie eilet, ſie bittet mit ſchmeichelndem Wort —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Die Schergen ſie laſſen den Würdigen ſtehn,
Und Mutter und Kinder ſie bitten ſo ſchön,
Der fürſtliche Stolze verbeißet
Die grimmige Wuth, ihn entrüſtet das Flehn,
Bis endlich ſein Schweigen zerreißet.
Du niedrige Brut! du vom Bettlergeſchlecht!
Verfinſterung fürſtlicher Sterne!
Ihr bringt mir Verderben! Geſchieht mir doch Recht —
Die Kinder ſie hörens nicht gerne.

Noch ſtehet der Alte mit herrlichem Blick,
Die eiſernen Schergen ſie treten zurück,
Es wächſt nur das Toben und Wüten.
Schon lange verflucht' ich mein ehliches Glück,
Das ſind nun die Früchte der Blüthen!
Man leugnete ſtets, und man leugnet mit Recht,
Daß je ſich der Adel erlerne,
Die Bettlerinn zeugte mir Bettlergeſchlecht —
Die Kinder ſie hörens nicht gerne.

Und wenn euch der Gatte, der Vater verſtößt,
Die heiligſten Bande verwegentlich löſt;
So kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, ſo ergraut und entblößt,
Euch herrliche Wege zu bahnen.
Die Burg die iſt meine! Du haſt ſie geraubt,
Mich trieb dein Geſchlecht in die Ferne.
Wohl bin ich mit köſtlichen Siegeln beglaubt! —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Rechtmäßiger König er kehret zurück,
Den Treuen verleiht er entwendetes Glück,
Ich löſe die Siegel der Schätze.
So rufet der Alte mit freundlichem Blick:
Euch künd' ich die milden Geſetze.
Erhole dich, Sohn! Es entwickelt ſich gut,
Heut einen ſich ſelige Sterne,
Die Fürſtinn ſie zeugte dir fürſtliches Blut —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Luſt und Qual.

Knabe ſaß ich, Fiſcherknabe,
Auf dem ſchwarzen Fels im Meer,
Und, bereitend falſche Gabe,
Sang ich lauſchend rings umher.
Angel ſchwebte lockend nieder;
Gleich ein Fiſchlein ſtreift und ſchnappt.
Schadenfrohe Schelmenlieder
Und das Fiſchlein war ertappt.

Ach! am Ufer, durch die Fluren,
Ins Geklüfte tief zum Hayn,
Folgt' ich einer Sohle Spuren,
Und die Hirtinn war allein.
Blicke ſinken, Worte ſtocken! —
Wie ein Taſchenmeſſer ſchnappt
Faßte ſie mich in die Locken
Und das Bübchen war ertappt.

Weiß doch Gott mit welchem Hirten
Sie auf's neue ſich ergeht!
Muß ich in das Meer mich gürten,
Wie es ſauſet, wie es weht.
Wenn mich oft im Netze jammert
Das Gewimmel groß und klein;
Immer möcht' ich noch umklammert
Noch von ihren Armen ſeyn!

März.

Es iſt ein Schnee gefallen,
Denn es iſt noch nicht Zeit
Daß von den Blümlein allen,
Daß von den Blümlein allen
Wir werden hoch erfreut.

Der Sonnenblick betrüget
Mit mildem falſchem Schein,
Die Schwalbe ſelber lüget,
Die Schwalbe ſelber lüget;
Warum? Sie kommt allein!

Sollt' ich mich einzeln freuen,
Wenn auch der Frühling nah?
Doch kommen wir zu zweyen,
Doch kommen wir zu zweyen,
Gleich iſt der Sommer da.

April.

Augen ſagt mir, ſagt was ſagt ihr?
Denn ihr ſagt was gar zu Schönes,
Gar des lieblichſten Getönes;
Und in gleichem Sinne fragt ihr.

Doch ich glaub' euch zu erfaſſen:
Hinter dieſer Augen Klarheit
Ruht ein Herz in Lieb' und Wahrheit
Jetzt ſich ſelber überlaſſen;

Dem es wohl behagen müßte,
Unter ſo viel ſtumpfen, blinden,
Endlich einen Blick zu finden
Der es auch zu ſchätzen wüßte.

Und indem ich dieſe Chiffern
Mich verſenke zu ſtudiren,
Laßt euch ebenfalls verführen
Meine Blicke zu entziffern!

M a y.

Leichte Silberwolken ſchweben
Durch die erſt erwärmten Lüfte,
Mild, von Schimmer ſanft umgeben,
Blickt die Sonne durch die Düfte.
Leiſe wallt und drängt die Welle
Sich am reichen Ufer hin,
Und wie reingewaſchen helle,
Schwankend hin und her und hin,
Spiegelt ſich das junge Grün.

Still iſt Luft und Lüftchen ſtille;
Was bewegt mir das Gezweige?
Schwüle Liebe dieſer Fülle,
Von den Bäumen durch's Geſträuche.
Nun der Blick auf einmal helle,
Sieh! der Bübchen Flatterſchaar,
Das bewegt und regt ſo ſchnelle,
Wie der Morgen ſie gebahr,
Flügelhaft ſich Paar und Paar.

Fangen an das Dach zu flechten; —
Wer bedürfte dieſer Hütte?
Und, wie Zimmrer, die gerechten,
Bank und Tiſchen in der Mitte!
Und ſo bin ich noch verwundert,
Sonne ſinkt, ich fühl' es kaum;
Und nun führen aber hundert
Mir das Liebchen in den Raum,
Tag und Abend, welch ein Traum!

J u n i.

Hinter jenem Berge wohnt
Sie, die meine Liebe lohnt.
Sage Berg was iſt den das?
Iſt mir doch als wärſt du Glas.

Und ich wär' nicht weit davon.
Denn ſie kommt, ich ſeh' es ſchon,
Traurig, denn ich bin nicht da,
Lächelnd, ja, ſie weiß es ja!

Nun ſtellt ſich dazwiſchen
Ein kühles Thal, mit leichten Büſchen,
Bächen, Wieſen und dergleichen,
Mühlen und Rändern, den ſchönſten Zeichen
Daß da gleich wird eine Fläche kommen,
Weite Felder unbeklommen.
Und ſo immer, immer heraus,
Bis mir an Garten und Haus!

Aber wie geſchicht's?
Freut mich das alles nicht —
Freute mich des Geſichts
Und der zwey Aeuglein Glanz,
Freute mich des leichten Gangs,
Und wie ich ſie ſeh'
Vom Zopf zur Zeh!

Sie iſt fort, ich bin hier,
Ich bin weg, bin bey Ihr.

Wandelt ſie auf ſchroffen Hügeln,
Eilet ſie das Thal entlang,
Da erklingt es wie mit Flügeln,
Da bewegt ſich's wie Geſang.
Und auf dieſe Jugendfülle,
Dieſer Glieder frohe Pracht
Harret einer in der Stille,
Den ſie einzig glücklich macht.

Liebe ſteht ihr gar zu ſchön,
Schönres hab' ich nie geſehn.
Bricht ihr doch ein Blumenflor
Aus dem Herzen leicht hervor.

Denk' ich: ſoll es doch ſo ſeyn!
Das erquickt mir Mark und Bein;
Wähn' ich wohl, wenn ſie mich liebt,
Daß es noch was beßres giebt?

Und noch ſchöner iſt die Braut,
Wenn ſie ſich mir ganz vertraut,
Wenn ſie ſpricht und mir erzählt
Was ſie freut und was ſie quält.

Wie's ihr iſt und wie's ihr war;
Kenn' ich ſie doch ganz und gar.
Wer gewänn' an Seel' und Leib
Solch ein Kind und ſolch ein Weib.

Frühling übers Jahr.

Das Beet ſchon lockert
Sich's in die Höh,
Da wanken Glöckchen
So weiß wie Schnee;
Saffran entfaltet
Gewaltge Glut;
Smaragden keimt es
Und keimt wie Blut.
Primeln ſtolziren
So naſeweis,
Schalkhafte Veilchen
Verſteckt mit Fleiß;
Was auch noch alles
Da regt und webt,
Genug der Frühling
Er wirkt und lebt.

Doch was im Garten
Am reichſten blüht
Das iſt des Liebchens
Lieblich Gemüth.
Da glühen Blicke
Mir immerfort,
Erregend Liedchen,
Erheiternd Wort;
Ein immer offen,
Ein Blüthenherz,
Im Ernſte freundlich
Und rein im Scherz.
Wenn Roſ' und Lilie
Der Sommer bringt,
Er doch vergebens
Mit Liebchen ringt.

Fürs Leben.

Nach dieſem Frühlingsregen
Den wir ſo warm erfleht,
Weibchen, o! ſieh den Segen
Der unſre Flur durchweht!
Bis in die blaue Trübe
Verliert ſich unſer Blick.
Hier wandelt noch die Liebe,
Hier hauſet noch das Glück.

Das Pärchen weißer Tauben,
Du ſiehſt, es fliegt dorthin,
Wo, um beſonnte Lauben,
Gefüllte Veilchen blühn.
Dort banden wir zuſammen
Den allererſten Strauß,
Dort ſchlugen unſre Flammen
Zuerſt gewaltig aus.

Doch als uns vom Altare,
Nach dem beliebten Ja,
Mit manchem jungen Paare,
Der Pfarrer eilen ſah;
Da gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf,
Da war die Welt gewonnen
Für unſern Lebenslauf.

Und hunderttauſend Siegel
Bekräftigten den Bund,
Im Wäldchen, auf dem Hügel,
Im Buſch am Wieſengrund,
In Höhlen, im Gemäuer,
Auf des Geklüftes Höh',
Und Amor trug das Feuer
Selbſt in das Rohr am See.

Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu zwey;
Doch anders war's beſchieden
Und ſieh! wir waren drey,
Und vier' und fünf' und ſechſe;
Sie ſaßen um den Topf,
Und nun ſind die Gewächſe
Faſt all' uns übern Kopf.

Und dort, in ſchöner Fläche,
Das neugebaute Haus
Umſchlingen Pappelbäche,
So freundlich ſieht's heraus.
Wer ſchaffte wohl da drüben
Sich dieſen frohen Sitz?
Iſt es, mit ſeiner Lieben,
Nicht unſer braver Fritz?

Und wo, im Felſengrunde,
Der eingeklemmte Fluß
Sich, ſchäumend, aus dem Schlunde
Auf Räder ſtürzen muß.
Man ſpricht von Müllerinnen
Und wie ſo ſchön ſie ſind;
Doch immer wird gewinnen
Dort hinten unſer Kind.

Doch wo das Grün, ſo dichte;
Um Kirch' und Raſen ſteht,
Da wo die alte Fichte
Allein zum Himmel weht,
Da ruhet unſrer Todten
Frühzeitiges Geſchick,
Und leitet, von dem Boden,
Zum Himmel unſern Blick.

Es blitzen Waffenwogen
Den Hügel, ſchwankend, ab.
Das Herr es kommt gezogen,
Das uns den Frieden gab.
Wer, mit der Ehrenbinde,
Bewegt ſich ſtolz voraus?
Es gleichet unſerm Kinde!
So kommt der Carl nach Haus;

Den liebſten aller Gäſte
Bewirthet nun die Braut;
Sie wird, am Friedensfeſte,
Dem Treuen angetraut;
Und zu den Feyertänzen
Drängt jeder ſich herbei;
Da ſchmückeſt du mit Kränzen
Der jüngſten Kinder drey.

Bei Flöten und Schalmeyen
Erneuert ſich die Zeit,
Da wir uns einſt, im Reihen,
Als junges Paar gefreut,
Und in des Jahres Laufe,
Die Wonne fühl' ich ſchon!
Begleiten wir zur Taufe
Den Enkel und den Sohn.

Für ewig.

Denn was der Menſch in ſeinen Erde-
ſchranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundſchaft, die nicht Zweifelſorge
kennt,
Das Licht, das Weiſen nur zu einſamen
Gedanken,
Das Dichtern nur in ſchönen Bildern brennt,
Das hatt' ich all', in meinen beſten Stunden,
In Ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Zwiſchen beyden Welten.

Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächſten Nähe,
William! Stern der ſchönſten Höhe,
Euch verdank' ich was ich bin.
Tag' und Jahre ſind verſchwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden,
Meines Werthes Vollgewinn.

Aus einem Stammbuch, von 1604.

Hoffnung beſchwingt Gedanken, Liebe Hoffnung;
In klarſter Nacht hinauf zu Cynthien Liebe.
Und ſprich: wie ſie ſich oben umgeſtaltet,
So auf der Erde ſchwindet, wächſt mein Glück.
Und wiſpere ſanft-beſcheiden ihr ans Ohr,
Wie Zweifel oft das Haupt hing, Treue thränte.
Und ihr Gedanken, mißzutrauen geneigt,
Beſchilt euch die Geliebte deſſenthalb,
So ſagt: ihr wechſelt zwar, doch ändert nicht,
Wie ſie dieſelbe bleibt und immer wechſelt.
Untrauen tritt in's Herz, vergiftet's nicht,
Denn Lieb' iſt ſüßer von Verdacht gewürzt.

Wenn ſie verdrießlich dann das Aug' umwölkt,
Des Himmels Kläre widerwärtig ſchwärzt,
Dann Seufzer-Winde ſcheucht die Wolken
weg,
Thränt nieder ſie in Regen aufzulöſen.
Gedanke, Hoffnung, Liebe bleibt nur dort,
Bis Cynthia ſcheint wie ſie mir ſonſt gethan.

Shakespeare.

Saturnus eigne Kinder frißt,
Hat irgend kein Gewiſſen;
Ohne Senf und Salz und wie ihr wißt
Verſchlingt er euch den Biſſen.

Shakespearen ſollt' es auch ergehn
Nach hergebrachter Weiſe: —
Den hebt mir auf, ſagt Polyphem,
Daß ich zuletzt ihn ſpeiſe.

Il conte di Carmagnola Tragedia di Aleſſandro Manzoni. Milano 1820.

Dieſes Trauerſpiel, welches wir ſchon früher angekündigt, verdient auf jede Weiſe nunmehr eine nähere Betrachtung und Beherzigung. Gleich zu Anfang ſeiner Vorrede wünſcht der Verfaſſer jeden fremden Maßſtab beſeitigt, worin wir mit mit vollkommen übereinſtimmen, indem ein ächtes Kunſtwerk, ſo wie ein geſundes Naturproduct, aus ſich ſelbſt beurtheilt werden ſoll. Ferner giebt er an, wie man bey einer ſolchen Schätzung verfahren müſſe. Zuerſt ſolle man unterſuchen und einſehen was denn eigentlich der Dichter

ſich vorgeſetzt, ſodann ſcharf beurtheilen, ob dieſes Vornehmen auch vernünftig und zu billigen ſey, um endlich zu entſcheiden, ob er dieſem Vorſatze denn auch wirklich nachgekommen? Solchen Forderungen gemäß haben wir uns den deutlichſten Begriff von Herrn Manzonis Abſichten zu verſchaffen geſucht; wir haben dieſelben löblich, natur- und kunſtgemäß gefunden und uns zuletzt, nach genaueſter Prüfung, überzeugt daß er ſein Vorhaben meiſterhaft ausgeführt. Nach dieſer Erklärung könnten wir nun eigentlich abtreten, mit dem Wunſche: daß alle Freunde der italiäniſchen Literatur ein ſolches Werk mit Sorgfalt leſen und daſſelbe, wie wir gethan, frey und freundlich beurtheilen möchten.

Allein dieſe Dichtart findet Gegner in Italien und möchte auch nicht allen Deutſchen zuſagen, weßhalb es denn Pflicht ſeyn will unſer unbedingtes Lob zu motiviren und zu zeigen: wie wir es, nach des Verfaſſers

Wunſch und Willen, aus dem Werke ſelbſt hervorgehoben.

In gedachter Vorrede erklärt er ferner ohne Hehl daß er ſich von den ſtrengen Bedingungen der Zeit und des Ortes losſage, führt Auguſt Wilhelm Schlegels Aeußerungen hierüber als entſcheidend an und zeigt die Nachtheile der bisherigen, ängſtlich, beſchränkten Behandlung. Hier findet freylich der Deutſche nur das Bekannte, ihm begegnet nichts dem er widerſprechen möchte; allein die Bemerkungen des Hrn. Manzoni ſind dennoch aller Aufmerkſamkeit auch bey uns werth. Denn obgleich dieſe Angelegenheit in Deutſchland lange genug durchgeſprochen und durchgeſochten worden; ſo findet doch ein geiſtreicher Mann, der eine gute Sache aufs neue, unter andern Umſtänden, zu vertheidigen angeregt wird, immer wieder eine friſche Seite, von der ſie zu betrachten und zu billigen iſt und ſucht die Argumente der Gegner mit neuen

Gründen zu entkräften und zu widerlegen; wie denn der Verfaſſer einiges anbringt welches den gemeinen Menſchenverſtand anlächelt und ſelbſt dem ſchon Ueberzeugten wohlgefällt.

Sodann in einem beſondern Aufſatz giebt er hiſtoriſche Notizen, inſofern ſie nöthig ſind, um jene Zeitläufte und die in denſelben zeitgemäß handelnden Perſonen näher kennen zu lernen.

Graf Carmagnola, ohngefähr 1390 geboren, vom Hirtenleben zum abenteuerlichſten Soldatenſtand aufgerufen, ſchwingt ſich nach und nach durch alle Grade, ſo daß er zuletzt als oberſter Heerführer die Beſitzungen des Herzogs von Mayland, Johann Maria Visconti, durch glückliche Feldzuge ausbreitend und ſichernd, zu hohen Ehren gelangt und ihm ſogar eine Verwandte des Fürſten angetraut wird. Aber eben der kriegeriſche Charakter des Mannes, dieſe heftige, unwi-

derſtehliche Thätigkeit, dieß ungeduldige Vordringen, entzweyt ihn mit ſeinem Herrn und Gönner; der Bruch wird unheilbar und er widmet ſich 1425 Venitianiſchen Dienſten.

In jener wildkriegeriſchen Zeit, wo jeder der ſich ſtark an Körper und Seele fühlte, zur Gewaltthätigkeit hinſtrebend, bald für ſich mit wenigen, bald im Dienſte eines andern, unter dem Schein irgend einer gerechten Forderung, ſeine Kriegsluſt befriedigte, war der Soldatenſtand eine eigne Art von Handwerk. Dieſe Leute vermietheten ſich hin und wieder nach Willkühr und Vortheil, ſchloſſen Accorde wie andere Handwerker, untergaben ſich, in verſchiedenen Banden und Abſtufungen, durch Uebereinkunft demjenigen, der ſich durch Tapferkeit, Klugheit, Erfahrung und Vorurtheil großes Zutrauen zu verſchaffen gewußt. Dieſer mit ſeinen Söldnern vermiethete ſich wieder an Fürſten, Städte und wer ſeiner bedurfte.

Alles beruhte nun auf Perſönlichkeit, und zwar auf jener kräftigen, gewaltſamen, weder Bedingung noch Hinderniß anerkennenden Perſönlichkeit; wer ſolche beſaß wollte denn freylich im Geſchäfte für fremde Rechnung unternommen ſeines eignen Vortheils nicht vergeſſen. Das Wunderlichſte, obgleich ganz Natürliche in dieſem Verhältniß war der Umſtand, daß ſolche Krieger, vom oberſten bis zum unterſten, in zwey Heeren gegeneinander ſtehend, eigentlich keine feindſeligen Geſinnungen fühlten, ſie hatten ſchon oft mit- und gegeneinander gedient und hofften künftig denſelben Schauplatz noch mehrmals zu betreten; deßwegen kam es nicht gleich zum Todtſchlagen, es fragte ſich, wer den andern zum Weichen brächte, in die Flucht jagte oder gefangen nähme. Hierdurch wurden gar manche Scheingefechte veranlaßt, deren unglücklichen Einfluß auf wichtige, anfänglich mit gutem Glück geführte Züge uns die Geſchichte mehrmals ausdrücklich überliefert. Bey

einer ſolchen läßlichen Behandlung eines bedeutenden Geſchäfts erwuchſen große Mißbräuche, welche der Hauptabſicht widerſtrebten. Man erwies den Gefangenen große Milde, jeder Hauptmann nahm ſich das Recht die welche ſich ihm ergaben zu entlaſſen. Wahrſcheinlich begünſtigte man anfangs nur alte Kriegskameraden, die ſich zufällig auf die Seite des Feindes geſtellt hatten, dieß aber ward nach und nach ein unerläßlicher Gebrauch; und, wie die Untergeordneten ohne den Obergeneral zu fragen ihre Gefangenen entließen, ſo entließ er ſeine Gefangenen ohne des Fürſten Wiſſen und Willen, wodurch denn, wie durch manche andere Inſubordinationsfälle, das Hauptgeſchäft allzuſehr gefährdet wurde.

Nun hatte überdieß noch ein jeder Condottier neben den Zwecken ſeines Herrn auch die ſeinigen vor Augen, um ſich nach und nach ſo viel Güter und Gewalt, ſo viel An-

ſehn und Zutrauen zu erwerben, damit er ſich vielleicht, von einem wandelbaren Kriegsfürſten, zu einem beſtätigten Friedens- und Landesfürſten erheben möchte, wie ſo Vielen vor- und neben ihm gelungen; woraus denn Mißtrauen, Spaltung, Feindſchaft und Groll zwiſchen Diener und Herrn nothwendig erfolgen mußte.

Denke man ſich nun den Graf Carmagnola als einen ſolchen Miethhelden, der ſeine hochſinnigen Plane wohl haben mochte, dem aber die in ſolchen Fällen höchſt nöthige Verſtellungskunſt, ſcheinbares Nachgeben, zur rechten Zeit einnehmendes Betragen, und was ſonſt noch erfordert wird, völlig abging, der vielmehr keinen Augenblick ſeinen heftigen, ſtörriſchen, eigenwilligen Charakter verleugnete; ſo wird man gar bald den Widerſtreit vorahnen, der zwiſchen einer ſolchen Willkühr und der höchſten Zweckmäßigkeit des venetianiſchen Senats entſtehen müſſe. Und hier wird nun der Ein-

ſichtige den vollkommen prägnanten, tragiſchen, unausgleichbaren Stoff anerkennen, deſſen Entwickelung und Ausbildung ſich in gegenwärtigem Stücke entfaltet. Zwey unvereinbare, einander widerſprechende Maſſen glauben ſich vereinigen, Einem Zwecke widmen zu können. Zwey entgegengeſetzte Denkweiſen, wie ſie Harniſch und Toga geziemen, ſehen wir in vielen Individuen muſterhaft, mannigfaltig gegenübergeſtellt, und zwar ſo wie ſie allein in der angenommenen Form darzuſtellen geweſen, wodurch dieſe völlig legitimirt und vor jedem Widerſpruch völlig geſichert wird. Damit wir aber den weitern Verlauf ordnungsgemäß einleiten, ſo folge hier der Gang der Tragödie, Scene für Scene.

Erſter Act.

Der Doge trägt dem Senate die Angelegenheit vor, ſie iſt folgende: die Florentiner haben die Republik um Allianz gegen den Her-

zog von Mayland angerufen, deſſen Geſandten noch in Venedig verweilen, um ein gutes Verhältniß zu unterhandeln. Carmagnola lebt als Privatmann daſelbſt, doch ſchon mit einiger Ausſicht Heerführer zu werden. Meuchelmörderiſch wird er angefallen und, wie es ſich ausweiſt, auf Anſtiften der Mayländer, und ſo kann man beyde Theile gewiß von nun an auf ewig getrennt halten.

Der vor den Senat geforderte Graf entwickelt ſeinen Charakter und ſeine Geſinnung.

Nachdem er abgetreten legt der Doge die Frage vor: ob man ihn zum Feldherrn der Republik aufnehmen ſolle? Senator Marino votirt gegen den Grafen mit großer Einſicht und Klugheit, Senator Marko für ihn mit Zutrauen und Neigung. Wie man ſich zum Stimmen anſchickt ſchließt die Scene.

In ſeinem Hauſe finden wir den Grafen allein, Marko tritt hinzu, verkündigt ihm die Kriegserklärung und ſeine Erwählung zum Feldherrn; erſucht ihn aber, freundſchaftlich aufs dringendſte, den heftigen, ſtolzen, ſtörriſchen Charakter zu bezähmen, der ſein gefährlichſter Feind ſey, da er ihm ſo viel bedeutende Menſchen zu Feinden mache.

Nunmehr liegen alſo ſämmtliche Verhältniſſe klar vor den Augen der Zuſchauer, die Expoſition iſt vollkommen abgethan und wir dürfen ſie wohl muſterhaft nennen.

Zweyter Act.

Wir verſetzen uns in das Herzogl. Mayländiſche Lager. Mehrere Condottiere, unter Anführung eines Malateſti, ſehen wir verſammelt. Hinter Sümpfen und Buſch-

wäldern iſt ihre Stellung höchſt vortheilhaft, nur auf einem Damm könnte man zu ihnen gelangen. Carmagnola, der ſie nicht angrei= fen kann, ſucht ſie, durch kleine Beſchädigun= gen und große Inſulte, aus der Faſſung zu bringen, auch ſtimmen die jüngeren, unbe= dachteren für den Angriff. Nur Pergola, ein alter Kriegsmann, widerſetzt ſich, einige zweifeln, der Heerführer iſt ſeiner Stelle nicht gewachſen. Ein aufgeregter Zwiſt un= terrichtet uns von der Lage der Dinge; wir lernen die Menſchen kennen und ſehen zuletzt den weiſeſten Rath, durch leidenſchaftliche Un= beſonnenheit, überſtimmt. Eine treffliche und auf dem Theater gewiß höchſt wirkſame Scene.

Aus dieſem tumultuariſchen Vielgeſpräch begeben wir uns in das Zelt des einſamen Grafen. Kaum haben wir ſeinen Zuſtand, in einem kurzen Monolog, erfahren, ſo wird

gemeldet daß die Feinde, ihn anzugreifen, jene vortheilhafte Stellung verlaſſen. An die ſchnellgeſammelten Untergeordneten vertheilt er mit geflügelten Worten ſeine Befehle, alles horcht und gehorcht ohne Zaudern, freudig und feurig.

Dieſe kurze, thatenſchwangre Scene macht einen trefflichen Contraſt mit der vorhergehenden langen, vielſpältigen, und hier hat ſich der Verfaſſer vorzüglich als geiſtreichen Dichter bewieſen.

Ein Chor tritt ein, welcher, in ſechzehn Stanzen, eine herrliche Beſchreibung des Gefechtes vorträgt, ſich aber auch zuletzt in Klagen und traurige Betrachtungen über das Kriegsunheil, beſonders im Innern der Nation ergießt.

Dritter Act.

Im Zelte des Grafen treffen wir ihn mit einem Commiſſair der Republik; dieſer, dem Sieger Glück wünſchend, verlangt nun ſo große Vortheile auch verfolgt, genutzt zu ſehen, wozu der Graf keine Luſt bezeigt; durch die Zudringlichkeit des Commiſſairs verſtärkt ſich nur der eigenſinnige Widerſtand.

Schon werden beyde leidenſchaftlicher als nun gar ein zweyter Mitgeordneter eintritt und ſich höchlich beklagt daß jeder einzelne Condottier ſeine Gefangenen loslaſſe, welches der Graf als Herkommen und Kriegsgebrauch nicht tadeln will; vielmehr, indem zur Sprache kommt daß ſeine Gefangenen noch nicht entlaſſen ſeyen, ſie vorfordert und ſie, den Commiſſarien ins Geſicht trotzend, entläßt. Noch nicht genug, den Sohn des alten Kriegs-

helden Pergola erkennt er unter dem ſcheidenden Haufen, begegnet ihm aufs freundlichſte und läßt es an gleichen Aufträgen an den Vater nicht fehlen. Sollte das nicht Unwillen, Verdacht erregen?

Die Commiſſarien zurückbleibend überdenken und beſchließen; ihr Spiel iſt ſich zu verſtellen, alles was der Graf thut zu billigen, ehrfurchtsvoll zu loben, indeſſen im Stillen zu beobachten und heimlich zu berichten.

Vierter Act.

Im Saal der Zehnherrn zu Venedig finden wir Marko, den Freund des Grafen, vor Marino, dem Feinde deſſelben, als vor heimlichem Gericht; jenem wird die Freundſchaft zu Carmagnola als Verbrechen an-

gerechnet, das Benehmen des Feldherrn, politiſch = kalt, als verbrecheriſch dargeſtellt, wogegen des Freundes ſittlich = edle Vertheidigung nicht hinreicht. Marko erhält, als gnädige Halbſtrafe, den Auftrag ſogleich nach Theſſalonich, gegen die Türken abzugehen; er vernimmt, des Grafen Untergang ſey beſchloſſen, ohne daß menſchliche Gewalt, noch Liſt ihn retten könne. Wollte Marko, heißt es, nur einen Hauch, nur einen Wink verſuchen, um den Grafen zu warnen; ſo wären beyde augenblicks unwiederbringlich verloren.

Ein Monolog des Marko in dieſer Verlegenheit iſt von der reinſten, gefühlvoll und glücklich abgeſponnenen Selbſtqual.

Der Graf im Zelte; Wechſelreden zwiſchen ihm und Gonzaga ſchildern ſeine Lage. Voll Vertrauen auf ſich und ſeine Unentbehr-

lichkeit ahndet er nichts von dem Mordanſchlag, lehnt des Freundes Bedenklichkeiten ab und folgt einer ſchriftlichen Einladung nach Venedig.

Fünfter Act.

Der Graf vor dem Doge und den Zehnen. Man befragt ihn zum Schein über die Friedensbedingungen, die der Herzog vorſchlägt, bald aber zeigt ſich die Unzufriedenheit, der Verdacht des Senats. Die Maske fällt und der Graf wird gefangen genommen.

Haus des Grafen. Gemahlin und Tochter ihn erwartend. Gonzaga bringt ihnen die Trauernachricht.

Im Gefängniß finden wir den Grafen, zu ihm Gemahlin und Tochter und Gonzaga.

Nach kurzem Abſchied wird er zum Tod geführt.

Ueber eine Verfahrungsart, die Scenen auf dieſe Weiſe an einander zu reihen, können die Stimmen getheilt ſeyn, uns gefällt ſie als eine eigene Weiſe gar wohl. Der Dichter kann hier in bündiger Kürze fortſchreiten, Mann folgt auf Mann, Bild auf Bild, Ereigniß auf Ereigniß, ohne Vorbereitung und Verſchränkung. Der Einzelne, wie die Maſſe exponirt ſich beym Auftreten gleich auf der Stelle, handelt und wirkt ſo fort bis der Faden abgelaufen iſt.

Unſer Dichter hat auf dieſem Weg, ohne, weder in Behandlung noch Ausführung lakoniſch zu ſeyn, ſich ſehr kurz gefaßt. Seinem ſchönen Talent iſt eine natürlich-freye, bequeme Anſicht der ſittlichen Welt gegeben, die ſich dem Leſer und Zuſchauer ſogleich mit-

theilt. So iſt auch ſeine Sprache frey, edel, voll und reich, nicht ſententiös, aber, durch große, edle, aus dem Zuſtand herfließende Gedanken, erhebend und erfreuend; das Ganze hinterläßt einen wahrhaft weltgeſchichtlichen Eindruck.

Sind wir nun aber in wohlmeynender Entfaltung des Stücks ſo weit gegangen, wird man wohl die Entwicklung der Charaktere gleichfalls erwarten. Da ſieht man denn gleich bey der ſummariſchen Aufzählung der Perſonen, daß der Verfaſſer mit einem krittelnden Publicum zu thun hat, über das er ſich nach und nach ganz erheben muß. Denn gewiß nicht aus eignem Gefühl und Ueberzeugung hat er ſeine Perſonen in hiſtoriſche und ideelle getheilt. Da wir unſere unbedingte Zufriedenheit mit ſeiner Arbeit ausgeſprochen, ſo erlaube er uns hier ihn zu bitten, daß er jenen Unterſchied niemals wieder gelten laſſe. Für den Dichter iſt keine

Perſon hiſtoriſch, es beliebt ihm ſeine ſittliche Welt darzuſtellen und erweiſt zu dieſem Zweck gewiſſen Perſonen aus der Geſchichte die Ehre ihren Namen ſeinen Geſchöpfen zu leihen. Herrn Manzoni dürfen wir zum Ruhm nachſagen daß ſeine Figuren alle aus Einem Guß ſind, eine ſo ideell wie die andere. Sie gehören alle zu einem gewiſſen politiſch-ſittlichen Kreiſe, ſie haben zwar keine individuellen Züge, aber, was wir bewundern müſſen, ein jeder, ob er gleich einen beſtimmten Begriff ausdrückt, hat doch ſo ein gründliches, eigenes, von allen übrigen verſchiedenes Leben, daß man, wenn auf dem Theater die Schauſpieler an Geſtalt, Geiſt und Stimme zu dieſen dichteriſchen Gebilden paſſend gefunden werden, man ſie durchaus für Individuen halten wird und muß.

Und nun zu dem Einzelnen. Vom Grafen ſelbſt, den man ſchon genug kennt, bleibt wenig zu ſagen. Die alte

Forderung des Theoriſten daß ein tragiſcher Held nicht vollkommen, nicht fehlerfrey ſeyn müſſe, findet ſich auch hier befriedigt. Vom rohen, kräftigen Natur- und Hirten-Stande, gewaltſam kämpfend, heraufgewachſen, gehorcht Carmagnola ſeinem ungebändigten, unbedingten Willen; keine Spur von ſittlicher Bildung iſt zu bemerken; auch die nicht einmal deren der Menſch zu eignem Vortheil bedarf. An Kriegs-Liſten mag's ihm nicht fehlen; wenn er aber auch politiſche Zwecke hat, die man nicht gerade deutlich ſieht, ſo weiß er nicht dieſelben durch ſcheinbare Nachgiebigkeit zu erreichen und zu ſichern; und wir müſſen auch hier den Dichter höchlich loben, der den, als Feldherrn unvergleichlichen Mann in politiſchen Bezügen untergehen läßt; ſo wie der kühnſte Schiffer, der, Compaß und Sonde verachtend, ſogar im Sturm die Segel nicht einziehen wollte, nothwendig ſcheitern müßte.

Wie nun ein ſolcher Mann ſich in Rüſtung und Gewand knapp erweiſt, ſo hat ihm der Dichter auch eine nahe, ſich feſt anſchlieſsende Umgebung verliehen.

Gonzaga, ruhig, rein, unmittelbar an der Seite des Helden zu kämpfen gewohnt, geradſinnig, des Freundes Heil bedenkend, herandrohende Gefahren bemerkend. Vortrefflich iſt es wenn in der dritten Scene des vierten Actes Carmagnola, der ſich als Heldenmann rüſtig fühlt, ſich auch klüger dünkt als der verſtändige Freund. Und ſo begleitet ihn Gonzaga auf dem, erſt gefährlichen, dann tödtlichen Schritt, und übernimmt zuletzt die Sorge für Gemahlin und Tochter. Zwei dem Grafen untergebene Condottiers, Orſini und Tolentino, erklären lakoniſch ihre Thatkraft; mit wenigen Worten iſt alles abgethan.

Wenn wir uns nun zum feindlichen Heere wenden, ſo finden wir gerade das Ge-

gentheil. Malateſti, ein unzulänglicher Ober-General, erſt zweifelhaft, zuletzt von der heftigen Parthei, von Sforza und Fortebraccio hingeriſſen, welche die Ungeduld der Soldaten als Argument zum Kampfe lebhaft vorbringen. Pergola, ein alter erfahrner Kriegsmann, und Torello, von mittlerem Alter, aber einſichtig, werden überſtimmt. Der Zwiſt belebt ſich bis zu Beleidigungen, eine heldenmüthige Verſöhnung geht vor dem Kampfe voraus. Nachher unter den Gefangenen finden wir keinen Anführer, nur der in der Menge entdeckte Sohn des Pergola giebt dem Grafen Gelegenheit im edelſten Sinne ſeine Hochachtung für einen alten Kriegshelden auszuſprechen.

Nun werden wir in den venetianiſchen Senat eingeführt. Der Doge präſidirt. Er ſtellt das oberſte, reine, unzertheilte Staats-Princip vor, das Zünglein in der Wage, das ſich ſelbſt und die Schaalen beobachtet;

ein Halbgott, bedächtig ohne Sorgen, vorſichtig ohne Mißtrauen; wenn gehandelt werden ſoll, geneigt zu wohlwollendem Entſchluß. Marino, das der Welt unentbehrliche, ſcharfe, ſelbſtiſche Princip, welches hier untadelig erſcheint, da es nicht zu perſönlichem Intereſſe, ſondern zu einem großen, unüberſehlichen Ganzen wirkt; wachſam, auf Gewalt eiferſüchtig, den beſtehenden Zuſtand als das Höchſte und Beßte betrachtend. Carmagnola iſt ihm ganz und gar nichts als ein Werkzeug zu Zwecken der Republik, welches, unnütz und gefährlich erſcheinend, ſogleich zu verwerfen iſt.

Marco, das löbliche menſchliche Princip. Ein Sittlich-Gutes ahndend, fühlend, anerkennend. Das Tüchtige, Große, Mächtige verehrend, die ſolchen Eigenſchaften zugeſellten Fehler bedaurend, Beſſerung hoffend und glaubend, einem einzelnen wichtigen Manne zugethan und deßhalb, ohne es zu ahnden, im Widerſtreit mit ſeinen Pflichten.

Die zwei Commiſſarien, vorzügliche Männer, ganz ihrer Sendung werth. Sie treten auf, ihrer Stelle, ihres Amts, ihrer Pflicht ſich bewußt; ſie wiſſen von wem ſie geſendet ſind. Bald aber belehrt ſie Carmagnolas Betragen über ihre augenblickliche Ohnmacht. Die Charaktere beyder Abgeordneten ſind vortrefflich abgeſtuft. Der erſte iſt heftiger, zum Widerſtand geneigter, überraſcht von der Verwegenheit des Grafen; erzürnt weiß er ſich kaum zu faſſen. Im Augenblick daß beyde allein ſind zeigt ſich daß der zweyte das Unheil vorausgeſehen. Dieſer nun weiß ſeine Meynung gelten zu machen daß, da ſie die Gewalt nicht haben den Grafen abzuſetzen oder gefangen zu nehmen, ſie ſich verſtellen und Zeit gewinnen müſſen; worin beyde zuletzt übereinſtimmen, obgleich mit Widerwillen des erſten.

Hiermit wären denn die Hauptperſonen genugſam, in Bezug auf jene Scenenfolge,

geſchildert. Nun haben wir noch von dem eingeführten Chor zu reden.

Es iſt keinesweges theilnehmend an der Handlung, ſondern eine aparte Geſellſchaft für ſich, eine Art von lautwerdendem Publicum. Bey der Aufführung müßte man ihm einen beſondern Platz anweiſen, wodurch es ſich ankündigte, wie unſer Orcheſter, welches einſtimmt in das was auf der Bühne geſchieht; ja in der Oper, im Ballet einen integrirenden Theil macht, aber doch nicht zu jenen gehört welche perſönlich erſcheinen, ſprechen, ſingen und handeln.

So viel wir nun aber auch über dieſes lobenswürdige Trauerſpiel beyfällig geſprochen, ſo bliebe doch noch manches zu ſagen und zu entwickeln übrig. Wenn wir jedoch bedenken daß ein ächtes Kunſtwerk ſich ſelbſt ſchon ankündigen, auslegen und vermitteln ſoll, wel-

ches keine verſtändige Proſa nachzuthun vermag; ſo wünſchen wir nur noch dem Verfaſſer Glück, daß er, von alten Regeln ſich losſagend, auf der neuen Bahn ſo ernſt und ruhig vorgeſchritten, dermaßen daß man nach ſeinem Werke gar wohl wieder neue Regeln bilden kann. Wir geben ihm auch das Zeugniß, daß er im Einzelnen mit Geiſt, Wahl und Genauigkeit verfahren, indem wir, bey ſtrenger Aufmerkſamkeit, inſofern dieß einem Ausländer zu ſagen erlaubt iſt, weder ein Wort zuviel gefunden, noch irgend eins vermißt haben. Männlicher Ernſt und Klarheit walten ſtets zuſammen, und wir mögen daher ſeine Arbeit gerne claſſiſch nennen. Er verdiene ſich fortan das Glück in einer ſo ausgebildeten, wohlklingenden Sprache, vor einem geiſtreichen Volke zu ſprechen und ſprechen zu laſſen. Er verſchmähe fernerhin die gemeine Rührung und arbeite nur auf diejenige hin, die uns beym Anſchauen des Erhabenen überraſcht.

Das Versmaß iſt der eilffylbige Jambus, welcher durch abwechſelnde Cäſuren dem freyen Recitativ ganz ähnlich wird, ſo daß eine gefühlvolle geiſtreiche Declamation alſobald mit Muſik zu begleiten wäre.

Dieſe Behandlung des bekannten, der modernen Tragödie, beſonders auch der Deutſchen, höchſt angemeſſenen Versmaßes wird noch durch ein eigenes Uebergreifen des Sinnes (Enjambement) vielbedeutend; die Zeile ſchließt mit Nebenworten, der Gedanke greift über, das Hauptwort ſteht zu Anfang der folgenden Zeile, das regierende Wort wird vom regierten angekündigt, das Subject vom Prädicat; ein großer mächtiger Gang des Vortrags wird eingeleitet und jede epigrammatiſche Schärfe der Endfälle vermieden.

Eine gewiſſenhaft verſuchte Ueberſetzung mehrerer Stellen iſt uns nicht in dem Grade gelungen daß man die Verdieſte des Originals

daran erkennen würde, deßhalb wir den Dichter in ſeinem eigenen Idiom ſprechen laſſen.

Atto primo. Scena seconda, il Conte.

Serenissimo Doge, Senatori;
Io sono al punto in cui non posso a voi
Esser grato e fedel, s'io non divengo
Nemico all'uom che mio Signor fu un tempo.
S'io credessi che ad esso il più sottile
Vincolo di dover mi leghi ancora,
L'ombra onorata delle vostre insegne
Fuggir vorrei, viver nell'ozio oscuro
Vorrei, prima che romperlo e me stesso
Far vile agli occhi miei. Dubbio veruno
Sul partito che scelsi in cor non sento,
Perch' egli è giusto ed onorato: il solo
Timor mi pesa del giudizio altrui.
Oh! beato colui, cui la fortuna
Così distinte in suo cammin presenta
Le vie del biasmo e dell' onor ch' ei puote

Correr certo del plauso, e non dar mai
Passo ove trovi a malignar l'intento
Sguardo del suo nemico. Un altro campo
Correr degg'io, dove in periglio sono
Di riportar — forza è pur dirlo — il brutto
Nome d' ingrato, l' insoffribil nome
Di traditor. So che dei Grandi è l' uso
Valersi d'opra ch' essi stiman rea,
E profondere a quei che l' ha compita
Premj e disprezzo, il so; ma io non sono
Nato a questo; e il maggior premio ch'io bramo,
Il solo, egli è la vostra stima, e quella
D'ogni cortese; e — arditamente il dico —
Sento di meritarla. Attesto il vostro
Sapiente giudicio, o Senatori,
Che d'ogni obbligo sciotto inverso il Duca
Mi tengo, e il sono. Se volesse alcuno
Dei beneficj che fra noi son corsi
Pareggiar le ragioni, è noto al mondo
Qual rimarrebbe il debitor dei due. —
Ma di ciò nulla: io fui fedele al Duca
Fin ch'io fui seco, e nol lasciai che quando

Ei mi v'astrinse. Ei mi cacciò del grado
Col mio sangue acquistato: invan tentai
Al mio Signor lagnarmi. I miei nemici
Fatto avean siepe intorno al trono: allora
M'accorsi alfin che la mia vita anch'essa
Stava in periglio: — a ciò non gli diei tempo.
Chè la mia vita io voglio dar, ma in campo,
Per nobil causa, e con onor, non preso
Nella rete dei vili. Io lo lasciai,
E a voi chiesi un asilo; e in questo ancora
Ei mi tese un agguato. Ora a costui
Più nulla io deggio; di nemico aperto
Nemico aperto io sono. All'util vostro
Io servirò, ma franco e in mio proposto
Deliberato, come quei ch'è certo
Che giusta cosa imprende.

Urworte Orphiſch.

Nachſtehende fünf Stanzen ſind ſchon im zweyten Heft der Morphologie abgedruckt, allein ſie verdienen wohl einem größeren Publicum bekannt zu werden; auch haben Freunde gewünſcht daß zum Verſtändniß derſelben einiges geſchähe, damit dasjenige was ſich hier faſt nur ahnen läßt auch einem klaren Sinne gemäß und einer reinen Erkenntniß übergeben ſey.

Was nun von älteren und neueren orphiſchen Lehren überliefert worden, hat man hier zuſammenzudrängen, poetiſch, compendios, lakoniſch vorzutragen geſucht. Dieſe we-

nigen Strophen enthalten viel Bedeutendes in einer Folge, die, wenn man ſie erſt kennt, dem Geiſte die wichtigſten Betrachtungen erleichtert.

Δαιμων, Dämon.

Wie an dem Tag der Dich der Welt verliehen
Die Sonne ſtand zum Gruße der Planeten,
Biſt alſobald und fort und fort gediehen
Nach dem Geſetz wonach Du angetreten.
So mußt Du ſeyn, Dir kannſt Du nicht entfliehen,
So ſagten ſchon Sybillen, ſo Propheten,
Und keine Zeit und keine Macht zerſtückelt
Geprägte Form die lebend ſich entwickelt.

Der Bezug der Ueberſchrift auf die Strophe ſelbſt bedarf einer Erläuterung. Der Dämon bedeutet hier die nothwendige, bey

der Geburt unmittelbar ausgeſprochene, be=gränzte Individualität der Perſon, das Cha=rakteriſtiſche wodurch ſich der Einzelne von je=dem andern, bey noch ſo großer Aehnlichkeit unterſcheidet. Dieſe Beſtimmung ſchrieb man dem einwirkenden Geſtirn zu und es ließen ſich die unendlich mannigfaltigen Bewegungen und Beziehungen der Himmelskörper, unter ſich ſelbſt und zu der Erde, gar ſchicklich mit den mannigfaltigen Abwechſelungen der Geburten in Bezug ſtellen. Hiervon ſollte nun auch das künftige Schickſal des Menſchen ausgehen, und man möchte, jenes erſte zugebend, gar wohl geſtehen daß angeborne Kraft und Ei=genheit mehr als alles Uebrige des Menſchen Schickſal beſtimme.

Deßhalb ſpricht dieſe Strophe die Un=veränderlichkeit des Individiums mit wieder=holter Betheuerung aus. Das noch ſo ent=ſchieden Einzelne kann, als ein Endliches, gar wohl zerſtört, aber, ſo lange ſein Kern zu=

ſammenhält, nicht zerſplittert, noch zerſtückelt werden, ſogar durch Generationen hindurch.

Dieſes feſte, zähe, dieſes nur aus ſich ſelbſt zu entwicklende Weſen kommt freylich in mancherley Beziehungen, wodurch ſein erſter und urſprünglicher Charakter in ſeinen Wirkungen gehemmt, in ſeinen Neigungen gehindert wird, und was hier nun eintritt, nennt unſere Philoſophie

---

Τυχη, das Zufällige.

Die ſtrenge Gränze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einſam bleibſt Du, bildeſt Dich geſellig,
Und handelſt wohl ſo wie ein andrer handelt.
Im Leben iſts bald hin- bald wiederfällig,
Es iſt ein Tand und wird ſo durchgetandelt.
Schon hat ſich ſtill der Jahre Kreis geründet,
Die Lampe harrt der Flamme die entzündet.

Zufällig iſt es jedoch nicht daß einer aus dieſer oder jener Nation, Stamm oder Familie ſein Herkommen ableite: denn die auf der Erde verbreiteten Nationen ſind, ſo wie ihre mannigfaltigen Verzweigungen, als Individuen anzuſehen und die Tyche kann nur bey Vermiſchung und Durchkreuzung eingreifen. Wir ſehen das wichtige Beyſpiel von hartnäckiger Perſönlichkeit ſolcher Stämme an der Judenſchaft; europäiſche Nationen in andere Welttheile verſetzt legen ihren Charakter nicht ab, und nach mehreren hundert Jahren wird in Nordamerika der Engländer, der Franzoſe, der Deutſche gar wohl zu erkennen ſeyn; zugleich aber auch werden ſich bey Durchkreuzungen die Wirkungen der Tyche bemerklich machen, wie der Meſtize an einer klärern Hautfarbe zu erkennen iſt. Bey der Erziehung, wenn ſie nicht öffentlich und nationell iſt, behauptet Tyche ihre wandelbaren Rechte. Säugamme und Wärterinn, Vater oder Vormund, Lehrer oder Aufſeher, ſo wie

alle die erſten Umgebungen, an Geſpielen, ländlicher oder ſtädtiſcher Localität, alles bedingt die Eigenthümlichkeit, durch frühere Entwickelung, durch Zurückdrängen oder Beſchleunigen; der Dämon freylich hält ſich durch alles durch, und dieſes iſt denn die eigenliche Natur, der alte Adam und wie man es nennen mag, der, ſo oft auch ausgetrieben, immer wieder unbezwinglicher zurückkehrt.

In dieſem Sinne einer nothwendig aufgeſtellten Individualität hat man einem jeden Menſchen ſeinen Dämon zugeſchrieben, der ihm gelegentlich ins Ohr raunt was denn eigentlich zu thun ſey, und ſo wählte Sokrates den Giftbecher, weil ihm ziemte zu ſterben.

Allein Tyche läßt nicht nach und wirkt beſonders auf die Jugend immerfort, die ſich, mit ihren Neigungen, Spielen, Geſelligkeiten und flüchtigem Weſen bald da bald dorthin wirft und nirgends Halt noch Befriedigung

findet. Da entſteht denn mit dem wachſenden Tage eine ernſtere Unruhe, eine gründlichere Sehnſucht; die Ankunft eines neuen Göttlichen wird erwartet.

Ερως, Liebe.

Die bleibt nicht aus! — Er ſtürzt vom Himmel nieder,
Wohin er ſich aus alter Oede ſchwang,
Er ſchwebt heran auf luftigem Gefieder
Um Stirn und Bruſt den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh, ſo ſüß und bang.
Gar manches Herz verſchwebt im Allgemeinen,
Doch widmet ſich das Edelſte dem Einen.

Hierunter iſt alles begriffen was man, von der leiſeſten Neigung bis zur leidenſchaftlichſten Raſerey, nur denken möchte; hier ver-

binden ſich der individuelle Dämon und die verführende Tyche mit einander; der Menſch ſcheint nur ſich zu gehorchen, ſein eigenes Wollen walten zu laſſen, ſeinem Triebe zu fröhnen, und doch ſind es Zufälligkeiten die ſich unterſchieben, Fremdartiges was ihn von ſeinem Wege ablenkt; er glaubt zu erhaſchen und wird gefangen, er glaubt gewonnen zu haben und iſt ſchon verloren. Auch hier treibt Tyche wieder ihr Spiel, ſie lockt den Verirrten zu neuen Labyrinthen, hier iſt keine Gränze des Irrens: denn der Weg iſt ein Irrthum. Nun kommen wir in Gefahr uns in der Betrachtung zu verlieren, daß das was auf das Beſonderſte angelegt ſchien ins Allgemeine verſchwebt und zerfließt. Daher will das raſche Eintreten der zwey letzten Zeilen uns einen entſcheidenden Wink geben, wie man allein dieſem Irrſal entkommen und davor lebenslängliche Sicherheit gewinnen möge.

Denn nun zeigt ſich erſt weſſen der Dä-

won fähig ſey; er, der ſelbſtſtändige, ſelbſt-ſüchtige, der mit unbedingtem Wollen in die Welt griff und nur mit Verdruß empfand wenn Tyche, da oder dort, in den Weg trat, er fühlt nun daß er nicht allein durch Natur beſtimmt und geſtempelt ſey; jetzt wird er in ſeinem Innern gewahr daß er ſich ſelbſt be-ſtimmen könne, daß er den durchs Geſchick ihm zugeführten Gegenſtand nicht nur ge-waltſam ergreifen, ſondern auch ſich aneignen und, was noch mehr iſt, ein zweytes Weſen, eben wie ſich ſelbſt, mit ewiger unzerſtörlicher Neigung umfaſſen könne.

Kaum war dieſer Schritt gethan, ſo iſt durch freyen Entſchluß die Freyheit aufgege-ben; zwey Seelen ſollen ſich in einen Leib, zwey Leiber in eine Seele ſchicken und indem eine ſolche Uebereinkunft ſich einleitet, ſo tritt, zu wechſelſeitiger liebevoller Nöthigung, noch eine Dritte hinzu; Eltern und Kinder müſſen ſich abermals zu einem Ganzen bilden, groß

iſt die gemeinſame Zufriedenheit, aber größer das Bedürfniß. Der aus ſo viel Gliedern beſtehende Körper krankt, gemäß dem irdiſchen Geſchick, an irgend einem Theile, und, anſtatt daß er ſich im Ganzen freuen ſollte, leidet er am Einzelnen und dem ohngeachtet wird ein ſolches Verhältniß ſo wünſchenswerth als nothwendig gefunden. Der Vortheil zieht einen jeden an und man läßt ſich gefallen die Nachtheile zu übernehmen. Familie reiht ſich an Familie, Stamm an Stamm, eine Völkerſchaft hat ſich zuſammengefunden und wird gewahr daß auch dem Ganzen fromme was der Einzelne beſchloß, ſie macht den Beſchluß unwiederruflich durchs Geſetz; alles was liebevolle Neigung freywillig gewährte wird nun Pflicht, welche tauſend Pflichten entwickelt, und damit alles ja für Zeit und Ewigkeit abgeſchloſſen ſey, läßt weder Staat, noch Kirche, noch Herkommen es an Zeremonien fehlen. Alle Theile ſehen ſich durch die bündigſten Contracte, durch die möglich-

ſten Oeffentlichkeiten vor, daß ja das Ganze in keinem kleinſten Theil durch Wankelmuth und Willkühr gefährdet werde.

Αναγκη, Nöthigung.

Da iſt's denn wieder wie die Sterne wollten:
Bedingung und Geſetz und aller Wille
Iſt nur ein Wollen, weil wir eben ſollten,
Und vor dem Willen ſchweigt die Willkühr ſtille;
Das Liebſte wird vom Herzen weggeſcholten,
Dem harten Muß bequemt ſich Will und Grille.
So ſind wir ſcheinfrey denn, nach manchen Jahren,
Nur enger dran als wir am Anfang waren.

Keiner Anmerkungen bedarf wohl dieſe Strophe weiter; niemand iſt dem nicht Erfahrung genugſame Noten zu einem ſolchen Text darreichte, niemand der ſich nicht peinlich gezwängt fühlte wenn er nur erinnerungsweiſe ſich ſolche Zuſtände hervorruft, gar mancher der verzweifeln möchte wenn ihn die Gegenwart alſo gefangen hält. Wie froh eilen wir daher zu den letzten Zeilen, zu denen jedes feine Gemüth ſich gern den Commentar ſittlich und religios zu bilden übernehmen wird.

Ελπις, Hoffnung

Doch ſolcher Grenze, ſolcher ehrnen Mauer
Höchſt widerwärtge Pforte wird entriegelt,
Sie ſtehe nur mit alter Felſendauer!
Ein Weſen regt ſich leicht und ungezügelt.

Aus Wolkendecke, Nebel, Regenſchauer
Erhebt ſie uns, mit ihr, durch ſie beflügelt,
Ihr kennt ſie wohl, ſie ſchwärmt nach allen Zonen;
Ein Flügelſchlag! und hinter uns Aeonen.

Bedenklichſtes.

Gar oft im Laufe des Lebens, mitten in der größten Sicherheit des Wandels, bemerken wir auf einmal daß wir in einem Irrthum befangen ſind, daß wir uns für Perſonen, für Gegenſtände einnehmen ließen, ein Verhältniß zu ihnen erträumten, das dem erwachten Auge ſogleich verſchwindet; und doch können wir uns nicht losreißen, eine Macht hält uns feſt die uns unbegreiflich ſcheint. Manchmal jedoch kommen wir zum völligen Bewußtſeyn und begreifen daß ein Irrthum ſo gut als ein Wahres zur Thätigkeit bewegen und antreiben kann. Weil nun die That überall entſcheidend iſt, ſo kann aus einem thätigen Irrthum etwas Treff-

liches entſtehen, weil die Wirkung jedes Gethanen ins Unendliche reicht. So iſt das Hervorbringen freylich immer das Beſte, aber auch das Zerſtören iſt nicht ohne glückliche Folge.

Der wunderbarſte Irrthum aber iſt derjenige, der ſich auf uns ſelbſt und unſere Kräfte bezieht, daß wir uns einem würdigen Geſchäft, einem ehrſamen Unternehmen widmen dem wir nicht gewachſen ſind, daß wir nach einem Ziel ſtreben das wir nie erreichen können. Die daraus entſpringende tantaliſch-ſyſiphiſche Qual empfindet jeder nur um deſto bitterer je redlicher er es meinte. Und doch ſehr oft wenn wir uns von dem Beabſichtigten für ewig getrennt ſehen, haben wir ſchon auf unſerm Wege irgend ein anderes Wünſchenswerthe gefunden, etwas uns Gemäßes, mit dem uns zu begnügen wir eigentlich gebohren ſind.

Zahme Xenien.

Ich rufe dich verrufnes Wort
Zur Ordnung auf des Tags:
Denn Wichte, Schelme ſolchen Schlags
Die wirken immer fort.

„Warum willſt du dich von uns allen
Und unſerer Meynung entfernen?“
Ich ſchreibe nicht euch zu gefallen
Ihr ſollt was lernen.

„Iſt denn das klug und wohl gethan?
Was willſt du Freund und Feinde kränken!“
Erwachſne gehn mich nichts mehr an,
Ich muſs nun an die Enkel denken.

Und sollst auch DU und Du und du
Nicht gleich mit mir zerfallen;
Was ich dem Enkel zu Liebe thu
Thu ich euch allen.

Verzeiht einmal dem raschen Wort
Und so verzeiht dem Plaudern;
Denn jetzo wär's nicht ganz am Ort
Wie bis hierher zu zaudern.

Wer in der Weltgeschichte lebt
Dem Augenblick sollt' er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist werth zu sprechen und zu dichten.

„Sag mir worauf die Bösen sinnen?"
Andern den Tag zu verderben,
Sich den Tag zu gewinnen;
Das meynen sie heiſse erwerben.

„Was iſt denn deine Abſicht geweſen
Jetzt neue Feuer anzubrennen?“
Diejenigen ſollen's leſen
Die mich nicht mehr hören können.

Einen langen Tag über lebt' ich ſchön,
Eine kurze Nacht;
Die Sonne war eben im Aufgehn
Als ich zu neuem Tag erwacht.

„Deine Zöglinge möchten dich fragen!
Lange lebten wir gern auf Erden
Was willſt du uns für Lehre ſagen? —“
Keine Kunſt iſt's alt zu werden,
Es iſt Kunſt es zu ertragen.

Nachdem einer ringt
Alſo ihm gelingt,
Wenn Manneskraft und Hab'
Ihm Gott zum Willen gab.

Den hochbestandnen Förenwald
Pflanzt' ich in jungen Tagen,
Er freut mich so! — ! — ! — ! Man wird ihn bald
Als Brennholz niederschlagen.

Die Axt erklingt, da blinkt schon jedes Beil,
Die Eiche fällt und jeder holzt sein Theil.

Ein alter Mann ist stets ein König Lear! —
Was Hand in Hand mitwirkte, stritt
Ist längst vorbey gegangen,
Was mit und an dir liebte, litt
Hat sich wo anders angehangen;
Die Jugend ist um ihrentwillen hier,
Es wäre thörig zu verlangen:
Komm ältele du mit mir.

Gutes zu empfangen, zu erweisen,
Alter! geh auf Reisen. —
Meine Freunde
Sind aus einer Mittelzeit,

Eine schöne Gemeinde,
Weit und breit,
Auch entfernt
Haben sie von mir gelernt,
In Gesinnung treu;
Haben nicht an mir gelitten,
Ich hab' ihnen nichts abzubitten;
Als Person komm' ich neu.
Wir haben kein Conto miteinander,
Sind wie im Paradies selbander.

Mit dieser Welt ist's keiner Wege richtig;
Vergebens bist du brav, vergebens tüchtig,
Sie will uns zahm, sie will sogar uns nichtig.

Von heiligen Männern und von weisen
Lieſs ich mich recht gern unterweisen,
Aber es müſste kurz geschehn,
Langes Reden will mir nicht anstehn;
Wornach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und sie nicht verachten.

Hast du es so lange wie ich getrieben;
Versuche wie ich das Leben zu lieben.

Ruhig soll ich hier verpassen
Meine Müh und Fleiſs;
Alles soll ich gelten lassen
Was ich besser weiſs.

Hör auf doch mit Weisheit zu prahlen, zu prangen,
Bescheidenheit würde dir löblicher stehn.
Kaum hast du die Fehler der Jugend begangen,
So muſst du die Fehler des Alters begehn.

Liebe leidet nicht Gesellen;
Aber Leiden sucht und hegt sie,
Lebenswoge, Well' auf Wellen,
Einen wie den andern trägt sie.

Einsam, oder auch selbander,
Unter Lieben, unter Leiden,

Werden vor und nach einandar
Einer mit dem andern ſcheiden.

Wie es dir nicht im Leben ziemt
Muſst du nach Ruhm auch nicht am Ende jagen:
Denn biſt du nur erſt hundert Jahr berühmt,
So weiſs kein Menſch mehr was von dir zu
ſagen.

Ins holde Leben wenn dich Götter ſenden,
Genieſse wohlgemuth und froh!
Scheint es bedenklich dich hinaus zu wenden,
Nimm dir's nicht übel; allen ſcheint es ſo.

Nichts vom Vergänglichen
Wie's auch geſchah!
Uns zu verewigen
Sind wir ja da.

Hab' ich gerechter Weis' verſchuldet?
Dieſe Strafe in alten Tagen!

Erst hab' ich's an den Vätern erduldet,
Jetzt muſs ichs an den Enkeln ertragen.

„Wer will der Menge widerstehn?“
Ich widerstreb' ihr nicht, ich lass' sie gehn.
Sie schwebt und webt und schwankt und schwirrt
Bis sie endlich wieder Einheit wird.

„Warum erklärst du's nicht und läſst sie gehn?“
Geht's mich denn an wenn sie mich nicht verstehn?

„Sag nur wie trägst du so behäglich
Der tollen Jugend anmaſsliches Wesen?“
Fürwahr sie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich gewesen.

Ich hör' es gern wenn auch die Jugend plappert,
Das Neue klingt, das Alte klappert.

„Warum willst du nicht mit Gewalt
Unter die Thoren, die Neulinge schlagen!“
Wär' ich nicht mit Ehren alt
Wie wollt' ich die Jugend ertragen.

„Was wir denn sollen?
Sag uns in diesen Tagen.“
Sie machen was sie wollen,
Nur sollen sie mich nicht fragen.

„Wie doch, betrügerischer Wicht,
Verträgst du dich mit allen?“
Ich leugne die Talente nicht,
Wenn sie mir auch miſsfallen.

Wenn einer auch sich überschätzt,
Die Sterne kann er nicht erreichen,
Zu tief wird er herabgesetzt,
Da ist denn alles bald im Gleichen.

Fahrt nur fort nach eurer Weise
Die Welt zu überspinnen!
Ich in meinem lebendigen Kreise
Weiſs das Leben zu gewinnen.

Mir will das kranke Zeug nicht munden,
Autoren sollten erst gesunden.

Zeig' ich die Fehler des Geschlechts;
So heiſst es: thue selbst was rechts.

„Du Kräftiger sey nicht so still,
Wenn auch sich andere scheuen.“
Wer den Teufel erschrecken will
Der muſs laut schreyen.

„Du hast an schönen Tagen
Dich manchmal abgequält!“
Ich habe mich nie verrechnet
Aber oft verzählt.

Ueber Berg und Thal
Irrthum, über Irrthum allzumal,
Kommen wir wieder ins Freye
Doch da ist's gar zu weit und breit,
Nun suchen wir in kurzer Zeit
Irrgang und Berg auf's neue.

Giebt's ein Gespräch? wenn wir uns nicht belügen,
Mehr oder weniger versteckt.
So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen
Das ist die Köcherey die mir am besten schmeckt.

Kennst du das Spiel? wo man, im lustgen Kreis,
Das Pfeifchen sucht und niemals findet,
Weil man's dem Sucher, ohn' daſs er's weiſs,
In seines Rockes hintre Falten bindet,
Das heiſst: an seinen Steiſs.

Wie auch die Welt sich stellen mag,
Der Tag immer belügt den Tag.

Mit Narren leben wird dir gar nicht schwer,
Versammle nur ein Tollhaus um dich her.
Bedenke dann, das macht dich gleich gelind,
Daſs Narrenwärter selbst auch Narren sind.

Wo recht viel Widersprüche schwirren
Mag ich am liebsten wandern,
Niemand gönnt dem andern —
Wie lustig! — das Recht zu irren.

Stämme wollen gegen Stämme pochen,
Kann doch einer was der andere kann!
Steckt doch Mark in jedem Knochen,
Und in jedem Hemde steckt ein Mann.

Hat Welscher - Hahn an seinem Kropf,
Storch an dem Langhals Freude;

Der Keſsel schilt den Ofentopf,
Schwarz sind sie alle beide.

Wie gerne säh' ich jeden stolziren
Könnt' er das Pfauenrad vollführen.

„Warum nur die hübschen Leute
Mir nicht gefallen sollen?"
Manchen hält man für fett,
Er ist nur geschwollen.

Da reiten sie hin! wer hemmt den Lauf!
Wer reitet denn? Stolz und Unwiſsenheit.
Laſs sie reiten! da ist gute Zeit,
Schimpf und Schade sitzen hinten auf.

„Wie ist dir's doch so balde
Zur Ehr' und Schmach gediehen?"
Blieb' der Wolf im Walde,
So würd' er nicht beschrien.

Die Freunde.

O! laſs die Jammer-Klagen;
Da nach den schlimmsten Tagen
Man wieder froh genieſst.

Hiob.

Ihr wollet meiner spotten,
Denn, ist der Fisch gesotten,
Was hilft es daſs die Quelle flieſst!

Was willst du mit den alten Tröpfen,
Es sind Knöpfe die nicht mehr knöpfen.

Laſs im Irrthum sie gebettet,
Suche weislich zu entfliehn,
Bist ins Freye du gerettet
Niemand sollst du nach dir ziehn.

Aber alles was begegnet
Froh, mit reinem Jugendsinn,
Sey belehrt, es sey gesegnet!
Und das bleibe dir Gewinn.

Ins Sichere willst du dich betten!
Ich liebe mir inneren Streit:
Denn wenn wir die Zweifel nicht hätten
Wo wäre denn frohe Gewiſsheit.

„Was willst du daſs von deiner Gesinnung
Man dir nach ins Ewige sende?“
Er gehörte zu keiner Innung,
Blieb Liebhaber bis ans Ende.

„Triebst du doch bald dieſs bald das!
War es ernstlich, war es Spaſs?“
Da ich redlich mich beſlissen,
Was auch werde, Gott mag's wissen.

„Dir warum doch verliert
Gleich alles Werth und Gewicht?
Das Thun interessirt,
Das Gethane nicht.

„So still und so sinnig!
Es fehlt dir was, geſteh es frey.“
Zufrieden bin ich,
Aber mir iſt nicht wohl dabey!

Weiſst du worin der Spaſs des Lebens liegt?
Sey luſtig! — geht es nicht ſo ſey vergnügt.

Bildende Kunſt.

Sprichſt du von Natur und Kunſt,
Habe beyde ſtets vor Augen:
Denn was ſoll die Rede taugen
Ohne Gegenwart und Gunſt!

Eh du von der Liebe ſprichſt
Laß ſie erſt im Herzen leben,
Eines holden Angeſichts
Phosphorglanz dir Feuer geben.

I.

Iliadis Fragmenta

antiquissima cum picturis etc. Editore Angelo Majo. Mediolani MDCCCXIX. Gr. Folio.

Aus den öffentlichen Blättern werden ſich unſere Leſer zuverläſſig der Nachricht zu erinnern wiſſen, daß in der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mayland ein ſehr altes Manuſcript aufgefunden worden, Fragmente aus der Ilias enthaltend und mit vielen Malereyen geziert. Dieſes Werk iſt nun ſehr ſchön gedruckt erſchienen, mit großen Quadratlettern, der Handſchrift nachgebildet und die Gemälde ſauber in Umriſſen mit wenigen Schattenſtrichen dazu ge-

ſtochen. Wir finden keine gegründete Urſache an der Treue dieſer Abbildungen zu zweifeln, da ſie in allen Theilen eine lobenswürdige Sorgfalt verrathen, auch der Kupferſtecher ſich, wie billig, enthalten hat die vom Alter und Zufall beſchädigten Stellen der Originale willkührlich zu ergänzen, ſondern Löcher, Riſſe und Erloſchenes gewiſſenhaft angedeutet.

Ueberhaupt beſteht das Werk aus acht und funfzig Gemälden, alle aus der Ilias gezogen, vom erſten wo Chryſes zum Apollo fleht und dieſer ſeine Pfeile unter die Griechen ſendet, bis zum letzten, welches den Priamus darſtellt, traurig mit Geſchenken ins griechiſche Lager fahrend, um Hektors Leichnam vom Achilles zu verlangen. Unter jedem Gemälde ſtehen 10 bis 12 Verſe oder nach Beſchaffenheit mehr und weniger aus dem bezüglichen Geſange der Ilias, wodurch der Inhalt der Bilder erklärt wird.

So viel haben wir geglaubt über das aufgefundene alte Manuſcript im Allgemeinen

berichten zu müſſen, von dem der Mayländiſche Herausgeber vermuthen will, es rühre aus dem 5ten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung her. Was nun die erwähnten unter den Gemälden ſtehenden homeriſchen Stellen betrifft, den Werth der etwa in denſelben befindlichen noch nicht bekannten Leſarten, wie auch den der alten ebenfalls neuaufgefundenen Scholien, welche als Anhang beygedruckt ſind, iſt Sache der Sprachgelehrten. Ueber die Gemälde aber finden wir uns zu nähern Betrachtungen aufgefordert, weil ſie uns in gewiſſem Sinne ein wahrhaft erheblicher Fund ſcheinen, werth der nähern Aufmerkſamkeit der Kunſtfreunde wie der Alterthumsforſcher.

Ein großer Theil dieſer Bilder, wenige nur ausgenommen, enthalten Gruppen, einzelne Figuren und Motive, welche, nach Gewährſchaft mehrerer Kennzeichen, von ältern beſſern Kunſtwerken geliehen ſind, ſelbſt in einigen ganzen Bildern läßt ſich die Nach-

ahmung ſolcher Muſter erkennen; hierbey darf man jedoch nicht an wirkliche genaue Copien nach ältern trefflichen Werken denken, ſondern der Künſtler welcher die Gemälde im Mayländiſchen Codex verfertigt, hat, wie wir glauben, bald mit größerer, bald mit geringerer Sorgfalt nach flüchtigen Entwürfen, zuweilen wohl gar nur aus flüchtigen Erinnerungen ohne vorliegendes Muſter gearbeitet und dieſe Vermuthung wird um ſo wahrſcheinlicher, da mehreres im Ganzen vortrefflich zu nennendes ſich findet, was aber im Detail ſehr mangelhaft iſt. Dieſes gilt beſonders vom Poetiſchen der Erfindung wie auch von der Anordnung der Gruppen; denn die Beſchaffenheit der Zeichnung überhaupt, Formen, Verhältniſſe und Ausdruck können keine große Verdienſte haben, weil die Bilder aus Zeiten geſunkener Kunſt herrühren, aus welcher Urſache man auch denen, am ſicherſten für Nachahmungen anderer beſſerer Werke zu haltenden Figuren, Gruppen u. ſ. w.

nur wenige Genauigkeit zutrauen darf; indeſſen ſind ſie immer noch ſehr ſchätzenswerth, wenn wir ſie auch bloß als Andeutungen, als Erinnerungen an verloren gegangene edle Werke der Kunſt betrachten.

Den nachzubilden unternommenen Muſtern ſcheint der Maler des Mayländiſchen Codex, bey folgenden Numern, im Ganzen der Compoſitionen, am meiſten treu geblieben zu ſeyn.

V. Achilles, welchem die Herolde Talthybius und Eurybates die Briſeis abfordern; beyde Herolde ſind ihrer großen Hüte wegen merkwündig. Achilles, der mit leidenſchaftlichem Unwillen zu ihnen ſpricht, iſt gut geſtellt.

VI. Die Herolde führen das Mädchen weg, Achill ſieht ihnen zürnend nach, Briſeis hingegen mit Neigung auf das Zelt und den Helden zurück.

X. Gaſtmal der Götter, Vulkan reicht ihnen den Becher, Apoll führt den Chor der

Muſen an welche ſingen; merkwürdige Figu- ren im Basreliefgeſchmack angeordnet.

XII. Opfer der Griechen in Aulis. Calchas deutet das Wunder der Schlange welche die Sperlinge frißt. Der Seher iſt eine würdige Figur, geſchmackvoll drappirt, die Gruppe, das griechiſche Heer und die Führer deſſelben vorſtellend, wäre wohl werth an der Trajaniſchen Säule zu ſtehen.

XIV. Acht der Helden aus Troja ſtehen an der Spitze ihres Heers; eine große Gruppe, ebenfalls an die Basreliefe der trajaniſchen Säule erinnernd.

XXXI. Rath der griechiſchen Führer, hinter ihnen das Heer unter Waffen, die Herolde zu beyden Seiten, Agamemnon redet; das Ganze wieder auf Weiſe der beyden Vorigen angeordnet.

XXXIII. Berathung der Griechen Kundſchafter in das Lager der Trojer zu ſenden.

Sechs der Häuptlinge ſitzen neben einander auf einem im Halbkreiſe gebogenen Thron oder Divan, Ulyſſes und Diomedes ſtehen, Neſtor auch, ihnen zuſprechend. Symmetriſche Compoſition, im Sinne eines Basreliefs, wohl erfunden und in allen ihren Theilen bedeutend.

LIV. Bis vor Trojas Mauern ſind die Griechen gerückt, ſchildbedeckt; Hektor weilt noch allein vor der Stadtpforte, Frauen rufen ihm von den Mauern bittend zu. Offenbar iſt dieſes Stück einer erhobenen Arbeit von Verdienſt nachgebildet. Die Anordnung iſt gut, die Figuren größer gehalten als in den übrigen Gemälden, zudem iſt auch der Styl und die Zeichnung der Formen beträchtlich beſſer.

Einzelnes aus beſſern Werken entlehnte, auch wohl mehreres ungleichartige in demſel-

ben Gemälde zuſammengeſtellte glauben wir zu finden in:

I. Apollo auf Bitte des Chryſes ſendet tödtende Pfeile unter die Griechen. Die reiche wohlgeordnete Gruppe Todter, Sterbender in dieſem Bilde zeichnet ſich, auch hinſichtlich auf Mannigfaltigkeit und Gehalt der Motive ſo vortheilhaft aus, daß wir uns überzeugt achten dieſelbe ſey irgend einem berühmten Kunſtwerke nachgebildet und zwar allem Anſcheine nach einem Gemälde, da hingegen für eine andere Gruppe eben dieſes Bildes, die zum Rath verſammelten griechiſchen Führer darſtellend, eher erhobene Arbeit von der Art wie auf der Trajaniſchen Säule vorkömmt zum Muſter gedient haben mag.

IX. Götterverſammlung. Jupiter, Juno, Mars, Apollo, Minerva und Venus ſitzen auf einem gemeinſchaftlichen, ſich im Bogen umherziehenden Thron; hinter dem Apollo

ſieht man noch den Merkur ſtehen und auf der Seite im Bilde Jupitern zum zweyten Male, hier auf einem beſondern Throne ſitzend und Thetis welche vor ihm knieet. In dieſem Bilde nun hat die Gruppe der auf dem großen Throne beyſammen ſitzenden Gottheiten etwas Hochedles, Herrliches im Styl und in der Anordnung des Ganzen, welches nicht zweiflen läßt der Künſtler habe bey derſelben irgend ein großes Meiſterſtück in Gedanken gehabt, denn daß er nicht eigentlich copirte iſt klar, weil die Gebärde des quer über den Leib gelegten rechten Vorderarms ſich mehrere mal wiederholt. Die Nebengruppe, Jupiters und der Thetis, mag anderswoher entlehnt, vielleicht gar eigne Erfindung des Künſtlers ſeyn, welcher den mayländiſchen Codex mit Gemälden ſchmückte; ſie iſt von weit geringerm Verdienſt, ſowohl des Styls als der Anordnung im Ganzen.

XXIII. Hier ſitzen vier Gottheiten, nämlich Jupiter, Juno, Minerva und Apollo

beyſammen, auf einwärts gebogenem Thron; Mars tritt vor ihnen auf, ſich über den Diomedes beſchwerend, von welchem er verwundet worden, jene hadern mit dem Kriegsgott, Juno allein ſcheint zu ſeinen Gunſten dem Jupiter zuzureden. Die vier ſitzenden Gottheiten ſind von wahrhaft edlem Styl, auch als Gruppe wohl angeordnet; ſie dürften in beyderley Hinſicht unter das allerbeſte gehören was in dieſer ganzen Bilderreihe zu finden iſt, und ſind zweifelsfrey einem vortrefflichen Kunſtwerk nachgebildet, dahingegen die mittelmäßig ausgefallene Figur des Kriegesgottes anderswoher entlehnt, oder, wie vorhin auch vom Jupiter und der Thetis Nro. IX. vermuthet worden, vielleicht eigene Erfindung des Malers ſeyn mag.

Deutlicher noch verräth ſich die Benutzung von mehr als einem Vorbilde in dem Gemälde No. XXXV., wo links Ulyſſes und Diomedes die ſchlafenden Thrazier überfallen und

tödten, rechts die geraubten Pferde den Griechen vorführen. Dort machen die beyden würgenden Helden mit den ſchlafenden Feinden eine künſtlich im Kreis geordnete Gruppe, vielleicht einer erhobenen Arbeit nachgebildet. Die Helden mit den Pferden ſind, obgleich an ſich keineswegs verdienſtlos, doch von anderer geringerer Art und Styl, ſchon als Gruppe betrachtet minder elegant angeordnet und laſſen, jener größern gegenüber, die Compoſition ohne das erforderliche Gleichgewicht. Aber das Bild No. XLIX., den Kampf um den Leichnam des Patroklos darſtellend, berechtigt uns mehr als jedes andere zu der Vermuthung, der Verfertiger dieſer Gemälde habe, indem er ältere Kunſtwerke nachbildete, bedürfenden Falls auch wohl eigene Figuren angebracht; denn in dem erwähnten Gemälde iſt die Anlage des Ganzen unſtreitig lobenswerth, allein die übel gezeichnete Figur des todten Patroklos erſcheint fremde, nur eingeſchoben, und keineswegs

der Gegenſtand um den die Streitenden ſich ſchlagen.

Die Gruppe trojaniſcher Frauen welche der Minerva ein Opfer bringen, im Gemälde No. XXV. erinnert, durch gut angelegte Gewänder und zum Theil angenehme Stellungen der Figuren, an die Malereyen des Herkulanum und Pompeji; die am andern Ende des Bildes befindliche Darſtellung, wo Hektor dem bey der Helena ſitzenden Paris Vorwürfe macht, iſt von ſchlechterer Beſchaffenheit.

Der Flußgott Scamander im Gemälde No. LII. mag wohl einer Statue nachgezeichnet ſeyn, wir finden ihn von gutem Styl, angemeſſenem Charakter, auch iſt ſeine Stellung bequem.

Ferner begegnen wir einigen Bildern welche, nach den in Kupfer geſtochenen Umriſſen zu urtheilen, dem Geſchmack der Ge-

mälde auf Gefäßen von gebrannter Erde ſich nähern. Von wirklichen Vaſengemälden copirt ſind ſie indeſſen wohl ſchwerlich, weil dieſe im Alterthum, da noch aller Art Meiſterſtücke der Kunſt in Menge vorhanden waren, unmöglich für muſterhaft gelten konnten. Es ſind folgende Bilder welche dieſe Bemerkung veranlaßten.

XVI. Schlacht wo Diomedes, von Minerva beſchützt, ſtreitet; aus Helm und Schild brechen Flammen hervor. XVII. Anderes Gefecht, wo Diomedes wieder durch flammende Waffen ausgezeichnet iſt. XXI. Noch eine Schlacht; Sarpedon und Tleptolemus kämpfen, umgeben von einem Kreis Fechtender, Verwundeter und Todter; Jupiter, Juno und Minerva ſchauen, von Wolken herab, dem Kampf zu. XXXIV. gehört auch hierher: zur Linken nehmen Ulyſſes und Diomedes den Dolon gefangen, rechts aber ſind ſie beſchäftigt ihn zu zerſtücken. Oben ſchwebt auf Wolken die

Nacht, den Mantel ausbreitend und hat große Flügel.

In einigen andern Bildern glaubten wir Geſchmacksähnlichkeit mit den erhobenen Arbeiten auf Etruriſchen Graburnen zu entdecken.

Noch ſind beſonderer Erwähnung werth die No. LVII. und LVIII. wie Priamus aus Troja ziehen will, mit Geſchenken den Leichnam des Hektor vom Achilles zu erbitten, und wie auf dem Wege zum griechiſchen Lager Merkur ihm begegnet, von Jupiter geſendet, den Alten zu geleiten; beyde ſind gut gedacht, haben einen eigenen von den übrigen Bildern unterſchiedenen Charakter und laſſen vermuthen ſie ſeyen aus irgend einem gemalten Cyclus trojaniſcher Geſchichten entlehnt.

Aus allem Vorhergehenden ergab ſich klar genug: daß zu den meiſten Gemälden im Mayländiſchen Codex ältere gute Kunſt=

werke, verſchiedener Art, bald theilweiſe bald im Ganzen benutzt worden; nicht weniger gewiß iſt es aber auch, daß manche Bilder deſſelben Merkmale des ſpätern Geſchmacks und gänzlich geſunkener Kunſt an ſich tragen: Dieſen kann man weder Verdienſt der Erfindung noch der Anordnung zugeſtehen und ſie ſind offenbar eigne Entwürfe des Malers der ſie ausgeführt hat; ſollten wir die darin herrſchende Manier näher andeuten, ſo möchte etwa geſagt werden: ſie hätten Geſchmacksähnlichkeit mit Malereyen in den Catacomben, ferner den am ſchlechteſten gearbeiteten Basreliefen am Triumphbogen Conſtantins und auf chriſtlichen Graburnen. Gleichwohl iſt dieſer Maler, mit billiger Hinſicht auf die Zeit in welcher er gelebt hat, keineswegs gering zu achten, denn, wenn angenommen wird das Manuſcript gehöre wirklich dem fünften Jahrhundert nach chriſtlicher Zeitrechnung an, und die Kupferſtiche ſeyen mit leidlicher Treue den Gemälden nachgebildet,

ſo war dieſes Malers Kunſtfertigkeit immer noch ehrenwerth; größer als man ſie aus jenen Zeiten erwartet. Das oben ſchon mit Lob erwähnte Gemälde LIV. wo die Griechen unter Trojas Mauern ſich vor Geſchoß und Würfen decken, Hektor am Stadtthore ſteht, beweiſt, wenn es auch einem trefflichen ältern Kunſtwerk nachgebildet iſt, doch immer daß der copirende Künſtler Figuren mit Geſchick und Verſtand zu zeichnen wußte. In No. LVI. den Wettlauf um die vom Achilles ausgeſetzten Preiſe darſtellend, hat Ulyſſes, nackt, aber durch ſeine Mütze kenntlich gemacht, hinreichend zierliche und wohlverſtandene Formen. Ajax hinter dem Helden aus Ithaka ausgleitend und in den Koth fallend iſt ebenfalls eine wohlgezeichnete Figur, der Ausdruck ſeiner Gebärde aber verfehlt, er ſcheint nicht ſowohl hinzufallen als ſich zu bücken und irgend etwas von der Erde aufheben zu wollen. Hier muß auch an die vier ſitzenden Gottheiten im Gemälde No. XXIII.

als wohlgezeichnete, hübſch drappirte Figuren erinnert werden; und ähnlicher Eigenſchaften wegen iſt die Juno zu loben, auf dem in mehrerem Betracht merkwürdigen Gemälde No. LIII. wo Vulkan den Scamander mit Feuer ängſtigt.

Licht und Schatten mag, weil das Manuſcript ſehr alt und manches Gemälde ſtark beſchädigt iſt, ohne Zweifel nicht mehr deutlich wahrgenommen werden, vermuthlich war die maleriſche Wirkung nie beſonders kräftig; nach Maßgabe der Kupferſtiche ſcheint ſich die Andeutung des Schattens nur auf das Höchſtnothwendige einzuſchränken und der Zweck welchen der Künſtler im Auge gehabt einzig der geweſen zu ſeyn die Hauptfiguren etwas mehr hervor zu heben.

Für das Coſtume enthalten dieſe Gemälde gar vieles Brauchbare an Gebäuden, Kleidertrachten, Geräthſchaften u. dgl. doch dürfte

bey weitem nicht alles der homeriſchen Zeit angemeſſen ſeyn; wir wollen zum Belege hierfür nur anführen, daß die Wagenrenner im Gemälde No. LV. nach Art der römiſchen Aurigä gekleidet ſind, überdem haben ſie Mützen und lange, bis an die Knöchel der Füße reichende, die Quere geſtreifte Beinkleider; wahrſcheinlich eben das Coſtume der Wettrenner im Circus zur Zeit da das Gemälde verfertigt wurde.

Andere Stücke mögen, wie oben bereits angemerkt iſt, Kunſtwerken aus verſchiedenen Zeiten und von verſchiedenem Styl nachgebildet ſeyn, daher denn mancherley Ungleichartiges im Coſtume entſtehen mußte.

II.

Theater-Malerey.

1.

Der Theater-Maler Aleſſandro Sanquirico, in Mayland, hat ſeit 1818 angefangen ein Werk herauszugeben, welches die beſten von ihm verfertigten Theaterdecorationen enthält; radirte Umriſſe, ſehr ſauber und kräftig ausgetuſcht. Sechzehn ſolcher Zeichnungen liegen vor uns, und da die Mayländiſche Schule der Decorations-Malerey ihren wohlhergebrachten Ruhm noch immer zu behaupten fortfährt, ſo dürfte beſagtes Werk leicht unter das Beſte gehören was die gegenwärtige Zeit in ſolchem Fach zu

liefern vermag; darum fordert es uns, mit deſto größerem Recht, zur Betrachtung auf.

Vier der erwähnten Decorationen gehören zu der Oper: die zwey Waldemire: ſie ſtellen den äußern und den innern Hof eines Schloſſes, ein Gefängniß und einen ſehr reich verzierten Saal dar, alles im gothiſchen, oder beſſer geſagt im Geſchmack des Ritterweſens. In eben der Art, jedoch moderner und noch reicher verziert, iſt 5. ein großer Gerichtsſaal zur bekannten Oper la Gazza ladra. Spaniſch ſeyn ſollend und, wie man leicht bemerkt, altitaliäniſchen Gebäuden abgeſehen, iſt 6. der Hof einer halbverfallenen Burg, wo ſtarke zum Theil eingeſchüttete Säulen, auf ſpitzzulaufenden Bogen gewaltige Mauern tragen; zur Oper le Zingare dell' Aſturia genannt. 7. Soll das Innere eines altruſſiſchen Gebäudes vorſtellen, mit viel rohem Zimmerwerk von Treppen, Gallerien, Balkenpfeilern und dergleichen zum

Ballet: die Strelitzen gehörig. Die Bauerſtube 8. ganz einfach, nur gemauerte Wände und weniges Geräth; Decke und ein Verſchlag zur Schlafſtelle von Zimmerwerk. 9. Iſt ein Kerker; weite Gewölbe, mächtige Mauern und Bogen, Scheidewände und Gänge zu höher angelegten Gefängniſſen, von Holzwerk, alles durch eine Laterne erleuchtet; von der Art wie Theaterkerker gewöhnlich dargeſtellt werden, doch hier in Anlage und Ausführung vorzüglich. 10. u. 11. ſind zwey Scenen im ägyptiſchen Geſchmack, zu einem Ballet Pſammi (vermuthlich Pſammetichus). 12. u. 13. zeigen den modernen, vom Griechiſchen und Römiſchen abgeleiteten Geſchmack in der Architektur: jene zum Ballet Arſinoe e Telemaco, dieſe zu einem andern Ballet, Mirra genannt. 14. 15. u. 16. ſind landſchaftliche Darſtellungen; die eine, Ausſicht aus einer Felſenhöhle aufs Meer, die andere das Lager des Aſtyages unter Bäumen bey Mondenſchein,

aus dem Ballet il trionfo di Cirro, die dritte und ſchönſte zum Ballet il Dedalo, ebenfalls Ausſicht aufs Meer; im Vordergrund große Bäume und Säulenreihen eines prächtigen Gebäudes von doriſcher Ordnung.

Uebergehend zu allgemeinen Betrachtungen kann man nach Maßgabe dieſer Zeichnungen ſagen: Herr Sanquirico ſey der Theatermalerey, nach jetzigem Zuſtand derſelben, in ihrem ganzen Umfange mächtig. Er bedient ſich der Perſpective verſtändig und gewandt; in Hinſicht auf Erfindung, Abwechſlung und Mannigfaltigkeit der Motive gebührt ihm großes Lob. Zwar verſtößt er oft arg gegen das Coſtume, der Palaſt des Ulyſſes, zum Beyſpiel, iſt nicht nur von moderner Architektur, ſondern auch mit Statuen römiſcher Conſuln und Imperatoren geziert, und der Tempel des Jupiter, im Ballet Mirra, ſieht eher einer geſchmückten Halle als einem Tempel-Gebäude ähnlich; aber man muß beden-

ken daß in den Theaterſtücken, zu denen dieſe Decorationen gemacht ſind, das Coſtume auch nicht beſſer beobachtet iſt, daß die Malerey hier nicht ſelbſtſtändig, ſondern bloß als begleitende, untergeordnete Kunſt auftritt, und in jedem Fach der theateraliſchen Kunſt ein Ueberſchreiten des ſtreng zu rechtfertigenden, nach Ueppigkeit und Fülle hin geduldet wird. Licht und Schatten weiß unſer Künſtler richtig und mit Geſchmack auszutheilen, ſeine Bilder ſind von Seiten des maleriſchen Effects alle lobenswerth, einige ſogar vortrefflich zu nennen. Es zeichnen ſich in dieſem Betracht vornehmlich die Bauernſtube 8. und die beyden Gefängniſſe 3. und 9. vortheilhaft aus; das meiſte Verdienſt im Ganzen aber dürfte No. 12. Hof und Halle eines reich geſchmückten Palaſts haben, wo die Architektur von gutem Geſchmack, die Wirkung von Licht und Schatten ſo angenehm als kräftig und das Bild überhaupt als Architektur-Gemälde allen billigen Forderungen genug thut. Nächſt dieſem

ſcheint uns das vorhin unter No. 10 angegebene Bild, ein Zimmer im Innern einer ägyptiſchen Pyramide darſtellend, das untadelichſte, die Conſtruction iſt gut, die Verzierungen paſſend und die Beleuchtung, wie vom Schein verborgener Lichter, ungemein maleriſch und wirkſam. Noch verdient die Ufer-Scene, mit Gebäuden, Bäumen und über dem Meer untergehender Sonne No. 16. als in ihrer Art vorzüglich rühmliche Erwähnung; ſie läßt vermuthen daß Hr. Sanquirico auch im Colorit viel zu leiſten vermag, er würde ſich außerdem eine ſolche ſchwere Aufgabe nicht zugemuthet haben.

2.

Mit Vergnügen ſehen wir uns im Stande auch deutſcher Kunſt-Producte dieſer Art beyfällig zu gedenken. Es liegen vor uns:

Sechs große colorirte Blätter von Herrn Friedrich Beuther, eben ſo

viele Decorationen darſtellend, welche derſelbe für die Theater zu Weimar und Würzburg ausgeführt.

Das eine dieſer Blätter iſt eine große gothiſche Halle mit anſteigenden Treppen, nach höher gelegenen Sälen; Wände und Pfeiler geſchmückt mit Ritter-Statuen. Ein anderes Blatt enthält eine Halle, deren reich verzierte Gewölbe von gekuppelten Säulen und Pilaſtern geſtützt ſind.

Auf einem dritten, zur Oper Titus gehörig, ſieht man das Capitol.

Auf dem vierten, eine große gothiſche Kirche; dieſe Decoration gehört zu Schillers Jungfrau von Orleans und die ſtaffirenden Figuren ſtellen den feyerlichen Zug des Königs dar, welchem die Jungfrau, das Panier tragend, vortritt.

Das 5te und 6te Blatt ſind beydes ägyptiſche Scenen, zur Zauberflöte gehörig.

Jenes ſtellt den Vorhof zum Tempel der Iſis, dieſes den Tempel ſelbſt dar.

Es iſt etwas Räumliches, Weites in allen dieſen Darſtellungen; das Capitol und der Iſistempel erſcheinen als unabſehbare Gebäudemaſſen; noch mehr Kunſtverdienſt glauben wir indeſſen dem Bild mit der gothiſchen Kirche zuſchreiben zu dürfen, nicht nur iſt dieſe Kirche von reiner tüchtiger Architektur in ihrer Art, ſondern die Umgebung von Häuſern, Thürmen, Straßen überredet ſo zu ſagen den Beſchauer daß es die Hauptkirche einer bedeutenden Stadt ſey und in der Mitte derſelben gelegen.

3.

Decorationen auf den beiden königl. Theatern zu Berlin unter der General-Intendantur des Herrn Grafen von Brühl. Nach Zeichnungen des Hrn. Geh. Ob.

Bauraths Schinkel u. a. 1ſtes Heft. Berlin bey L. W. Wittich.

Es enthält dieſes erſte Heft ſechs Blätter, in groß Realfolio-Format, von Dietrich und Jügel ſehr ſauber geſtochen und colorirt.

Erſtes Blatt. Der Tempel des Apollo in der Oper Alceſte. Man erblickt das Innere des Tempels, reich geſchmückt mit heiligen Geräthſchaften und dem coloſſalen Götterbild. Die Architektur iſt doriſch, doppelte Säulenreihen ſtehen übereinander.

2. Die Burg Ringſtädten in der Oper Undine. Romantiſche Gegend und gewaltiges Ritterſchloß von Waſſer umgeben.

3. Saal, im Trauerſpiel König Yngurd. Architektur aus dem Mittelalter mit runden Bogen und reich verziert. Dieſes Stück ſcheint den Vorzug vor allen übrigen zu ver-

dienen, die Erfindung iſt einfach, die Wirkung des Ganzen angenehm.

4. Schloßhof der Burg Türneck, im Trauerſpiel Käthchen von Heilbronn. Maleriſche reich abwechſelnde Gebäudeformen, auf Klippen, aus einem tiefen Thalgrunde aufgebaut, im Ganzen von gefälliger Wirkung, nur vielleicht der Raum zu ſehr angefüllt.

5. Halle von gothiſcher Architektur mit der Ausſicht auf die Stadt Rheims, beſonders auf die Domkirche derſelben; zum Trauerſpiel die Jungfrau von Orleans. Ein Blatt welches durch einfache Tinten und wohlgeſonderte Gründe ſich auszeichnet; hinſichtlich auf maleriſche Wirkung das beſte.

6. Ausſicht auf die Stadt Jeruſalem und die Burg Sion in der Oper Athalia. Heitere, freundliche Ausſicht auf Stadt und Burg; gegen den Vorgrund heran zieht

ſich eine lange Reihe Gebäude von ägypti-
ſchem Geſchmack.

Vergleicht man die Decorationen des Herrn Sanquirico mit den Blättern des Herrn Beuther und denen aus Berlin, ſo dürfte ungefähr Folgendes das Ergebniß ſeyn.

Der Mayländer, einer, in gewiſſem Sinne vollendet zu nennenden Schule angehörig, iſt mit der maleriſchen Wirkung am beſten vertraut, in den Künſten der Beleuchtung vorzüglich erfahren und beſitzt einen reinen Geſchmack in der ſchönen Architektur, wenn er ſich auch, bey ſtrenger Prüfung, in einzelnen Fällen nicht immer bewähren ſollte. Bey ausgebreiteten Kenntniſſen weiß er die Anſichten, welche die großen und ſchönen Gebäude ſeines Landes im Aeußern und Innern darbieten, mit gar vieler Gewandtheit für ſeine Zwecke zu benutzen.

Herr Beuther ſteht dem Mayländiſchen Künſtler, mit ſeiner vorerwähnten großen

gothiſchen Kirche, ſehr ehrenhaft gegenüber und, muß er ihm hinſichtlich auf Scenen mit zierlicher moderner Architektur den Vorzug einräumen, ſo dürften hingegen ſeine Bauernſtuben und Zimmer aus Bürgerhäuſern (wir urtheilen hier nach wirklich ausgeführten Decorationen des Weimariſchen Theaters) beſſer entworfen ſeyn, wohnbarer und für den Aufenthalt anziehender erſcheinen, wobey freylich zu bedenken iſt daß Hr. Sanquirico, in dergleichen Scenen, durch die gewaltige Größe des Theaters della Scala zu Mayland, für welches er arbeitet, genirt ſeyn mag.

Die Figuren ſind in den Mayländiſchen Decorationszeichnungen zwar nur ſcitzenmäßig, doch mit Geſchmack und Geiſt behandelt und überhaupt beſſer gerathen als in Herrn Beuthers Blättern. Wir würden dieſen Umſtand unberührt laſſen, geſchähe es nicht in der guten Abſicht ſagen zu können: daß wohlgezeichnete Figuren ein Perſpectiv-Gemälde, eine Land-

ſchaft zwar allerdings zieren, doch wird man ſolche vom Künſtler nicht eigentlich fordern können, dieſer iſt bloß für das unmittelbare, zu ſeinem Fach Gehörige verantwortlich; Staffage aber, ſie ſey nun von welcher Art ſie wolle, iſt immer nur eine willkührliche Zugabe, und manche Bilder würden vielleicht durch Wegnahme der ſtaffirenden Figuren mehr gewinnen als verlieren. Dieſe Anſicht ſcheinen die Künſtler der angezeigten in Berlin erſchienenen Blätter mit uns zu theilen und haben darum keine Staffage-Figuren angebracht, ſondern bloß mitgetheilt was allenfalls dem Decorationsmaler, der ſich dieſer Muſter bedienen will, auszuführen obliegt.

Betrachten wir eben dieſe Blätter hinſichtlich auf erzielte maleriſche Wirkung durch Licht und Schatten, ſo fehlt es zwar nicht an Maſſen und den Maſſen nicht an Kräftigkeit; Hr. Sanquirico aber weiß ſie beſſer zu handhaben und Herr Beuther ebenfalls;

ihre Schatten ſind weicher, maleriſcher, weni≈ger ſchneidend und ſonach für das Auge des Beſchauers gefälliger. Ueberwiegende Gründe mögen es räthlich gemacht haben, in den Decorationen 1. u. 3. den perſpectiviſchen Aug≈punct gerade in der Mitte des Bildes anzu≈nehmen; ſonſt pflegen die Theatermaler den≈ſelben immer mehr und weniger nach der ei≈nen Seite hin zu rücken, damit ſie größere Mannigfaltigkeit in den perſpectiviſch laufen≈den Linien erhalten und eben deswegen hat die gothiſche Halle No. 5 in ihren architek≈toniſchen Formen mehr Mannigfaltigkeit und ſtellt ſich gefälliger dar, weil beſagter per≈ſpectiviſcher Punct hier etwas nach der rech≈ten Seite hin geſetzt iſt.

Auf dem Umſchlag des Hefts findet man unter dem Titel eines Vorworts einiges zur nähern Aufklärung über dieſe Blätter beyge≈bracht. Es wird nämlich geſagt: als Haupt≈grundſatz werde von der Berliner Theater≈

Direction angenommen, daß bey jeder Decoration das Charakteriſtiſche vorzüglich heraustrete, oder daß ein richtiges Coſtume in denſelben ſtatt finde. Dieſem Zweck nun iſt auf eine löbliche Weiſe mit Fleiß und mit Sorgfalt entgegen gearbeitet und da das Charakteriſtiſche als die trefflichſte Grundlage der Kunſt zu betrachten iſt, ſo werden weitere Bemühungen und Fortſchritte auf dieſem Weg zum edlen Ziele leiten.

Mit Lob müſſen wir endlich noch die reinliche Arbeit dieſer Blätter erwähnen, nicht häufig dürfte in techniſcher Hinſicht mehr geleiſtet worden ſeyn.

III.

Transparent-Gemälde.

Die transparenten Gemälde welche der Maler F. N. König, aus Bern, auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland in verſchiedenen Städten, ſo auch hier in Weimar, öffentlich vorgewieſen hat, gewähren nicht allein dem ſchauluſtigen Publikum eine angenehme Unterhaltung, ſondern ergötzen und befriedigen auch den ernſter betrachtenden Kunſtfreund.

Ohne zu unterſuchen, auf welchen Grad die Transparent-Malerey auf Papier, wie die gegenwärtige iſt, zu ſteigern ſeyn möchte, vergleichen wir ſie vorübergehend mit der Glas-

malerey; dieſer wird an Reiz, an verklärter Höhe der Farben, jener dagegen an gefällig fließenden Umriſſen, zarter Abſchattirung und dgl. der Vorzug nicht abzuſtreiten ſeyn.

Die Hauptgegenſtände welche Herr König in ſeinen Transparent-Gemälden darſtellt, ſind Proſpecte, bedeutender und ſchöner Schweizergegenden, worunter die mit Mondbeleuchtung für die vorzüglichſten und überhaupt für das Beſte gelten können was wir in dieſer Art jemals geſehen haben. Die Gegend bey Interlaken, mit einem von Bäumen überwölbten Bauernhauſe im Vordergrund, zunächſt der Thuner-, ferner der Brienzer-See, nebſt den anliegenden Gebirgen leiſtet ſelbſt ſtrengeren Kunſtforderungen als man ſonſt an dergleichen Werke zu machen pflegt Genüge. Das maleriſche Ganze, die, durch liebliche Widerſcheine, erhellte Schattenparthie am Bauernhauſe, die grüne Nacht in den Bäumen, das ruhige, vom Mond beglänzte Gewäſſer des Sees, das

höhere Flimmern des laufenden Röhrenborns vor dem Hauſe, deſſen Geplätſcher man zu vernehmen glaubt, und noch anderes in der Natur wohl beobachtete und mit vieler Kunſtfertigkeit dargeſtellte, geben dieſem Gemälde wahren Kunſtwerth. Der über dem Ganzen herrſchende Friede erregt in jedem Beſchauer wohlthuende Empfindungen.

Nahezu von gleicher Art und Kunſtverdienſt iſt die Ausſicht über die Stadt Luzern, ſeeauf, nach den Hochgebirgen des Unterwaldner- und Urnerlandes, zur Seite der bekannte Rigi, im Vordergrund die mit raſchem Lauf dem See entſtrömende Reuß.

Maleriſche Wirkung von Licht und Schatten am glücklichſten nach allen Forderungen der Kunſt ausgedruckt, findet der Beſchauer in der Anſicht von Tells Capelle am Vierwaldſtädter See. Hier iſt angenommen daß eine Geſellſchaft Reiſender, bey Nacht über

den See gefahren, an der Capelle gelandet ſey, und ihr Inneres bei Fackellicht betrachte, während Mondglanz auf den Wellen des Sees flimmert und die, ſeeabwärts, gegen Brunnen ſich ziehenden Felswände matt anleuchtet.

Eben ſo hoch iſt zu ſchätzen eine andere Capelle am Zugerſee. Vor derſelben ſind Nachts einige Perſonen zum Gebet verſammlet; eine im Inwendigen vor dem Altar und Madonnenbild hängende Lampe ergießt ihr Licht mit voller Gewalt auch über die betenden Figuren. In des Mittelgrundes Vertiefung ruhet der See und jenſeits ſteigt der mächtige Rigiberg auf, an deſſen Seite ſich der Mond hervorhebt.

Iſt, nach unſerm Bedünken, das zuerſt erwähnte Gemälde von Tells Capelle von größerem Styl, auch wohl kunſtgerechter, ſo wird hingegen das zweyte dem Beſchauer viel-

leicht noch angenehmer vorkommen. In beyden macht das faſt blendende Licht der Fackeln und der Lampe auf die ſtrengen Schlagſchatten einen ſchönen Contraſt mit dem in den Formen alles Schroffe beſänftigenden Mondſchein, und dieſe Verſchiedenheit, welche der Künſtler mit Aufmerkſamkeit in der Natur beobachtet, iſt ihm trefflich gelungen im Bilde darzuſtellen. Zwar wird das Auge von dem mächtigen Hauptlicht vornehmlich angezogen, aber es ergeht ſich auch auf dem übrigen Raum des Bildes mit Vergnügen, begegnet keinen ganz dunkeln und darum etwa mißfälligen Stellen, ſondern das Intereſſe wird bis an die äußerſten Enden rege erhalten.

Von den Bildern mit Tages- oder Sonnenbeleuchtung haben uns vorzüglich angeſprochen: das große Bauernhaus aus der Gegend von Bern, welches in heiterm Farbenton erſcheint und in den Schattenparthien eine gar löbliche Klarheit hat.

Sodann das Innere einer ländlichen Wohnung, wo eine junge Frau ſitzt und ihr Kind in den Schlaf wiegt. Dieſes Bild iſt im Ganzen von guter Wirkung und einige einzelne Parthien, z. B. das Bett, der an der Wand hängende Mannsrock, der Spiegel, die Wanduhr und das Tiſchgeräth bis zur Täuſchung wahrhaft.

Auch der Proſpect des obern Grindelwaldgletſchers zeichnet ſich unter den Stücken mit Tagesbeleuchtung vortheilhaft aus durch Heiterkeit und gute Farbentöne. Nicht weniger lobenswerth iſt die Anſicht des oberſten Falls des Reichenbaches im Ober-Haßlithal.

Als Zwiſchenſpiel, indeſſen die Hauptbilder verändert werden, läßt Herr König zehn Seitenbilder ſehen, verſchiedene Schweizertrachten vorſtellend, Halbfiguren und Kniestücke, mehrere mit landſchaftlichen Gründen begleitet. Anziehend erſcheinen die beiden

Bauernmädchen am Fenſter, eine Einzelne in der maleriſchen Luzernertracht, die beyden aus Zug, deren eine der andern die Haare flicht. Zu dieſen möchte auch als vorzüglich gerathen der Berner Küher (Kuhhirte) zu zählen ſeyn.

Zwar werden dieſe Figuren bey genauer Prüfung den landſchaftlichen Darſtellungen und zumal den Mondenſcheinen den Vorzug kunſtgerechterer Vollendung überlaſſen müſſen, nichts deſtoweniger ſind es erfreuliche Bilder, und der Künſtler hat damit gezeigt, daß die Transparentmalerey auch im Fach der Figuren, bey zweckmäßiger Behandlung, vieles zu leiſten verſpricht.

Nach dieſer ſo entſchiedenen als angenehmen Erfahrung enthalten wir uns nicht mit einer allgemeinen Bemerkung zu ſchließen.

Alles in der Malerey durch die Farben zu erzielende Wohlgefällige beruht zuletzt auf dem Transparenten. Was giebt Aquarell-Malereyen ihr Heiteres, Leichtes, den Tag? als der weiße durch die übergezogenen Farben durchſcheinende Papiergrund? Wie oft hört man von wohlgemalten Lüften der Oelbilder ſagen: ſie ſeyen transparent, und von Tizians bewundernswerthem Colorit an nackten Figuren, zumal weiblichen: man glaube das Blut unter der Haut fließen zu ſehen?

Die anziehende Farbenpracht gemalter Fenſter beruht bloß auf durchſcheinendem Licht, und die Gemälde der alten niederländiſchen Meiſter werden von vielen hochgeachtet, weil ihre reichen, geſättigten, durchſcheinenden Farben eine ohngefähr gleiche Wirkung thun. Das Zauberiſche in den Werken der großen Niederländer, aus ſpäterer Zeit, entſpringt, abgerechnet was wohlverſtandene Austheilung von Licht und Schatten beitragen

mag, aus durchſcheinender Klarheit der Tinten und jener über das Ganze verbreiteten, mildernden, ausgleichenden Farbe, welche der Ton genannt wird und allemal eine durchſcheinende iſt. Große Kunſt haben in dieſem Theil der Malerey Adrian von Oſtade und David Teniers bewieſen, ſo auch Reimbrandt; aber das Vollkommenſte geſchah durch Coreggio und in gewiſſem Sinne möchte man deſſen Gemälde vom heiligen Georg in der Dresdner Galerie den herrlichſten Transparent nennen. Freilich braucht er keine Lampe dahinter anzuzünden, allein der Saft der Farben, ihre durchſcheinende Klarheit, das, vermittelſt Laſur, ſorgfältig gedämpfte Herbe, Anderes ſo auf eben dem Wege mehr Kraft erhalten, erzielen insgeſammt eine ohngefähr ähnliche Wirkung. Denken wir uns aber die Bilder der genannten Meiſter, zumal das letzterwähnte, noch im erſten Glanz und vollkommner Friſche, ſo dürfte darin, wegen der uneingeſchränkten Freiheit in Anwendung

der Farbenmittel, ohne Zweifel noch mehr geleiſtet worden ſeyn, als durch eigentliche Transparente jemals geſchehen kann.

Damit man aber nicht glauben möge: das Vorgeſetzte dürfe nur als ein willkührlich aus zufälligen Erfahrungen gezogenes Reſultat betrachtet werden, ſo betheuern wir daß es auf die Natur der Farbe ſelbſt gegründet ſey. Wer ſich davon überzeugen mag ſtudire Goethes Farbenlehre, ſowohl den didaktiſchen als hiſtoriſchen Theil, und er wird das Geſagte durchaus beſtätigt und mit allen übrigen Farbenerſcheinungen im Zuſammenhang finden.

Ohne Durchſcheinen giebts keine Farbe. Die durchſcheinende Trübe iſt und bleibt das Element aller Chroageneſie.

W. 12. Aprl. 1820.

IV.

Drey ſingende Engel,

Halbfiguren in Oelfarben gemalt von Herrn Ruhl in Caſſel.

Da dieſes Gemälde von der Art iſt daß der Künſtler, den Geſchmack der alten Meiſter nachahmend, maleriſche Wirkung durch Licht und Schatten nicht geſucht, noch ſein Bemühen auf ſanften Schmelz der Umriſſe gewendet, vielmehr dieſen, wie jene alten Meiſter zu thun pflegten, die ſtrengſte Beſtimmtheit, den Gewändern möglichſte Farbenpracht gegeben, wir aber früher ſchon große Zweifel und Bedenklichkeiten ausgeſprochen: ob ein ſolches zum Muſter nehmen alterthümlicher,

dem Geiſte nach freylich ehrenwerther, doch in Hinſicht auf die nothwendigſten Kunſtregeln noch unvollkommener Werke, nützlich ſey, ſo müſſen wir billig das freundliche Zutrauen, welches Herr Ruhl durch Ueberſendung ſeines erwähnten Gemäldes zur Anſicht uns bewieſen, deſto höher anſchlagen. Bey eigenem redlichen Streben ehren wir jede Meynung, jedes aufrichtige Bemühen, und halten für Pflicht das Verdienſtliche, unter welcher Form es erſcheinen mag, aufrichtig anzuerkennen.

Faſſen wir den Inhalt des Gemäldes im Ganzen richtig, ſo hatte Herr Ruhl ſich vorgenommen durch ſein Bild an Gefühle zu erinnern, deren ſich mancher Beſchauer deſſelben froh bewußt ſeyn dürfte. Wenn nämlich am Abend das Licht geſunkener Sonne alle Umgebung mit der Glorie goldenen Scheines übergießt, da erhebt ſich Geiſt und Sinn, da werden gleichſam Engelsſtimmen

wach, dem Ewigen Preis und Loblieder dar⸗
zubringen. Dieſes glauben wir, habe der
Meiſter erzielen wollen und daher einen ſo
heitern landſchaftlichen Grund gewählt, wo,
über einem ruhig dahinſtrömenden Fluß, jen⸗
ſeitige Höhen im Abendſchein glänzen, hinter
denſelben herauf leuchtet der Sonne Gold und
Purpur allmählich ſchwindend im entgegenge⸗
ſetzten tiefen Himmelsblau, wo blaß aufge⸗
gangen ſchon der Mond ſteht. Im mittlern
Grund dieſſeits des Fluſſes ragen ſchlanke
Cypreſſen, bey ihnen blüht Oleander, näher
Aloe, Roſen, hochaufgeſchoſſener Lorbeer.
Von den drey Engeln, welche ſämmtlich ſin⸗
gen, hält der in der Mitte ſtehende, blau
gekleidete, ein Notenblatt, der Zweite aber,
grün und violet, wie auch der Dritte im
Purpurgewand halten Saiten⸗Inſtrumente,
mit denen ſie den Geſang zu begleiten ſchei⸗
nen. Wie die Figuren als Gruppe zuſam⸗
mengeſtellt, wie die einzelnen Theile derſel⸗
ben, vornehmlich Köpfe und Hände kunſt⸗

mäßig vertheilt zu einem geregelten Ganzen zierlich geordnet ſind, verdient alles Lob und zwar um ſo mehr als eben dieſes wichtige Kunſterforderniß von vielen unſerer Zeitgenoſſen vernachläſſigt wird.

Auf die Zeichnung verwendete Hr. Ruhl nicht geringere Sorgfalt; ſie iſt beſtimmt, in einigen Theilen ſogar etwas ſtrenger als gerade nöthig seyn dürfte; überhaupt erkennt man das Streben nach zierlicher Form wie dem Gegenſtand angemeſſen war. Vorzüglich haben die Hände viel pflegenden Fleiß erfahren und ſind, wie ſich leicht wahrnehmen läßt, ſchöner Natur gar fleißig nachgebildet. Dieſelbe Bemerkung gilt auch von den gefälligen Formen des Halſes an allen drey Figuren. Den Ausdruck betreffend geben wir dem blau gekleideten Engel den Vorzug, himmliſch ruhigen Gemüths, ernſt und fromm ſchaut er in das Notenblatt, welches er in der Rechten hält, lieblich iſt die ſanfte Nei-

gung des ſchönen blondgelockten Haupts und zart empfunden das leiſe, freundliche Auflegen der linken Hand auf die Schulter des in Purpur gekleideten. Dieſer ſieht ſich nach dem Beſchauer um, doch ohne Theilnahme, als horche er bloß auf die Harmonie der Muſik. Der dritte, im grünen Gewand, hat ungefähr ähnlichen Ausdruck, richtet aber den Blick nach den beyden andern hin; wegen etwas eckiger Geſichtsformen iſt er am wenigſten anziehend, auch werden im geöffneten Mund die Zähne ſichtbar, welches allemal dem Ausdruck einiges Herbe mitzutheilen pflegt. Hingegen iſt das Gewand dieſer Figur untadelhaft; wir ſtehen nicht an beſonders den grünen Ueberwurf ein Meiſterſtück zu nennen, deſſen wohlgewählte Falten, vornehmlich unten um den Schooß, gar niedlich fallen; zudem hat die Farbe dieſer Gewänder ganz ausnehmenden, man möchte ſagen kaum höher zu treibenden Glanz, woferne der Künſtler nicht ſelbſt ſich überboten und die Smaragden, wo-

mit die goldne Stickerey um den Hals und an den Ermeln verziert iſt, noch leuchtender zu malen verſtanden hätte. Nicht weniger Kunſt und Sorgfalt in der Ausführung iſt auch dem purpurnen Gewand des gegenüber⸗ſtehenden Engels nachzurühmen. Die Farbe hat möglichſte Pracht, Gewalt und Sättigung; an dem weiten, den linken Arm, bis nahe zum Handgelenke deckenden Ermel fallen die Falten zierlich, und jene unter dem Gürtel um die Lenden ſind ihrer Bedeutung wegen lobenswerth, indem ſie errathen laſſen was au⸗ßer dem Gemälde vom Künſtler bloß gedacht, nicht dargeſtellt iſt, nehmlich daß dieſe Figur auf dem rechten Fuß gerade ſteht, den linken aber mit gebogenem Knie, wie etwa auf eine vor ihr gelegene hohe Stufe, oder Schemel geſetzt hält. An den Flügeln dieſer Figur dürfte ein ſtreng urtheilender Beſchauer, ſo ſchön und fleißig dieſelben auch ausge⸗führt ſind, vielleicht doch die Motivirung wahrſcheinlicher wünſchen, ſie ſcheinen nehm⸗

lich mehr dem Gewand angeheftet als dem Körper angehörig; es muß indeſſen zur Entſchuldigung bemerkt werden daß bekleidete Figuren mit Flügeln, vom Rücken geſehen, ſehr ſchwierige Aufgaben ſind. Nach Maßgabe antiker Statuen iſt es vortheilhaft in ſolchen Fällen die Flügel beträchtlich höher auf den Schultern anzuſetzen.

Vermuthlich iſt unſer Künſtler, aus dem Grunde weil alle drey Figuren an Würde und Bedeutung ungefähr gleich ſind, von den gewöhnlichen Regeln der Beleuchtung abgegangen, indem er kein eigentliches Hauptlicht, noch, demſelben untergeordnet, ein mehr und mehr gemäßigtes angebracht, wodurch Einheit des Ganzen, nebſt gefälliger Wirkung entſtünde; ſondern er vertheilte Schatten und Licht ungefähr gleich kräftig über jede Figur. Allein das Auge verzichtet nur ungerne auf die Ruhe welche, nach den angedeuteten erprobten Kunſtregeln, wohlvertheiltes Licht und Schat-

ten ihm gewähren. Wäre ferner das Licht höher einfallend angenommen, ſo würden die Augen aller drey Engel mehr vertieft, die Stirnen vordringender, die Wangen runder und ſomit ihre Bildung und Züge noch anmuthiger als jetzt erſchienen ſeyn. Aus eben den Gründen, welche zur Rechtfertigung des auf alle drey Figuren in gleicher Stärke fallenden Lichtes angeführt worden, läßt ſich auch der beynahe ganz gleiche Farbenton entſchuldigen, in welchem die ſämmtlichen Köpfe und Hände gehalten ſind; man könnte noch hinzuſetzen, das etwas blaſſe Colorit des Fleiſches deute auf reine Gemüthsſtille der drey Engel, welche als Himmelsbewohner von Leidenſchaften nie bewegt werden. Aber wenn die prächtigen hohen Farben der Gewänder das Auge anziehen, ſogar aufgeſetztes wirkliches Gold ihren Schimmer erhöht, ſo verlangt auch das Colorit des Fleiſches die allerzarteſte Blüthe, und hier iſt der ſchwierige Punct wo wir fürchten mit unſerm Freunde nicht einerley

Anſicht zu haben vom wahren Ziel der Kunſt und einem dahin glücklich gerichteten, Erfolg weiſſagenden Beſtreben. Er iſt bemüht die Manier der alten Meiſter ſich anzueignen und nahm ſich ohne Zweifel bey dem gegenwärtigen Gemälde den P. Perugino zum Vorbild; wir hingegen, obwohl den Lehrmeiſter des Raphael, ſo wie noch andere hochbegabte Männer jener Zeiten, auch verehrend, halten uns nichts deſto weniger für überzeugt: daß von den ſpäter erſt aufgetretenen großen Meiſtern die Kunſt ihre vollkommene Ausbildung erhalten und durch ſie eigentlich erſt Nachahmenswürdiges zu Stande gekommen; denn wie ſehr auch die Naivetät der Maler, welche vor Raphael und Leonardo und Titian und Giorgione lebten, ihre ſchlichte Einfalt, die Frömmigkeit, das zart Empfundene unſer Gemüth anſpricht; ſo ſind ihre Werke doch in weſentlichen Kunſterforderniſſen mangelhaft; oft enthalten ſie magere Formen, die Lehre von den Maſſen, Haltung

und was ſich ferner aus dem tiefern Studium über Licht und Schatten entwickelt hat, den maleriſchen Effect kannte man damals noch nicht und eben ſo wenig die zur wahrhaftigen Kunſt des Colorits durchaus nöthige Mäßigung der Farben.

Mag der Maler auch die reinſten, ſchimmerndſten Pigmente ſich verſchaffen, der Natur gegenüber wird er doch mit manchen matt und zurückbleiben, ja dieſes wird um ſo mehr der Fall ſeyn, je reiner und ungeſchwächter die am meiſten ſchimmernden angebracht ſind; nur durch geſchicktes Laſiren, oder auch Mäßigen der allzuhohen, durch künſtliches Heben anderer welche mehr Nachdruck bedürfen, läßt ſich ein richtiges Verhältniß der geſammten Farbenmittel und durch daſſelbe gutes Colorit d. h. der Schein von Wahrheit, der die Wahrheit überbietet, erreichen.

Die Ausführung unſeres Bildes, an der wir ſeltene Nettigkeit und Fleiß ſchon gelobt,

würde, nach unſerem Ermeſſen, der vorwaltenden Abſicht, in die Köpfe vornehmlich den Ausdruck von Milde und gottergebener Andacht zu legen, wohl noch günſtiger geweſen ſeyn, wenn, zumal an den Geſichtern, die Umriſſe ſanfter verarbeitet, weniger ſtrenge abgegränzt wären. Die Hände und Hälſe aller drey Figuren, wozu der Künſtler ſchöne Natur vor Augen gehabt und nachbildend ſich bemüht dieſelbe treu darzuſtellen, ſind weniger ſtrenge, daher ſich auch die Arbeit an denſelben gefälliger ausnimmt.

Bey weicherer, freyerer Behandlung würden auch die ſchön gelockten Haare leichter erſcheinen, wie ihr eigenthümlicher Charakter ſolches erheiſcht. Die blonden des blau gekleideten Engels würden in dieſem Falle für ganz vortrefflich gelten können.

Schließend bemerken wir noch, hinſichtlich auf das in Herrn Ruhls Gemälde reich-

lich als Stickerey aufgetragene metalliſche Gold, daß wir keineswegs unbedingt uns zu denen halten möchten welche die Anwendung deſſelben ganz verwerfen. Der Goldglanz, nach Erforderniß mit Laſurfarben gemäßigt, gedämpft, mag zuweilen ſehr gute Wirkung thun, die auf andere Weiſe ſchwerlich zu erreichen ſeyn dürfte, wie ſelbſt an mehreren Stellen des gegenwärtigen Bildes nachzuweiſen iſt, jedoch kann hierdurch leicht Glanz und Blüthe der übrigen Farben benachtheiligt, auch die Harmonie des Ganzen, wenn nicht große Vorſicht gebraucht wird, geſtört werden. Eben darum ſcheinen die größten Coloriſten ſich lieber der Vergoldungen gänzlich enthalten zu haben.

V.

Suite d'études calquées et dessinées d'après Cinq Tableaux de Rafael etc.

Von dieſem Werke iſt die erſte und zweyte Lieferung im nächſt vorhergehenden Heft angezeigt. S. 25 Nr. 6. Es iſt ſeither bis zu fünf Lieferungen angewachſen und jede der drey neuern enthält, gleich den beyden erſten, ein ganzes Gemälde im Umriß, nebſt drey Köpfen, ausführlich, nach Art gewiſchter Zeichungen mit ſchwarzer Kreide, geſtochen, von den Orignialen durchgezeichnet und folglich in gleicher Größe mit denſelben.

Zur dritten Lieferung gehört der Umriß einer berühmten heiligen Familie La Perla

genannt; ferner die Köpfe der Mutter Maria mit Ausdruck des tiefſten Schmerzes und einer andern weiblichen Figur welche, ihre zuſammengehaltenen Hände an die Wange legend, einen bethränten Blick auf den Erlöſer richtet; beyde gehören zum Gemälde von der Kreuztragung Chriſti, welches, unter der Benennung Spasimo di Sicilia, den Freunden der Kunſt wohl bekannt, in der Reihe von Raphaels Meiſterſtücken eine der vornehmſten Stellen behauptet. Der dritte Kopf iſt Joſeph, aus dem Gemälde von der heiligen Familie welche Raphael angefangen, Jul. Romanus aber vollendet haben ſoll.

In der vierten Lieferung findet man, außer dem Umriß von vorerwähntem, die Kreuztragung darſtellenden Gemälde, noch den Kopf der heiligen Eliſabeth aus dem Beſuch der heiligen Jungfrau bey ihrer Befreundeten. Der Umriß des Ganzen war in den erſten Heften des Werks vorgekommen; ferner

ſehen wir den Kopf des heiligen Hierony=
mus im Gemälde Madonna del Pesce ge=
nannt; ſodann die Köpfe der heiligen Jung=
frau und des Chriſtkindes aus eben dieſem
Gemälde, alle beyde auf demſelben Blatt.

Die fünfte Lieferung beſteht aus dem
Umriſſe des mehrerwähnten Gemäldes la
Madonna del Pesce, dem Kopf der heiligen
Anna aus dem Gemälde la Perla, dem der
M. Magdalena aus der Kreuztragung und
der ganzen Figur des Chriſtkindes aus dem
oberwähnten Gemälde der heiligen Familie.

Betrachten wir den Inhalt dieſer drey
ſpätern Lieferungen überhaupt, ſo unterliegt es
durchaus keinem Zweifel daß Kunſtliebhaber
mit denſelben faſt eben ſowohl zufrieden ſeyn
werden als mit den beyden erſten. Die Um=
riſſe enthaltenden Blätter ſind von feſter,
tüchtiger Zeichnung und reinlich gearbeitet.
Die Köpfe des heiligen Joſephs aus der drit=

ten, der heil. Eliſabeth und des heiligen Hieronymus aus der vierten Lieferung verdienen gerechtes Lob; aber noch beſſer gelungen, und, an kräftiger, ſorgfältiger und auch geiſtreicher Ausführung, ſelbſt den beſten nicht nachſtehend, iſt M. Magdalena in der fünften Lieferung. Hingegen verhehlen wir nicht daß die Köpfe der heil. Mutter und einer anderen traurenden weiblichen Figur beyde aus dem Spasimo di Sicilia in der dritten Lieferung nicht ganz genügen; die Schatten ſind trüber, auch matter und der Ausdruck weniger lebendig als in den andern von uns mit Lob erwähnten Köpfen aus demſelben Gemälde. Noch weniger gerathen, ja kaum mehr als mittelmäßig zu nennen iſt das Blatt mit den Köpfen der heiligen Jungfrau und des Chriſtkindes aus dem Gemälde la Madonna del Pesce; ob vielleicht das Original ſehr beſchädigt und aufgemalt ſey, oder der Zeichner daſſelbe weniger treu copirt, oder der Kupferſtecher weniger glücklich geweſen, wiſſen wir nicht zu ſa-

gen. Der Kopf des Chriſtkindes aus jener heiligen Familie kann weder für ſchön gelten, noch iſt er kindlich=natürlich; indeſſen wollen wir über beydes den Zeichner nicht anklagen und auch dem Kupferſtecher keine Vorwürfe machen, man wird aus den Formen der Figur, wie aus der düſtern Schattirung derſelben gewahr, daß jenes Bild eine von den geleckten, müh=ſam ausgeführten und ſchwärzlich colorirten Malereyen des Jul. Romanus ſeyn muß.

Noch iſt das Werk nicht geſchloſſen und nicht alle bedeutenden Köpfe aus den fünf dem Raphael zugeſchriebenen Bildern ſind in den bis jetzt erſchienenen Lieferungen enthalten, darum wird ſich künftig noch Gelegenheit fin=den über die oft erwähnten fünf Gemälde einige allgemeine Bemerkungen mitzutheilen.

VI.

Unſere Darſtellung philoſtratiſcher Gemälde, obſchon von Kunſtfreunden theilnehmend aufgenommen, waren wir fortzuſetzen bis jetzt gehindert. Damit jedoch jener Faden nicht abreiße, bringen wir einiges in demſelben Sinne, zu eben dem Zwecke, hiermit an den Tag. Möge es da oder dort in das Leben der Kunſt eingreifen!

Natürliche, naive und doch weit ausdeutende Behandlung griechiſcher Mythologie findet ſich in den alten Kunſtwerken.

Theſeus, als Knabe, der auf des Herkules Löwenhaut kühn losgeht, indeß die an=

dern Kinder ſchüchtern fliehn, iſt ein ſchöner und erfreulicher Gedanke.

Orpheus, auf einem bezweigten Baum-ſtamm ſitzend, hat durch ſeine Melodieen manche Thiere herbeygezogen, deren herandringende Menge ihn zu ängſtigen ſcheint. Die Hand iſt ihm von den Saiten herabgefallen, er ſtützt ſich auf ſie. Gebückt und gleichſam zurückweichend drückt er ſich gegen die linke Seite des geſchnittenen Steines. Das Angeſicht iſt ſcheu, die Haare wild. Seine zuſammengezogene Stellung ziert den Raum aufs vollkommenſte und giebt Gelegenheit daß Leyer und Thiere das übrige Leere geſchmack- und bedeutungsvoll ausfüllen. Die Thiere ſind klein gehalten; und höchſt geiſtreich iſt der Gedanke daß ein Schmetterling, gleichfalls angezogen, wie nach einem Lichte, ſo nach den Augen des Sängers hinflattert.

Von neuerer Kunſt, aber doch auch zu beachten und zu ſchätzen, iſt eine geſchnittene Muſchel: der junge Herkules von der Tugend, als einer Matrone, die Keule empfangend. Dieſer Gedanke ſcheint uns glücklich: denn, wohl überlegt, ſo iſt ein Herkules, der ſchon mit der Keule an den Scheideweg kommt, von ſelbſt entſchieden etwas Tüchtiges vorzunehmen; denken wir ihn aber daß er frank und frey, als muthiger Wanderer, den Thyrſus, die Blumenkränze und Weinkrüge der lockenden Wolluſt verſchmähe, und ſich die Keule von der ernſten derben Tugend erbitte, ſo möchte dieß wohl mehr folgerecht ſeyn. Auf unſerm Camee componiren nur die zwey Figuren mit einander; wie allenfalls die dritte hinzuzufügen, davon kann die Rede ſeyn, wenn wir auf dieſen Gegenſtand zurückkehren, der alle Betrachtung verdient, indem er, eigentlich rhetoriſchen Urſprungs, gleichfalls der Poeſie und bildenden Kunſt gewiſſermaßen zuſagt.

Peneus, der Flußgott, über den Verluſt ſeiner Tochter Daphne betrübt, wird von ſeinen untergeordneten Quellen und Bächen getröſtet. Wenn man fragt, wie denn eigentlich ein Flußgott trauere? ſo wird jedermann antworten: indem er ſeicht fließt; getröſtet wird er dagegen, wenn ihm friſche Waſſer zugeführt werden. Das erſte, als nicht bildneriſch, vermied Julius Roman. Peneus liegt, traurig ausgeſtreckt über ſeiner noch reichlich fließenden Urne; aber das zweyte Motiv des Tröſtens, des Ermuthigens, Friſchbelebens, iſt dadurch, ſo köſtlich als deutlich, ausgedrückt, daß vier untergeordnete Flußgötter, zunächſt hinter ihm, ihre Urnen reichlich ausgießen, ſo daß ihre Waſſer ihm ſelbſt über die Füſſe ſchwellen und er alſo aufgefordert iſt ſtolzer und muthiger als ſonſt ſich ſtrömend zu ergießen. Der eminente Geiſt des Julius Roman zeigt ſich auch hier in ſeiner Glorie.

Die fromme, liebevolle Freude einer

Mutter an ihrem jungen Knaben iſt ſchon tauſendmal, mehr oder weniger ehrwürdig und heilig, vorgeſtellt und kann in Ewigkeit variirt werden.

Die heitere, muntere Luſt einer jungfräulichen Wärterinn an einem Kinde, deſſen erſte menſchliche Bewegungen ſie leitet und fördert, giebt zu den mannigfaltigſten, anmuthigſten Darſtellungen Anlaß.

Der Jüngling, der Mann, der Greis ſey von dieſem hohen Lebensgenuß nicht ausgeſchloſſen. Merkur, der einen Knaben eilig wegträgt und, zurückgewendet, ihn freundlichſt betrachtet; Herkules und Telephus, den wir ſchon gerühmt; Chiron und Achill; Phönix und Achill; Pan und Olympus; Niobe's Knabe und der, ihn vor den Pfeilen des Apolls ſchützende, Pädagog, und was ſonſt

noch Väterliches und Lehrhaftes dieſer Art gefunden werden kann, geben köſtliche, kunſtgerechte und zugleich den ſittlichen Sinn rein anſprechende Bilder.

Das Höchſte dieſer Art vielleicht iſt Simeon, entzückt über das ihm dargebrachte Jeſuskind. Ein ſchön motivirtes Bild davon iſt uns vorgekommen. Der Prieſter überläßt ſich ſeinem prophetiſchen Entzücken, das Kind, gleichſam davon erregt, wendet ſich von ihm ab, und indem es naiv die Hand ausſtreckt ſcheint es die Gemeinde zu ſegnen. Die knieende Mutter biegt ſich vor und breitet die Arme aus, den Wunderknaben wieder zu empfangen. Die reiche Umgebung erlaubt, von den ernſt betrachtenden Prieſtern und Leviten, bis zur gleichgültigſten Gegenwart Geſchenke tragender Kinder, eine vollkommene Stufenreihe darzuſtellen. Glücklicherweiſe hat Raphael dieſen Gegenſtand nicht behandelt und

ſo bleibt dem Künſtler die Gelegenheit ohne Vorbild nach dem Höchſten zu ſtreben.

In dem Peintre-Graveur von Bartſch und deſſen 15. Bande, Seite 446, finden wir unter den Arbeiten der Diana Ghiſi No. 32. nach Julius Roman folgendermaßen ausgelegt.

„Aſpaſia bey Tiſche mit Sokrates und einem andern Philoſophen Rede wechſelnd. Die Männer ſcheinen erſtaunt über die Gewalt ihrer Argumente.“

Den eben bezeichneten Gegenſtand legen wir aber ganz anders aus. Nach unſerer Ueberzeugung iſt es die Magd des Hohenprieſters, die dem Petrus jenen bedenklichen Vorwurf macht: er ſey auch ein Anhänger des ſo eben gefangen genommenen Aufrührers.

Uns hat gedachtes Blatt von jeher, noch mehr aber durch obige Auslegung des treffli-

chen Kunſtkenners angezogen. Denn ſowohl unſere Deutung als jene laufen ganz auf eins hinaus. Eine von ihrer Meynung durchdrungene Frauensperſon überzeugt zwey Männer, den einen zu freundlicher Beyſtimmung, den andern bis zum Erſchrecken. Wir wünſchen jedem Kunſtfreund den Anblick dieſes Bildes. Von deſſen Compoſition hier noch ſo viel: an einem runden Tiſch ſitzt, zur Linken des Beſchauers, eine derbe junge Frauensperſon, hart an ſie angeſchloſſen ein freundlich überzeugter Greis; ſie hat Arme und Hände über den Tiſch hingereckt nach einem an der Gegenſeite ſitzenden, groß gehaltenen Mann. Neben dieſem brennt auf einem kleinen, viereckigen Sockel ein Feuerchen und man glaubt den vorhergegangenen Augenblick noch zu ſehen, wo er ſeine beiden Hände darüber gehalten und gewärmt habe; nun aber, da er das Wort des Mädchens vernommen, fährt er mit denſelben in die Luft und, indem er die Finger ausſpreitzt, deutet er nicht ſowohl

auf Zuſtimmung als auf Entſetzen über das Geſagte.

Der evangeliſche Vorfall, wie er uns überliefert iſt, kann nicht beſſer ins Engere gezogen, nicht bedeutender dargeſtellt werden. Dergleichen ſeltene Blätter ſollte der Steindruck allgemein verbreiten, um den höheren Sinn der ächten Symbolik anſchaulich zu machen. Dieß wäre nun einmal ein Muſterbild, wie man das tiefſte Leben, die gründlichſte Bedeutung eines Ergebniſſes vorſtellen kann, ohne daß daran etwas gelegen iſt, ob der heilige Petrus oder Socrates gemeynt ſey.

Bey dieſer Gelegenheit bemerken wir: daß man hie da ſich mit unſerm Gebrauch des Wortes ſymboliſch nicht vereinigen kann. Wir ſagen daher: dieſes, auf einem kleinen ſteinernen Unterſatz brennende, unbedeu-

tende Flämmchen ſtellt den friſch-flackernden Holzſtoß (Lucä 22, 55.) gar lakoniſch vor, an welchem ſich, in dem Hofe des Hohenprieſters, Kriegsknechte, Wache, Polizey- und Hausdienerſchaft wärmten, auch herbeygelaufene Neugierige, unter welchen Petrus mit eingedrungen. Jedermann wird geſtehen daß hier nicht an Allegorie zu denken ſey. Es iſt nach unſerem Ausdruck ein Symbol. Das natürliche Feuer wird vorgeſtellt, nur ins Enge gezogen, zu künſtleriſchem Zweck, und ſolche Vorſtellungen nennen wir mit Recht ſymboliſch. Mehrere Künſtler des ſechszehnten Jahrhunderts waren groß hierin. Die zwölf Monate Paul Brils, in ſechs Blättern, geben hievon ein deutliches Beyſpiel. Es iſt die Sache, ohne die Sache zu ſeyn, und doch die Sache; ein im geiſtigen Spiegel zuſammengezogenes Bild und doch mit dem Gegenſtand identiſch. Wie weit ſteht nicht dagegen Allegorie zurück; ſie iſt vielleicht geiſtreich witzig, aber doch meiſt rhetoriſch und conventionell

und immer beſſer jemehr ſie ſich demjenigen nähert was wir Symbol nennen. Man erlaube uns dieſen Sprachgebrauch und jeder bilde ſich den ſeinigen, nur mache er ſich verſtändlich, da ohnehin das worauf es ankommt mit Worten gar nicht auszuſprechen iſt.

VII.

Gerne gedenken wir noch einer wenig bekannten Anſicht der Stadt Cölln am Rhein, ſie iſt als ein ſchön geſtochenes Blatt merkwürdig, verkündigt auch, wir glauben und hoffen, die nahe Erſcheinung des Werks der Herren Boiſſeree über den Cöllner Dom, zu welchem ſie als Titel-Vignette dienen ſoll. Reich und prächtig breiten ſich Stadt und Strom, welcher uns entgegen fließt, vor dem Auge des Beſchauers, und einer gedrungenen Häuſermenge entſteigt alles überragend das mächtige Domgebäude. Hr. Gh. Ob. Baurath Schinkel gab zu dieſem Blatt die Zeichnung, Hr. Schnell hat die Gebäude und Herr Haldenwang die Landſchaft geſtochen. Aus dem Zuſammenwirken ſolcher Künſtler mußte ein Werk in mehrerer Hinſicht verdienſtvoll nothwendig hervorgehen.

VIII.

Angebornes Talent zur Kunſt und gebildeter Geiſt äußern ſich ſo bedeutend als gefällig in zwey kleinen uns freundlich zugekommenen Oelgemälden des Herrn Hofrath Carus in Dresden, daher wir ſie billig einer näheren Anzeige in dieſen Blättern werth achten; obwohl der Verfertiger nicht als vollendeter Meiſter auftritt, ſondern als ein, ſeine erworbene Kunſtfertigkeit zum Vergnügen übender Liebhaber.

Das erſte ſtellt ein wunderſam ländliches Gebäude dar, auf freyer Höhe liegend, von heiterem Morgenſcheine beleuchtet; die lange Form des Gebäudes iſt auffallend mit ſeinen hinterwärts angebrachten Angebäuden, ein ſtumpfer Thurm ragt drüber hervor; man ſieht in der Anlage etwas Abſichtliches, man erräth aber

den Zweck nicht leicht. Dieſes Räthſel jedoch löſt ſich, wenn man erfährt daß hier das Brockenhaus vorgeſtellt ſey.

Das andere Bild zeigt einen ſtillen mit Tannen dicht beſetzten Waldraum von einem über Steine rieſelnden Bächlein durchzogen. Gemäßigtes Licht bey ganz bewölktem Himmel, das düſtere dunkle Grün im Waldesdickicht, der Boden reich bemooſ't, das klare Wäſſerlein erinnern lebhaft an die Gemälde Ruysdals, deſſen Geſchmack und Geiſt nicht leicht jemand beſſer aufgefaßt haben dürfte.

Das kleinere Bildchen zieht an durch geſchickte Compoſition und gemäßigte freundliche Farben, das zweyte noch mehr durch Charakter und Bedeutung.

IX.

Auf dem Umſchlag des letzten Stückes Kunſt und Alterthum erwähnten wir mit kurzen Worten einer, in Rom, durch die Herzoginn von Devonſhire veranſtalteten neuen Pracht-Ausgabe der bekannten Ueberſetzung der Aeneis von Annibal Caro, geziert mit 26 bis 30 Proſpecten, vorſtellend Gegenden in der Aeneide benannt, jetzo aber in ihrem gegenwärtigen Zuſtand alle nach der Natur von vorzüglichen Künſtlern gezeichnet oder gemalt, und von Herrn W. F. Gmelin in Kupfer geſtochen.

Gegenwärtig können wir anzeigen, daß der erſte Band mit 12 Anſichten von der Herzoginn wirklich ausgetheilt, und der zweyte zu Ende des Sommers erſcheinen wird. Der Druck des Textes iſt durch den Buch-

drucker Deromanis trefflich beſorgt, und wird als Zugabe ein Titelkupfer erhalten nach Cammuccini von Bettelini geſtochen und einige Vignetten.

Wenn man wohl thut ein Gedicht, das ſowohl Menſchen als Natur in ihrem höchſten Glanze zeigt, unſere Einbildungskraft anregt alle Gegenſtände groß, in die Augen fallend, mächtig und coloſſaliſch zu denken, nun mit ſolchen Darſtellungen zu begleiten, welche den traurigen Eindruck geben, daß auch das herrlichſte doch am Ende, nur von der Erde weggetilgt, kaum eine Spur hinterlaſſe und die lebensreichſten Gegenden in traurige Wüſteneyen ſich verwandeln; ſo müſſen wir der hohen Unternehmerinn und den geſchickten Künſtlern Dank wiſſen, daß ſie uns mit dieſen Grabſtätten claſſiſcher Namen auf eine ſo erfreuliche Weiſe befreunden wollen.

Durch die Gefälligkeit des Herrn Gmelin liegen neun Probedrücke vor uns, aus

welchen zu erſehen iſt, daß dieſe, auch unabhängig von dem Werk, für ſich beſtehende Sammlung merkwürdiger Gegenden betrachtet werden könne, und in dieſem Sinne alles Lob verdiene.

1. Ausſicht über die trojaniſche Ebene, von der Höhe des Ida gezeichnet durch Gell. Man überſieht eine ſehr weite aber verödete Niederung von kleinen Flüſſen durchzogen, in der Ferne den Helleſpont, die Inſeln Tenedos und Lemnos, den Berg Athos über ſie hervorragend.

2. Ausſicht von den Höhen Agrigents auf das Meer; im Vordergrund ſind die großen Ruinen des Tempels der Juno mit Aloe umwachſen, rechts die Stadt und Schloß Agrigent, links zieht in der Tiefe der Fluß dem Meere zu, von F. Catel gezeichnet.

3. Gegend von Carthago, von der Meerſeite gezeichnet.

4. Uferfelſen bey Cumae, reichbewachſen und auf der Höhe Ruinen, von Catel gemalt.

5. Ausſicht vom Cap Palinuro, längs der bergigen, ſteilen Küſte, von ebendemſelben Künſtler.

6. Der Averner See, ein reiches ſchönes Bild und maleriſch genommen das reizendſte unter allen, von Williams.

7. Ausfluß der Tiber zwiſchen niedrigen, bebuſchten Ufern, im Vordergrunde Ruinen, von Voogd gemalt, der zum Gegenſtück noch

8. die Sümpfe von Oſtia verfertigt hat; eine erſoffene Landſtrecke, mit überall eintretendem Waſſer und unendlichem Geröhrig, über welches der Albaniſche Berg hervorragt und weiterhin die hinter den Pontiniſchen Sümpfen nach Terracina ſich ziehende Bergkette; am fernſten Horizont liegt das Vorgebirg

der Circe. Die Staffage ſind: in Schlamm und Sumpf wadende Büffel nebſt zwey zu Pferde ſitzenden Hütern derſelben. Abſcheulichere Gegenden als die in dieſem und dem vorigen Bilde dargeſtellten kann man ſich gar nicht denken und gleichwohl hat der Künſtler theils durch ſchicklich gewählte Standpuncte, theils dadurch daß er nichts dem Charakter des Ganzen Widerſprechendes hineingebracht, den Bildern viel Anziehendes zu geben verſtanden, ja ſie würden unbedingtes Lob verdienen, wenn die guten Regeln der Vertheilung von Licht und Schatten genauer beobachtet wären.

9. Der Soractes von Teerlink gemalt, trefflich charakteriſtiſch, ohne allen maleriſchen Schmuck, ſehr wahrhaft.

Den Stich dieſer Blätter anlangend, macht es uns großes Vergnügen ſie ſämmtlich ohne Ausnahme rühmen zu können. Die Arbeit iſt zart, fleißig, doch nicht ängſtlich; die

Lüfte leicht und hell, die Fernen duftig, die Mittelgründe harmoniſch und verbindend, die nächſten Gegenſtände kräftig, ſehr ausführlich, beſtimmt und mannigfaltig in Form und Charakter abwechſelnd. Vielleicht laufen wir Gefahr im Urtheil mit mehreren Kennern und Künſtlern nicht übereinzuſtimmen, wenn wir der zuletzt erwähnten Ausſicht gegen den Soractes vor allen übrigen Blättern als Kupferſtich den Vorzug geben. Sie iſt wie gemalt; der Berg als Hauptgegenſtand im fernen Mittelgrund von reichem Detail, deutlich und doch weich, ſo fließen auch die nähern verſchiedenen Gründe, wie mit dem Pinſel hingeſchmolzen, auseinander; ſehr gut iſt das ſtaffirende Vieh gezeichnet.

Die Ausſicht auf den Lago d' Averno wird wegen ungemeiner Anmuth jedermann gefallen. Ruhiger Gewäſſer Spiegelklarheit erinnern wir uns nirgends in Kupferſtich ſo vortrefflich dargeſtellt geſehen zu haben; die

Wiederſcheine der alten Ruinen und Bäume am jenſeitigen Ufer des Sees ſind mit wunderſamer Meiſterſchaft behandelt; ſo empfiehlt ſich auch die üppige Fülle mannigfaltiger Pflanzen im Vordergrund ebenfalls durch ſchöne Ausführung.

In der Ausſicht vom Capo Palinuro loben wir beſonders den ſchön behandelten Vorgrund von Aloe und Stachelfeigen.

Wenn ſich manche Kupferſtecher des landſchaftlichen Fachs nennen ließen, Deutſche, Franzoſen und zumal Engländer, welche hinſichtlich auf zarte blendende Striche, auf Kraft und Wirkung, Herrn Gmelin zur Seite ſtehen, ja ihm gar noch voreilen, ſo zeichnen ſich hingegen ſeine Blätter vor allen andern uns bekannter Kupferſtecher, durch Deutlichkeit und wohlverſtandene charakteriſtiſche Zeichnung der verſchiedenen Gegenſtände, auf das vortheilhafteſte aus.

X.

Padova, nella Tipografia del Seminario 1819 et 1820. Le Rime del Petrarca 2 Vol. in Kl. Folio.

Der ausgezeichnet ſchöne Druck und Papier an dieſer neuen Ausgabe des Petrarca wäre ſchon eine hinreichende Urſache ihrer in dieſen der Kunſt gewidmeten Blättern zu gedenken, noch mehr finden wir uns indeſſen durch die hübſchen Kupferſtiche bewogen mit denen dieſelbe geziert iſt.

Zuvörderſt im erſten Bande findet man ein angebliches Bildniß der Laura, Bruſtbild mit einer Hand, angeblich von Simon

Memmi gemalt, im Beſitz des Caval. Antonio Piccolomini Bellanti zu Siena und von Rafael Morghen, wie derſelbe zu thun pflegt, in zarter gefälliger Manier geſtochen.

Es folgt ſodann Petrarch ſelbſt, ebenfalls Bruſtbild, Profilanſicht, betend mit zuſammengehaltenen Händen, von Mauro Gandolfi hübſch geſtochen, nach einer für Arbeit des Guariento geltenden alten Freſcomalerey, welche ehemals in dem von Petrarca bewohnten Hauſe bey der Cathedral-Kirche zu Padua auf die Wand gemalt war, bey Niederreißung deſſelben um die Hälfte des 16ten Jahrh. aber abgenommen und ſeither beſonders aufbewahret worden.

Beyde Blätter, von ſo rühmlich bekannten Künſtlern geſtochen und fleißig vollendet, ſind allerdings ſchätzbar, doch veranlaſſen ſie uns zu der allgemeinen Bemerkung: daß Gemälde aus dem 14. und 15. Jahrhundert für ausge-

führte Kupferſtiche ſich nicht eignen, weil Schatten und Licht den Meiſtern jener Zeit nur unvollkommen bekannt war; ein Kupferſtich aber kann, außer dem Umriß der Geſtalt, bloß die Abſchattirung ausdrücken, auch mehr und weniger dunkle Farben andeuten. Befaßt man ſich damit Gemälde in Kupfer zu bringen, in denen die Beleuchtung mangelhaft iſt, ſo wird die Arbeit, auch bey dem größten Aufwand von noch ſo zarten Strichen, doch dem Auge ſchwerlich viel Vergnügen gewähren, indem ihr die maleriſche gefällige Wirkung abgeht.

Solche ausgeführte Blätter nach Gemälden der frühern Meiſter ſind meiſtens auch nicht ganz treu nachgebildet, weil ſich der Kupferſtecher gedrungen ſieht an Stellen wo das Original gar zu mangelhaft iſt den erforderlichen Schatten ſelbſt hinzuzufügen.

Außer den angezeigten beyden Bildniſſen

ziert den erſten Band noch die Anſicht von Vaucluſe unweit Avignon, wo Petrarca die meiſten, dem Lob der Laura und ſeiner Liebe gewidmeten Sonnette ſchrieb.

Den zweiten Band durchblätternd begegnet man zuerſt einer Anſicht von Selva-piana, an welchem kleinen, aber ſehr anmuthig gelegenen Ort zwiſchen Parma und Reggio, ſeitwärts im Gebirge, Petrarca ein jetzt bis auf wenige Spuren vergangenes Haus beſaß und ſich einige Zeit aufgehalten. Sodann die Anſicht des Hauſes welches der Dichter zu Arqua, zehen ital. Meilen von Padua, im Euganeiſchen Gebirge bewohnt hat und wo er auch geſtorben iſt.

Das dritte Blatt ſtellt deſſen Grabmal zu gedachtem Arqua vor.

Das vierte, ein zierliches, ihm zu Ehren vor kurzem errichtetes Denkmal in der Hauptkirche zu Padua, und

das fünfte endlich die Anſicht des Landhauſes ſo er zu Linterno, einem etwa eine Stunde von Mayland entferntem Dorfe, beſeßen und ebenfalls einige Zeit bewohnt hat.

Erwähnte vier Proſpecte, das Grab und das Denkmal ſind in Aquatinta-Manier gearbeitet, gefällig und zierlich zwar, doch nicht vergleichbar dem Beſten ſo in Deutſchland in dieſer Art verfertigt worden, zur Zeit da das Inſtitut der chalkographiſchen Geſellſchaft zu Deſſau noch beſtand.

Die vorhin angezeigte Prachtausgabe des Petrarca veranlaßt uns einer, nicht weniger ſchön gedruckten, franzöſiſchen Ueberſezung des befreyten Jeruſalems von Torquato Taſſo zu gedenken, ebenfalls in Hinſicht auf die ſchönen Kupferſtiche welche dieſelbe zieren.

La Jérusalem délivrée traduite en vers francois par P. L. M. Baour-Lormain. 3 Bände in groß 8. Paris 1819.

Ueberaus zart, kräftig und geiſtreich ge=ſtochen iſt Taſſo's dem erſten Bande vorgeſetz=tes Bruſtbild in ovaler Einfaſſung, unter wel=cher, als an einem Fußgeſtelle und in erhobe=ner Arbeit, die Scene aus des Dichters Leben dargeſtellt iſt, wie derſelbe der Prinzeſſinn Ele=onore d' Eſte aus ſeinen Werken vorlieſt.

Das Titelblatt zum 2. Bande zeigt, nach dem 6ten Geſange des befreyten Jeruſalems entworfen, Herminia welche ſich von ihrer Die=nerinn die Waffenrüſtung der Clorinde umle=gen läßt; Zeichnung von Bergeret und ſaube=rer Stich von Pouquet.

Zum Kupferſtich des 3ten Bandes hat der 20ſte Geſang des befreyten Jeruſalems den Stoff hergegeben. Armida will ſich ſelbſt das Leben nehmen, wird aber von Rinaldo ge=hindert und ſinkt ohnmächtig in deſſen Arme. Dieſes, von Deſenne gezeichnete, von Vallot oder Valoot radirte Blatt, iſt von Müller, welcher auch das vorhin gelobte Bruſtbild des

Taſſo verfertigte, mit wahrhaftig ſeltener Zart=heit und weicher maleriſcher Behandlung ge-ſtochen.

Von jedem der angezeigten Kupferſtiche oder Bandes-Titelblättern ſind drey verſchiede=ne Abdrücke mitgetheilt: erſtlich ein bloßer Aetzdruck, ſodann ein vom Kupferſtecher voll-endeter vor aller Schrift und endlich einer mit der Schrift ausgeſtattet.

Dieſe vervollſtändigte Weiſe Bücher mit Kupferſtichen auszuzieren und in verſchiedenen Abdrücken gleichſam Rechenſchaft über das Ver-fahren des Künſtlers zu geben iſt uns hier zum erſtenmal vorgekommen und verdient bey-behalten zu werden, zumal bey Prachtausga-ben mit Kupfern von ganz vorzüglicher Be-ſchaffenheit; auch werden immer nur einige we-nige Exemplare auf dieſe Weiſe zu bevorrech=ten ſeyn.

XI.

Medaillons vom Grafen Theodor Tolſtoy.

Von großen, ungefähr ſieben Zolle im Durchmeſſer haltenden Medaillon's des Grafen Theodor Tolſtoy, beſtimmt die im letzten Kriege wider Frankreich, von Rußlands erhabenem Beherrſcher, Volk und Heer verrichteten Großthaten künſtleriſch zu verewigen, haben wir im 1. Heft dieſes Bandes über Kunſt und Alterthum, mit Anerkennung ihres Kunſtverdienſtes bereits geredet; ſeither aber iſt die ganze, vom Herrn Grafen anfänglich beabſichtigte Folge, XIX Numern enthaltend, zu Stande gekommen, welcher Folge noch das Bruſt-

bild Sr. Maj. des Kaiſers in alterthümlichem Waffenſchmuck beygefügt iſt und ſonach das zwanzigſte oder eigentlich das erſte Stück des ganzen Werks ausmacht. Die übrigen ſind allegoriſch hiſtoriſche Darſtellungen, anfangend mit der unſern Leſern ſchon bekannten, auf die im Jahr 1812 geſchehene Bewaffnung des Ruſſiſchen Volks zielenden; die übrigen betreffen die denkwürdigſten Kriegsereigniſſe bis zur erſten Einnahme von Paris im Jahr 1814.

Alle dieſe Darſtellungen ſind mit eben ſo vielem Geiſt als Geſchmack erfunden und behandelt, oft iſt dem Künſtler die Gruppirung der Figuren gelungen, nicht ſelten ſtößt man auf wohl ausgedachte Motive. Zu den Stücken wo die Erfindung im Ganzen gelang, zählen wir vornehmlich Nr. VIII, wie Kaiſer Alexander über die Gränze ſetzt; ihn, vom Siege gekränzt, leitet die Weisheit und Tugend zeigt ihm den Weg. Nr. XI. auf die Schlacht an der Katzbach iſt eben ſo empfeh-

lenswerth, deßgleichen Nr. XVI. auf die Schlacht bey Brienne. Das Verdienſt kunſtgerechter Gruppirung nehmen vor andern in Anſpruch Nr. II., die Schlacht bey Borodino bedeutend, Nr. XI. das ſchon erwähnte Stück auf die Schlacht an der Katzbach, Nr. XII. das auf die Schlacht bey Kulm und Nr. XVI. das ebenfalls ſchon erwähnte auf die Schlacht bey Brienne.

Glücklich ausgedacht ſcheint uns das Motiv Nr. IV., wo des Feindes Schwert an dem Schwert des Ruſſen bricht. Eben ſo daß Nr. XII. die Schlacht von Kulm und ihre wichtigen Folgen anzudeuten dem überwältigten Feinde ſein Schwert aus der Hand gerungen wird. Daß Nr. XIX. der um Gnade bittenden Stadt Paris der Oelzweig des Friedens dargeboten wird, auf der Erde Napoleons zertrümmerter Wappenſchild und ein gebrochener Legionsadler liegt, ſind zum wenigſten ſinnreich bedeutende Zeichen.

Schließlich bemerken wir noch daß von allen dieſen Medaillons in Kupfer geſtochene Umriſſe vorhanden ſind, gerade ſo groß als die Originale, gut gezeichnet und fleißig ausgeführt; jedem Kupferſtich iſt auf einem beſondern Blatt die kurze Erklärung des Dargeſtellten oder darzuſtellen Unternommenen beygefügt.

Zugabe.

Umgekehrte Ableitung.

Im vorigen Hefte S. 182. heißt es, die franzöſiſche akademiſche Jugend habe das deutſche Wort Ver... in Verjus verwandelt. — Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der Fall gerade umgekehrt, daß das deutſche Burſchenwort das corrumpirte franzöſiſche verjus ſey. Verjus bezeichnet den Saft von unreifen Trauben, oder auch dieſe Trauben ſelbſt, was man in deutſchen Weinländern Agreſt nennt. Daher der alte franzöſiſche ſprichwörtliche Ausdruck: mettre quelqu'un à la pile au verjus, Jemanden unter die Stampfe bringen, womit unreife Trauben ausgepreßt werden,

welches ſo viel bedeutet, als jemand quälen, demnächſt auch: jemand ſtriegeln, durchhecheln, von ihm Böſes reden, ihm die Ehre abſchneiden. Da die erſten deutſchen Univerſitäten nach dem Muſter der weit ältern franzöſiſchen gebildet wurden, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer Ausdruck ſchon in den älteſten Zeiten, mit dem dadurch bezeichneten Mißbrauch der Verrufs-Erklärung, aus Frankreich nach Deutſchland gewandert iſt, wo er durch die härtere Ausſprache des franzöſiſchen j corrumpirt worden.

v. H.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bildende Kunſt.

Iliadis Fragmenta. . . S. 99

Theater-Malerey. . . — 117

Sanquiriko Mayland

Beuter, Weimar.

Schinkel, Berlin.

Transparent-Gemälde. . . — 132

Drey ſingende Engel von Ruhl. — 142

Studien nach Raphael. . — 154

Kunſtgegenſtände. . . . — 159

Cölln am Rhein. . . . — 170

Landſchaften von Carus. . — 171

Kupfer von Gmelin. . . — 171

Neue Ausgabe des Petrarca. — 180

Medaillons vom Grafen Theodor Tolſtoy. . . . . . — 187

Zugabe. Umgekehrte Ableitung. — 191

Olfried und Liſena,

ein romantiſches Gedicht in zehn Geſängen, von Auguſt Hagen. Königsberg, in der Univerſitätsbuchhandlung. 1820.

Die Entführung,

oder

der alte Bürgerkapitain,

ein frankfurter heroiſch-bürgerliches Luſtſpiel. Frankfurt am Mayn bey Joh. Fr. Wenner.

Jedes in ſeiner Art höchlich zu empfehlen. Das Nähere im folgenden Stück.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goethe, Johann Wolfgang <<von>>,

Ueber Kunst und Alterthum

Bd.: 2

Stuttgart 1816 - 1832

Res/Art. 127 k-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10913664-6